This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PRESENTED BY
THE AUTHOR

838
N83p

Max Nordau's Schriften:

Paris. Studien und Bilder aus dem wahren Millionärlande. Zweite vermehrte Auflage. 2 Bände. Preis eleg. geh. 10 M. geb. 12 Mk. 60 Pf. (Leipzig, 1882, Duncker u. Humblot.)

Paris unter der dritten Republik. Neue Bilder aus dem wahren Millionärlande. Vierte, gänzlich umgearbeitete und bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Preis eleg. geh. 4 Mk.; geb. 5 Mk. (Leipzig, 1890, B. Elischer Nachfolger.)

Ausgewählte Pariser Briefe. Kulturbilder. Zweite vollständig umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage. (Leipzig, 1887, Max Hartleben.)

Vom Kreml zur Alhambra. Kulturstudien. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. Preis eleg. geh. 12 Mk.; geb. 15 Mk. (Leipzig, 1880, B. Elischer Nachfolger.)

Seelenanalysen. Gedichten und Skizzen. (Leipzig, Bd. Reclam Universalbibliothek.)

Der Sinn der Millionen. Schauspiel in fünf Aufzügen. Preis broschiert 3 Mk. 60 Pf. (Leipzig, 1882, B. Elischer Nachfolger.)

Paradoxe. Sechste Auflage. Preis eleg. geh. 4 Mk.; geb. 5 Mk. (Leipzig, 1896, B. Elischer Nachfolger.)

Die Krankheit des Jahrhunderts. Roman. 2 Bände. Dritte veränderte Auflage. Preis eleg. geh. 10 Mk.; geb. 12 Mk. 80 Pf. (Leipzig, 1889, B. Elischer Nachfolger.)

Gefühlskomödie. Roman. Drittes Tausend. Preis eleg. geh. 5 Mk.; geb. 6 Mk. (Breslau, 1892, Schles. Verlags-Anstalt.)

Sozialpsychologien. Novellen. Zweites Tausend. Preis eleg. geh. 3 Mk.; geb. 3 Mk. 75 Pf. (Berlin, 1893, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.)

Entartung. Dritte Auflage. 2 Bände. Preis eleg. geh. 18 M. 60 Pf.; geb. 20 Mk. 25 Pf. (Berlin, 1896, C. Duncker.)

Das Recht zu lieben. Schauspiel in drei Aufzügen. Zweite Preis broschiert 3 Mk. (Berlin, 1898, C. Hofmann u. Comp.)

Die Mittel. Schauspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. Preis broschiert 2 Mk. (Berlin, 1898, C. Hofmann u. Comp.)

Drohnenschlacht. Roman. 2 Bände. Preis eleg. geh. 10 M. geb. 12 Mk. (Berlin, 1898, C. Duncker.)

Doktor Kohn. Bürgerliches Trauerspiel aus der Gegenwart in drei Aufzügen. Zweite Auflage. Preis broschiert 2 M. (Berlin, 1899, C. Hofmann u. Comp.)

Max Nordau's Porträt. Auf chinesisch. Kupferdruckpapier. Preis 2 Mk. (Leipzig, B. Elischer Nachfolger.)

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

e piquancy of Paris is that it
as backward in all matters
actical and material as it is
vanced in everything artistical
tellectual and political.
ris, Sept. 20th 1905

Dr M. Nordau.

Paris

unter der dritten Republik.

838
N83

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Oswald Mutze in Leipzig.

Paris

unter der dritten Republik.

Von

Max Nordau.

Vierte, gänzlich umgearbeitete und bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage.

Leipzig,
Verlag von B. Elischer Nachfolger,
1890.

Vorwort zur vierten Auflage.

Die dritte Republik hat im zweiten Jahrzehnt ihres Bestandes wenige von den Erwartungen erfüllt, die ihr Heraufkommen selbst in nüchternen Seelen erweckt hatte. In der Hauptsache hat sie sich darauf beschränkt, dem eigenen Land und der Welt zu zeigen, daß sie die Ordnung ganz so verbürgen könne wie jede andere starke Regierung und daß ein großes Volk mitten im waffenstarrenden, kriegdrohenden monarchischen Europa sich unter der republikanischen Ordnung nicht erkennbar schlechter befinde als unter der monarchischen. Sonst ist wesentlich Alles beim Alten geblieben. Der Zukunftträumer muß sich in Geduld bescheiden. Die Entwickelungs-Vorgänge in einem so großen Lebewesen, wie es ein Volk von vierzig Millionen ist, sind eben äußerst langsam. Sie mit leibhaftigen Augen zu sehen und mit Händen zu greifen ist noch schwerer, als das Gras wachsen zu hören. Was von ihnen trotzdem wahrzunehmen oder zu errathen ist, das versucht der Verfasser in der vorliegenden Neubearbeitung dieses zuerst vor nahezu zehn Jahren erschienenen Buches zu zeigen. Im Ganzen wird der Leser wol die Empfindung bekommen, daß von Entwickelung fast nicht die Rede sein kann. Wenn man die Republik fragt, was sie seit 1880 gethan hat, so wird sie, wie Sieyès auf die Frage, was er während der Schreckensherrschaft gethan habe, antworten: „Ich habe gelebt." Das ist immer etwas und es ist nicht einmal wenig.

Paris, im Frühling 1890.

Der Verfasser.

354855

Vorwort zur ersten Auflage.

Nachdem der Verfasser vor drittehalb Jahren in seinem Buche „Aus dem wahren Milliardenlande“ die wenig erfreulichen materiellen Seiten des Pariser Lebens dargestellt hat, bemüht er sich in dieser neuen Folge der „Pariser Studien und Bilder“ das ungleich anziehendere Bild des geistigen Lebens im heutigen Paris zu malen. Dieses Buch stellt sich die Aufgabe, die Rückwirkung nachzuweisen, welche die republikanisch-demokratischen Ideen während einer nunmehr zehnjährigen legalen Herrschaft auf die geistige Verfassung der Franzosen und auf die verschiedenartigen Manifestationen ihres Nationalgenies, also auf ihre Literatur, ihre Kunst, ihr soziales Leben, — soweit dasselbe in Paris der unmittelbaren Beobachtung des Verfassers zugänglich war, — und auf ihre politischen Ideale geübt haben. Der Verfasser ist überzeugt, sich in diesen Studien keiner überflüssigen Arbeit unterzogen zu haben. Es gibt wenige Schauspiele von solcher Großartigkeit wie das einer ursprünglich feudalen alten Gesellschaft, die im Begriffe ist, sich zu demokratisiren. An der französischen Nation vollzieht sich augenblicklich dieser weltgeschichtliche Prozeß sichtbarer und mächtiger als in irgend einem Momente seit 1789. Sie ist daran, sich dem Buchstaben des Gleichheitsprinzips gemäß von Grund auf neuzugestalten, und jede Phase dieses Prozesses ist würdig, auch dem ernstesten Geiste lebhaftes Interesse einzuflößen.

Der Verfasser ist kein kritikloser Bewunderer der gegenwärtigen Zustände Frankreichs und will sie nicht unbedingt fremden Völkern als Muster vorhalten. Er sieht manches Neue, das noch chaotisch ist, neben manchem Alten, das längst beseitigt sein sollte; er sieht egoistische Ambitionen neben selbstlosem Patriotismus und gieriges Streberthum neben goldechter Gesinnungstüchtigkeit. Allein er verfolgt den Umgestaltungsvorgang der französischen Gesellschaft mit der wärmsten Theilnahme, weil er darin einen großen menschheitlichen Zug spürt, weil er in den heutigen Zuständen Frankreichs ein Bild der nähern oder entferntern Zukunft aller übrigen Kulturvölker ahnt und weil er die Ueberzeugung hat, daß die Ideen, die hier allmälig zum Durchbruch gelangen, bestimmt sind, über kurz oder lang die Welt zu beherrschen.

Paris, im Herbst 1880.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Das republikaniſche Paris.

Die Republik und die Hauptſtadt 3
Die Republik und die Geſellſchaft 20
Jules Grévy 35
Léon Gambetta 50
Sadi Carnot 78
Der Boulangismus 91
Victor Hugo ſeit 1870 106
Zola und der Naturalismus 146
Alfons Daudet und ſeine Tendenzromane 176
Die Republik und die Denker 189
Die republikaniſchen Salons 206
Die Marſeillaiſe 221

Stereoſkop-Bilder.

Die neuen Monumente 235
Dalous Triumph der Republik 251
Von der Madeleine zur Baſtille 265
Straßen-Induſtrien 284
Müßiggang in Paris 299
Die Première 315
Ein epidemiſcher Volkswahnſinn 330

Unter den Arkaden des Odeon.

Ein verſchollener Stürmer und Dränger 345
Die Bouquiniſten 362
Mein Freund, der Muſiker 376
Zwei Revolutionäre 392
Aus dem Tagebuch eines Künſtlers 406

1.

Das republikaniſche Paris.

Die Republik und die Hauptstadt.

Die dritte Republik feiert am 4. September 1890 ihren zwanzigsten Geburtstag. Ein schönes Alter für eine Republik, besonders in einem Lande, wo die Kindersterblichkeit unter Verfassungen und Regierungsformen so erschrecklich groß ist wie in Frankreich! Schon jetzt ist die dritte Republik eine wahre Urgreisin im Vergleiche zu ihren beiden Vorgängerinen. Die erste Republik starb am 9. Thermidor eines kläglichen Todes und es war nur ihr verwesender Leichnam, den Napoleon den beleidigten Blicken der Welt entzog, als er sich 1804 in der Notre-Dame-Kirche zum Kaiser krönte; am zehnten Geburtstage der ersten Republik war der 18. Brumaire bereits drei Jahre alt und Bonaparte schon zum Konsul auf Lebenszeit gewählt worden und von der Republik nichts übrig geblieben als der muskulöse junge Mensch auf den Zwanzigfranken-Stücken, der den Mangel an Kleidung durch die ihn umgebende Fülle ebenso tiefsinniger wie unverständlicher Sinnbilder zu ersetzen sucht, und der Mummenschanz der antikisirenden Operetten-Trachten, in welchen die Vertreter der Nation dem ersten Konsul Lakaiendienst

thaten. Ueber die zweite Republik braucht man kein Wort zu verlieren. Am 22. Februar geboren, war sie bereits in den Junitagen von den ersten Kinder-Krämpfen weggerafft worden und wenn Louis Napoleon Bonaparte seinen Staatsstreich erst am 2. Dezember 1851 und nicht schon drei Jahre vorher ausführte, so war dies offenbar nur Zerstreutheit oder Bequemlichkeit von seiner Seite.

Nach solchen Beispielen müßte es wirklich scheinen, als wäre die dritte Republik, die ihre geschlagenen zwanzig Jahre so kräftig trägt und noch nicht die geringste Greisenhaftigkeit in Antlitz, Gang und Geberde zeigt, eigentlich ein Wunder an Langlebigkeit und schon um ihres rüstigen Matronenthums willen verehrenswerth. Es hat ja auch andererseits nicht an Unglückspropheten gefehlt, die ihr seit dem Sommer 1888 ein nahes Ende voraussagten und ihre Weissagung gleichsam mit Kapitel und Vers belegten, indem sie auf das angebliche Geschichtsgesetz hinwiesen, das seit einem Jahrhunderte keiner Regierungsform in Frankreich eine längere Lebensfrist als zwanzig Jahre gestattete. Selbst wenn dieses Gesetz wirklich bestehen sollte, würde es aber auf die dritte Republik noch keine Anwendung finden, denn es hat mit den zwanzig Jahren, deren sie sich brüstet, einen kleinen Haken. Die dritte Republik ist ein niedlicher Schelm, der sich älter macht als er ist, um früher das Recht zu haben, in langem Schleppkleid umherzustolziren und die erwachsene Dame zu spielen. Sie ist in Wirklichkeit erst an jenem 30. Januar 1879 geboren, der den Sturz Mac Mahons und das Heraufkommen Grévys sah, und wenn sie beim Standesamte der Weltgeschichte schon am

4. September 1870 angemeldet wurde, so ist das eine kleine Fälschung, welche die Geschichtschreiber einst zu berichtigen haben werden.

Man muß in Frankreich zwischen dem rechtmäßigen und nicht rechtmäßigen Dasein der Republik unterscheiden. Für einen Theil der Nation hat sie nie aufgehört, zu Recht zu bestehen, seit sie zum ersten Mal ausgerufen wurde, und die radikalen Blätter, die ihre Nummern unbekümmert um den Kalender der reaktionären Menschheit vom Jahre 100 der Republik datiren, begehen keineswegs die Donquijotiade, welche oberflächliche Spötter in dieser Schrulle zu erblicken geneigt sein möchten; für Millionen Menschen in Frankreich, besonders aber für den größten Theil des Volkes von Paris, besteht die Continuität der republikanischen Zeitrechnung; für sie hat diese Zeitrechnung nie eine Unterbrechung erfahren; die verschiedenen Monarchien, die einander seit 1804 wie Figuren eines Cotillons gefolgt sind, waren für sie komische oder tragische Zwischenspiele, eine tolle Flucht chinesischer Schattenbilder, die einander in sinnlosem Spiel auf einer Wand jagten, das Dauernde und Bleibende in diesem Wechsel aber war ihnen die Republik, die sie stets im Herzen trugen und zu der sie sich nur dann nicht öffentlich bekannten, wenn auf dieses Bekenntniß die trockene oder die andere Guillotine stand. Das ist die nicht rechtmäßige, wenn auch sehr wesenhafte Existenz der Republik in Frankreich und diese datirt allerdings weder vom 30. Januar 1879 noch vom 4. September 1870, sondern vom 21. September 1792.

Ihre rechtmäßige Existenz dagegen beginnt entschieden erst mit der Wahl Grévys zum Präsidenten der Republik. Was bis dahin in Frankreich herrschte, das war eine Zwischenregierung, welcher die verschiedenen Parteien verschiedene Namen gaben. Die „Regierung der nationalen Vertheidigung", welche die Erbschaft des bankbrüchigen Kaiserreichs ohne die Rechtswolthat des Inventars antrat, hielt sich selbst für eine einstweilige und trat in dem Augenblicke zurück, wo Frankreich wieder den Mund aufthun und im eigenen Namen sprechen konnte. Die Präsidentschaft Thiers' war ein Waffenstillstand, den alle Parteien benützten, um sich für einen Entscheidungskampf um die endgiltige Regierungsform zu rüsten. Das hierauf folgende Septennat mit Mac Mahon als Staatsoberhaupt galt der Reaktion als Vorbereitungsstadium einer Monarchie, welche für die einen das Kaiserreich, für die anderen das Königthum von Gottes Gnaden und für einige Wenige der Orleanismus mit mittelalterlicher Krone und neuzeitlichem Regenschirme werden sollte. Am letzten Karnevalstage 1875 wurde allerdings mit einer Stimme Mehrheit amtlich die Republik ausgerufen, allein die Machthaber jener Zeit erblickten in diesem Beschlusse der Nationalversammlung blos die einzige fröhliche Tollheit eines ungewöhnlich matten und unlustigen Faschings und sie dachten keinen Augenblick daran, die Abstimmung ernst zu nehmen. Damals wurde im französischen Parlament eine Komödie frei nach „Figaro oder ein toller Tag" von Beaumarchais zur Aufführung gebracht. Die reaktionären Parteien raunten und kicherten untereinander und zwinkerten mit den Augen und lächelten einander ge-

heimnißvoll-vielsagend zu, so daß der Zuschauer sich fragen mußte: „Wen betrügt man hier?“ und als Alles vorüber war, da zeigte sich, daß die schlauen Reaktionäre sich selbst betrogen, und alle die Zeit her nur die Geschäfte der Republikaner besorgt hatten, welche den Almaviva in dieser parlamentarischen Komödie spielten. Die Wuth über diesen Ausgang des lustigen Intriguenstücks war groß und kam am 16. Mai 1877 erschreckend zum Ausbruch. Aber auf diesen sagenhaften 16. Mai folgte der nicht minder sagenhafte 14. Oktober 1877, der Tag, an welchem die von Mac Mahon leichtfertig aufgelöste Abgeordnetenkammer neugewählt wurde, und nun erkannte die Reaktion mit ohnmächtigem Grimme, daß das Interregnum seinem Ende nahe, ohne in die hoffnungsfroh und siegessicher erwartete Monarchie hinüberzumünden, und sie gab den Kampf gegen die übergewaltig vorbrechende republikanische Sturmflut auf, nicht ohne zuvor noch versucht zu haben, ihr einen letzten Damm in Gestalt eines hübsch ersonnenen, aber kläglich ungeschickt inszenirten niedlichen Staatsstreichleins in Duodez entgegenzuwerfen. Am 14. Oktober 1877 war der Kampf um die Regierungsform endgiltig entschieden und der 30. Januar 1879, der Tag des Rücktritts Mac Mahons, mußte auf jenen Tag des Triumphs der republikanischen Gedanken logisch folgen wie ein Tag des Leichenbegängnisses auf einen Todestag.

Während aber die Reaktion in Amt und Würde über acht Jahre lang mit der heißen, leidenschaftlichen öffentlichen Meinung des Landes rang und sie zu knebeln suchte, war Paris fortwährend ein Zufluchtsort der republikanischen Ge-

sinnung und ließ sich seinen festen Glauben an den schließlichen Sieg der Republik keinen Augenblick lang rauben. Die Stadt zog sich dadurch den wüthenden Haß der Machthaber und stete Mißhandlungen von ihnen zu. Die „Ruraux" oder Landpomeranzen, diese grotesken Provinz-Politiker, welche eine wunderliche Grille des Zufalls anläßlich der 1871er Abgeordnetenwahlen aus ihrer anspruchsvollen Dunkelheit von Nanterre oder Landernau ins volle Licht der Tagesberühmtheit emporschleuderte und die fünf Jahre lang berufen waren, die Geschicke Frankreichs zu lenken, was sie so trefflich verstanden wie Sancho Panza die Regierung seiner Insel Barataria, — die Ruraux begannen ihre gesetzgeberische Thätigkeit damit, daß sie mit der größten Ernsthaftigkeit von der Welt Paris zur Strafe für seine übeln Neigungen und seinen anstößigen Lebenswandel „dekapitalisirten", das heißt seines Ranges einer Hauptstadt Frankreichs verlustig erklärten.

Mit jenem feierlichen Dekret erwarben sich die braven Ruraux für ewige Zeiten das Ehrenbürgerrecht zu Schilda. Paris dekapitalisiren! Das war gerade, als ob die Liliputaner sich bemüht hätten, dem Riesen Gulliver mit kirschstengelgroßen Keulen den Schädel einzuschlagen oder ihn mit spinnwebstarken Seilen „so lang am Halse zu henken, bis daß er todt sein würde". Die zuversichtliche und selbstbewußte Dame Lutetia zuckte nur die Achsel und murmelte leise etwas wie „quelle bêtise!" und sprach laut mit höhnischer Krümmung der Lippen: „Sollen nur nach Versailles gehen, sie werden schon wiederkommen!"

In der That, die leichtfertige Schöne konnte es mit Gleichmuth ansehen, daß sie die Gunst der Machthaber des Augenblicks verloren hatte, sie war zu siegesgewiß im stolzen Bewußtsein ihrer Reize, um zu glauben, daß das brummige Schmollen lange vorhalten würde. War es denn ihr erster Kampf mit der herrschenden Macht? Hatten sich Könige und Regierungen nicht schon früher von ihren tyrannischen Launen zu befreien gesucht?

Aber mit welch kläglichem Erfolge! Paris hatte sich stets als unbesiegbar erwiesen. Die Gegner waren hinfällige Sterbliche, die große Stadt dagegen hatte etwas von der ewigen Jugend und Unverwundbarkeit der olympischen Götter. Sie sah mit höhnischer Ruhe, wie ihre Feinde alterten, welk wurden und dahinschwanden, während sie selbst jedem neu heraufkommenden Geschlechte jünger, schöner und strahlender erschien. Der „König Sonne", Ludwig XIV., haßte Paris; es war die Stadt der Ligue und Fronde; es war die Stadt, die „Mazarinaden" zu singen wagte, als ganz Frankreich schon mit der Stirne den Staub der Thronstufen berührte. Der König Sonne wollte in ganz Frankreich wie in einem Spiegel nichts als sich selbst sehen und Paris erlaubte sich, eine Individualität, eine Meinung, einen Willen zu haben. So viel Selbstständigkeit angesichts seiner großen, alles Andere ins tiefste Nichts hinabdrückenden Erscheinung war eine maßlose Kühnheit und verbrecherische Selbstüberhebung und mußte mit der Wucht eines allmächtigen Königsarms gestraft werden. In seiner Eitelkeit glaubte er die unehrerbietige Stadt grausam heimzusuchen, wenn er ihr die Glorie seiner Gegenwart ent-

zog. Er machte Versailles zu einem Paradies und zum zeitweiligen Mittelpunkte der Weltgeschichte.

Und Paris? Es hatte die Dreistigkeit, zu thun, als ob es gar nicht merke, daß ihm etwas fehle. Es fuhr fort, so gottlos lustig und so höllisch geistreich zu sein wie früher und mit seinem rücksichtslosen Witze das Gekicher Europas zu erwecken. Sang es nicht, als der „große König" es recht in den Grund hinein gedemüthigt und in den Sack der Reue gehüllt glaubte, dem aufgeblähten Hofe mit voller Lunge den Spottvers unter die Nase:

„Le grandpère est un fanfaron,
Le fils un imbécile;
Le petit-fils un grand poltron
O la belle famille!
Que je vous plains, pauvres Français,
Soumis à cet empire!
Faites comme ont fait les Anglais:
C'est assez vous en dire!"

Die zwei Nachfolger Ludwigs des Vierzehnten erbten von ihm seine Feindschaft gegen Paris und suchten tückisch ihrer Hauptstadt den Königsmantel rücklings von der Schulter zu zerren. Ein Jahrhundert lang begnügte sich Paris damit, verächtlich zu lächeln. Aber als es eines Tages zornig wurde, da zerquetschte es mit der einen Hand die Bastille und langte sich mit der andern den König aus Versailles und war mit einem Male wieder das Haupt und das Herz Frankreichs, nein, Frankreich selbst.

Waren die Mitglieder der 1871er Nationalversammlung so kurzen Gedächtnisses oder so unwissend in der Geschichte ihres Landes, daß sie diese Episode nicht kannten? Und wenn sie sie kannten, wie durften sie sich einbilden, mit ihrem Strafurtheile das zu Wege zu bringen, was der mächtige Despot Ludwig mit all seiner rücksichtslosen Königsgewalt nicht durchzusetzen vermocht hatte? Sie hielten sich bei diesen vernünftigen Erwägungen nicht auf und ließen dem grausigen Drama der Commune das Possenspiel der Dekapitalisirung folgen, wie die Griechen ihren Tragödien eine Farce anfügten.

Paris dekapitalisiren! Das war ein großes Unterfangen; dazu gehörte jedenfalls etwas mehr als ein Paragraph im „Journal officiel". Um dieses Wort zur That zu machen, mußte man Paris alles rauben, was es des Schönen, des Reichen, des Einzigen, mit einem Worte des unwiderstehlich Anziehenden hat: man mußte ihm seine National-Bibliothek mit den zwei Millionen Bänden und Handschriften, seinen Louvre mit der Venus von Milo und der Mona Lisa, seine Sammlungen, Museen, Thier- und Pflanzengärten nehmen; und das durfte nur ein Anfang sein; man mußte auch seine prächtigen Monumentalbauten, seinen Triumphbogen, seinen Invalidendom, seine Notredame-Kirche, sein Pantheon, seine Tour St. Jacques von der Oberfläche der Erde hinwegfegen, die Boulevards rasiren, das Bois de Boulogne, den Tuilerien- und Luxembourg-Garten umpflügen und Salz in die Furchen säen, die kosigen kleinen Hotels und stolzen Paläste einäschern und von der ganzen architektonischen und szenischen Pracht nichts übrig lassen als die Bastringues von

Belleville und die infizirten Gäßchen von La Villette. Man mußte die Fachschulen zusperren und verhindern, daß Jünglinge aus fernen Ländern jenseit des Ozeans herbeiströmen, um hier zu lernen, was sie sich einbilden, nirgends sonst lernen zu können. Und das war noch immer, noch lange nicht Alles. Man mußte ferner die Kaufleute zwingen, ihre Läden, die Bankiers, ihre Millionen, die Industriellen, ihre Fabriken nach einem andern Orte zu verlegen und dort die Güter zu erzeugen und die Geschäfte auszuführen, welche die Goldströme aus allen Weltgegenden unwiderstehlich nach Paris ziehen, wie der Ozean die fließenden Wässer aus allen Richtungen an sich saugt. Und selbst wenn man dies alles gethan hatte, war man dem angestrebten Ziele noch nicht um eines Haares Breite näher gekommen. Denn ohne Sammlungen, ohne Denkmäler, ohne Lehranstalten, ohne Gewerbe und Handel war Paris noch immer Paris, so lange fünftausend Maler und Bildhauer, zweitausend Schauspieler und Sänger, tausend Dichter, Schriftsteller, Forscher und Denker, fünfzigtausend nihilistische, ungläubige, unerschöpflich witzige, liebenswürdig ungezogene Taugenichtse und ebensoviel häßlicher, übermüthiger, durch und durch verdorbener, gedankenloser, nichtsnutziger und dennoch jeden Feinschmecker der Liebe bezaubernder Teufelinen zwischen der Porte Maillot und der Place du Trône mitten unter den zwei Millionen geldmachender Philister von Paris herumschwirrten und herumsummten, Absinth tranken, Gott und die Welt verspotteten, Meisterwerke hervorbrachten, den menschlichen Gedanken erweiterten und neben der ernsten Arbeit jenes ewig sprühende

Feuerwerk von Gauloiserien, jenen unausgesetzten Ausbruch von Tollheit, Genialität und Aberwitz unterhielten, welcher die Wanderung nach Paris Jedem zur unerläßlichen Pflicht macht, der den Menschengeist in vulkanischer Thätigkeit beobachten will. Diese hunderttausend beweglichen, gährenden Naturen mußten ausgerottet, zerstreut, nach einer wüsten Insel bei den Gegenfüßlern, nach Neu-Caledonien etwa, verschifft werden, dann erst hörte Paris auf, Paris zu sein, dann erst war Paris dekapitalisirt.

Die Nationalversammlung that aber nichts dergleichen, sondern machte sich ihre Arbeit kinderleicht. Sie nahm einfach siebenhundert und so und so viel Eisenbahnfahrkarten zu 1 Fr. 65 Cent., fuhr nach Versailles und erklärte Paris seines Ranges verlustig. Auf Paris machte das ungefähr den Eindruck, den es auf einen Münchener Bierwirth machen würde, wenn er erführe, daß er für ewige Zeiten aus dem gesammten Gebiete des Staates San Marino verbannt worden sei. Paris that, als wäre Versailles gar nicht auf der Oberfläche der Erde, und begann, gleichmüthig die Trümmer der Communebrände aus seinen Straßen wegzuräumen. Als dies geschehen war, nahm es eine Anleihe nach der andern auf und wandte vierhundert Millionen daran, um sich von den hochhackigen Schuhen bis zum kapriziösen Rococohütchen neu herauszuputzen. Mit dem leichten Blute, das sein Vorrecht ist, fuhr es fort, blos an seine Toilette zu denken, als wäre es noch immer, was es nach dem Buchstaben des Gesetzes nicht mehr war, die glänzende Hauptstadt Frankreichs.

Das Strafurtheil der Ruraux blieb acht Jahre lang über

Paris verhängt. Welchen Einfluß hat es auf die Stadt gehabt? Man muß nur einen Blick auf die letztere werfen und man hat die Antwort auf diese Frage gefunden. Paris ist heute schöner, als es je gewesen. Seinem Diadem von Prachtbauten ist ein neuer Edelstein, die Oper, eingefügt worden, die zwar noch das Kaiserreich begonnen, jedoch die Republik vollendet hat. Das neue Hôtel Dieu und das Hôpital Lariboisière sprechen für die Sorge, welche die Pariser Stadtverwaltung für die „Armen und Elenden" trägt. An Stelle des niedergebrannten Justizpalastes steht ein neuer von gewaltiger Ausdehnung, wenn auch vielleicht nicht vorwurfsfreiem Geschmacke. Das Hôtel de Ville erhebt sich prächtiger aus seiner Asche und der wunderbare Durchblick, der sich vom Arc de Triomphe durch die grünen Champs Elysées über die Place de la Concorde und durch den statuenreichen Tuileriengarten dehnt, wird nicht mehr von den Trümmern des zerstörten Palastes unheimlich unterbrochen, sondern findet einen schönen Abschluß in dem Triumphbogen des Carrousel-Platzes, der glücklicherweise das geschmacklose Gambetta-Denkmal verdeckt. In den Haußmann'schen Ueberlieferungen weiterarbeitend, hat man das alte Viertel der „Buttes des Moulins" geschleift, die neue, herrliche „Avenue de l'Opéra" mit ihrer kilometerlangen Doppelreihe gewaltiger Paläste erbaut und den großartigen Boulevard St. Germain, den der 4. September in embryonalem Zustande vorfand, von einem Ende bis zum andern, von der Concordien- bis zur St. Germain-Brücke, fertiggestellt. Zu den alten Museen kamen zwei neue, das Guimet'sche für die Geschichte der Religionen und das

Galliera'sche für Kunstgeschichte, beides schöne, harmonische Bauten, die ihres bedeutenden Inhalts würdig sind. Die 1878er Weltausstellung hat den wunderlichen, aber gewaltigen Trocadero-Palast mit seinen stillosen zwei Thürmen, seinem bauchigen Mittelbau und seinen weitklafternden flügelartigen Säulengängen, die 1889er den keines Beiworts bedürfenden Eiffelthurm und die großartigste Eisenkonstruktion der Welt, die Maschinenhalle, zurückgelassen. Um den neuen Postpalast, um die gänzlich umgestaltete Getreidehalle mit dem ausdrucksvollen Kuppelbau und der eleganten Medici-Säule ist ein reiches und prächtiges Stadtviertel aufgeschossen, das den Moder uralter, winkeliger Schmutzgäßchen erfreulich lüftete. Die Anzahl der Fremdenhôtels hat sich während der republikanischen Aera um die Hälfte vermehrt, die Wohnungsmiethe, der Werth der Häuser und Grundstücke ist aufs Doppelte, stellenweise sogar aufs Dreifache gestiegen. Die Bevölkerung wächst fortwährend und hat die Ziffer von zwei Millionen weit überschritten. Der Straßenverkehr nimmt so ungeheuer zu, daß man davon spricht, gewisse Straßenkreuzungen, wie die Einmündung der Rue Montmartre in den Boulevard, die berühmte „Ecke der Ueberfahrenen", „carrefour des écrasés", zu überbrücken, da der endlose vielreihige Wagenzug den Fußgängern stundenlang keinen Uebergang gestattet. Die Droschkenkutscher sind auch an Wochentagen so grob und hochnasig gegen ihre Fahrgäste, wie sie es ehedem selbst in ihren glänzendsten Zeiten nur an sonnigen Feiertagen gewesen sind. Die Theater machen Einnahmen wie nie zuvor; die städtischen Verkehrsanstalten zahlen Dividenden, die den glücklichen An-

theileigner träumen machen, und wenn die auvergnatischen Eckensteher sich keine Häuser kaufen, so ist dies nur darum, weil sie lieber in Rente spekuliren.

Diesen Zustand hat Paris trotz der Dekapitalisation erreicht und diese hat auch nicht verhindern können, daß schon die 1878er Weltausstellung glänzend gelinge, während welcher Paris zwar noch nicht die amtliche Hauptstadt Frankreichs war, sich aber trotzdem als die Hauptstadt der Welt fühlte und als solche von einer Schaar einheimischer und fremder Schriftsteller gefeiert wurde. Dennoch wurde die lächerliche Fiktion der „Dekapitalisation" bis zum März 1879 aufrecht erhalten. Erst damals entschloß sich die mittlerweile republikanisch gewordene Landesvertretung, Paris das hauptstädtische Diadem wieder aufs Haupt zu setzen, welches ihre reaktionäre Vorgängerin der Stadt acht Jahre vorher vom Kopfe geworfen; die Kammern kehrten nach Paris zurück und dieses war wieder amtlich, was es thatsächlich zu sein nie aufgehört hatte: die Hauptstadt Frankreichs.

Seither ist die Republikanisirung der äußern Physiognomie von Paris vollständig geworden. Die erste That der Umwälzung vom 4. September war die gewesen, alle öffentlichen Gebäude mit der an die begeisterungsvollsten Augenblicke der großen Revolution erinnernden Aufschrift: „Liberté. Fraternité. Egalité" zu bedecken. Die „moralische Ordnung" hatte diese Inschriften verblassen, von Wind und Regen wegwaschen oder direkt übertünchen lassen. Heute sind sie erneut und leuchten in helleren Farben als je und werden sogar stellenweise durch eingemeißelte Inschriften ersetzt, welche

der Zeit und den politischen Umwälzungen besser widerstehen werden als die mit dem flüchtigen Pinsel aufgemalten. Die Straßennamen, welche die Erinnerung an irgend einen Helfershelfer des Staatsstreichs oder an einen zweideutigen Hausfreund von St. Cloud oder den Tuilerien verewigten, sind trotz des Pfauengeschreis der Bonapartisten abgeschafft und durch solche ersetzt worden, die eine Bürgertugend oder ein geistiges Verdienst ins Gedächtniß rufen. Wenn das Volk von Paris an der Hand seiner Straßenbezeichnungen zwanzig Jahre lang bonapartistische Hofchronik machte, so lernt es jetzt mit Hilfe desselben mnemotechnischen Mittels republikanische Namen und revolutionäre Großthaten auswendig. Die öffentlichen Denkmäler, die in Paris seit der neuesten Aera errichtet wurden, gelten nicht einem Einzelverdienste, sondern sind ebensoviele Huldigungen, die dem abstrakten Patriotismus oder irgend einer großen, menschlichen Idee dargebracht wurden, wie die herrliche Bronzegruppe „Gloria victis“ von Mercié (im Square Montholon) oder das große Hochrelief über dem Haupteingange des Louvre, welches „das Genie“ in zwar leider allegorischer, aber doch künstlerisch schöner Darstellung verkörpert, oder wie das geplante Denkmal der Vertheidigung von Paris. Ihren höchsten und monumentalsten Ausdruck aber findet die Republikanisirung der Stadt in den Statuen der Republik, welche auf der ungeheuern „Place de la Republique“, der „Place de la Nation“ und auf dem Platze vor dem Institut de France aufgestellt sind. Von den Standbildern, welche das alte Regime den Monarchen Frankreichs errichtet, hat die große Revolution

blos dasjenige Heinrichs IV. verschont, das noch heute den Pont neuf beherrscht; die Restauration erneuerte die zerstörten Standbilder Ludwigs XIII. und XIV., die bis zu diesem Tag auf der Place des Vosges und des Victoires geduldet werden. Diesen stummen, halbverschollenen Zeugen einer niedergegangenen Epoche setzt die neue Aera die Sinnbilder der Gegenwart und Zukunft an die Seite und die Standbilder der Republik, die sich auf den öffentlichen Plätzen von Paris erheben, verkünden auch in der Sprache des Marmors und des Erzes den Wandel, den die Geschicke der Nation in den letzten Jahrzehnten erfahren haben.

All das sind freilich Aeußerlichkeiten und ein Zweifler mag bei ihrer Aufzählung mitleidig lächelnd die Achseln zucken. Was die Republik mit den Sinnbildern der Monarchie gethan hat, das kann ein neues Regime mit den Sinnbildern der Republik thun. Das dreieinige Dogma der großen Revolution, das „Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!" kann über Nacht von allen Mauern weggekratzt, Straßen können umgetauft, Standbilder zerstört werden und es kostet nicht viel Anstrengung, der Stadt die Physiognomie zu geben, die das jeweilige Regierungssystem erfordert. Das ändert aber nichts an der Thatsache, daß heute die äußere Physiognomie von Paris eine völlig republikanische, daß das republikanische Paris schöner ist, als es das kaiserliche oder königliche jemals war, und daß die groteske Episode der „Dekapitalisirung" an Paris ebenso spurlos vorübergegangen ist wie die schauerliche Episode der Commune, von der, wie die Raben der Reaktion nach

den Maibränden des Jahres 1871 krächzten, die Stadt sich nie wieder sollte erholen können. Stolzer als je sind die silbernen Segel des Wappenschiffs von Paris gebläht und siegreicher als je tönt der Ruf ihres alten Wappenspruchs: „Fluctuat, nec mergitur!“ — „Es schwankt, aber es sinkt nicht!“

Die Republik und die Gesellschaft.

Nichts ist interessanter, als die Haltung zu beobachten, welche die sogenannte „gute Gesellschaft", das heißt jene beneidenswerthe Klasse der Nation, die, ganz wie die Lilien des Feldes in der Bibel, nicht arbeitet und dennoch gekleidet und genährt ist und sich trefflich ihres Lebens freut, der Republik gegenüber einnimmt. Für die „Gesellschaft" war das phänomenale Weltausstellungsjahr 1878 ein kritisches. Bis dahin beobachtete sie den gesetzlichen Einrichtungen ihres Landes gegenüber im besten Fall eine mürrische Zurückhaltung, die oft genug in unverhüllte Feindseligkeit ausartete. Die Reichen und Vornehmen gaben sich den Anschein, nicht an die Republik zu glauben. Die einen setzten ihre üppigen Hotels für die Ankunft des Königs Heinrich V. in den Stand, die anderen richteten Paradegemächer für die Zeit des dritten Kaiserreichs her, noch andere schickten ihre Kostbarkeiten ostentativ ins Ausland, um sie gegen eine neue Commune zu sichern. In ihren Gesprächen untereinander und mit Fremden verspotteten sie die Republik und ihre Träger und lachten dem Ausländer ins Gesicht, der sie fragte, was sie von der

Dauer der neuen Aera halten? Der Faubourg St. Germain, der Faubourg St. Honoré war öde und verlassen; man sah da nur grimmig verschlossene Thore, feindselig zurückweisende verhängte Fenster, üppig wucherndes Gras zwischen den Pflastersteinen der träumenden Höfe. Die Besitzer dieser stolzen Herrenhäuser lebten in schmollender Zurückgezogenheit auf ihren Landgütern in der Tiefe irgend einer entlegenen Provinz oder reisten im monarchischen Auslande, wo sie ihr Bedürfniß nach dem belebenden Sonnenschein einer königlichen Gegenwart befriedigen konnten. Es war eine förmliche Emigration, mit dem Unterschiede jedoch, daß die neuen Emigranten im Auslande nicht Hunger und Elend litten, sondern aus dem Vaterlande die Mittel bezogen, die ihnen gestatteten, das letztere in aller Bequemlichkeit anzuschwärzen. Denn das war der Zweck, zu dem sie in der Provinz und im Ausland ihre Muße verwandten. In der Provinz bekämpften sie mit tückischen oder ehrlichen Waffen die Beamten der Republik, sofern sie nicht Leute ihres Schlages waren, die den Sold und die Uniform des Staates annahmen, um ihn bequemer verrathen zu können, und bliesen den Bauern und Priestern die Ohren voll mit Gerüchten von neuen Unruhen, neuen Aufständen, die angeblich Paris bedrohen sollten. Im Auslande hielten sie den Ruf französischer Geistreichigkeit aufrecht, indem sie beißende Epigramme gegen die „neuen Schichten" und ihre geliebte Republik drechselten und mit albernen, aber boshaften Anekdoten über die plebejischen Politiker der neuen Aera um ein Lächeln schadenfroher Zuhörer buhlten.

Insbesondere gegen Paris richtete sich ihr Haß in erster

Linie. Wie sie es seines Ranges als Hauptstadt verlustig erklärten, haben wir gesehen. Damit nicht zufrieden, suchten sie noch mit tausend anderen Mitteln Paris um seinen Ruf einer prächtigen, eleganten, heitern Stadt zu bringen. Sie stellten es als eine Ruine dar, in der noch die Communebrände rauchten; sie verbreiteten, Paris sei finster, aufgeregt, schreckhaft geworden; man sehe in den Straßen nur noch Proletarier mit drohenden Blicken und Wolhabende, die sich furchtsam die Taschen zuhalten; man lache, man singe, man amüsire sich nicht; es gebe keine Salons mehr; ihren Platz habe die Absinthkneipe eingenommen; der Omnibus habe das Coupé verdrängt, die bessere Gesellschaft sich geflüchtet und der Fremdenstrom zu fließen aufgehört. Solche Fabeln wurden jahrelang in der Provinz und im Auslande verbreitet und — es ist nicht zu leugnen — Paris litt ernstlich unter ihnen. Die Fremden ließen sich wirklich abschrecken und in den ersten Jahren nach dem Kriege hatte das Boulevardleben wirklich eine gewisse Mattigkeit, die auch dem minder geübten Beobachter auffallen mußte.

Da führte die Republik einen schrecklichen Streich gegen ihre Gegner und Verleumder. In dem kurzen Intervall, der die Regierung der „moralischen Ordnung" von der Regierung des 16. Mai trennte, beschloß das damals am Ruder befindliche liberale Ministerium die Veranstaltung einer Weltausstellung in Paris. Das betreffende Dekret, welches vom 4. April 1876 datirt ist, war aus Gründen, die sofort auseinandergesetzt werden sollen, ein Triumph der republikanischen Idee und die schwerste Niederlage, welche die Reaktion seit dem 4. September 1870 erlitten hatte.

Die 1867er Weltausstellung wird nämlich von den Reaktionären aller Farben, besonders aber von den Bonapartisten, als ein Ruhmestitel betrachtet, mit dem sie sich häufig und gerne brüsten. Die Pariser dachten in der That zehn Jahre lang mit unausrottbarer Sehnsucht und Zärtlichkeit an jenes internationale Arbeitsfest zurück, das ihnen in der harten, nachsedanischen Zeit, von der Erinnerung etwas übertrieben, etwas idealisirt, etwas poetischer ausgemalt, als eine Art verlorenen Paradieses vor das Auge der Phantasie gehalten wurde. Im Jahre 1867 hatte das Empire die volle Entfaltung seiner trügerisch-prächtigen, innerlich faulen Blüthe erreicht. Frankreich war der Schiedsrichter Europas, das gespannt und unruhig an den Lippen Napoleons hing; im Innern waren Handel, Gewerbe, Ackerbau zu einer bis dahin unbekannten Entwickelung gelangt; alle Welt bereicherte sich; ein erschrecklicher Börsenschwindel schuf über Nacht Millionäre, die mit ihrem lärmenden Emporkömmlings-Aufwande Paris erfüllten und allen Augen das Schauspiel eines satrapischen Reichthums boten; derselbe Schwindel vernichtete allerdings auch zahlreiche Existenzen, allein die Opfer verhüllte ihre Dunkelheit vor den Blicken der Welt. Die Weltausstellung bot unter solchen Umständen einen willkommenen Anlaß, den Reichthum Frankreichs und den Luxus von Paris aufs Vortheilhafteste zur Schau zu stellen. Alle gekrönten Häupter kamen damals nach Paris und nahmen die Gastfreundschaft Napoleons an, der durch einige Meineide und etliche tausend Meuchelmorde ihr „cher frère“ geworden war; in ihrem Gefolge wälzten sich Hunderttausende von Fremden nach, die

einen wahren Goldhagel auf die Boulevards niederprasseln ließen. Die Pariser hatten Alles, was sie träumen und wünschen konnten: panem und circenses, Napoleons in solcher Menge, daß ihnen davon schier die Taschen barsten, Feste, Schauspiele, Straßengedränge, Aufzüge, daß es selbst ihrer ewig schaulustigen, ewig unersättlichen „Badauderie" beinahe zu viel wurde; sie waren glücklich, sie waren zufrieden und sie machten kein Geheimniß daraus. Die Fremden ihrerseits, die zu Besuche gekommen waren, sahen eine prächtige Stadt mit neuen, breiten Boulevards und Tausenden von Palästen, die gleich Pilzen nach einem Sommerregen aus dem Boden geschossen waren, und sie bewunderten das Genie einer Verwaltung, welche ein solches Werk gleichsam mit der Berührung eines Zauberstabes hervorgebracht hatte. (Die Rechnungen, welche das Taschenspielerstückchen Haußmanns hätten erklären können, sind leider beim Brande des Hotel de Ville zerstört worden.) Sie sahen ferner eine reiche und glückliche Bevölkerung, von deren Zufriedenheit die Spatzen auf allen Dächern pfiffen, und sie hätten einen ganz übernatürlichen Grad von Scharfblick und Durchdringung haben müssen, hätten sie hinter diesen glänzenden Aeußerlichkeiten die Kernfäule errathen sollen. So steigerte die 1867er Weltausstellung das Prestige des Kaiserreichs im Land und in Europa aufs Fabelhafteste und wenn manche Franzosen und sehr viele Ausländer an Napoleon noch heute mit einer gewissen verzeihenden Nachsicht denken, so ist es, weil sich in ihrem Gedächtnisse die Erinnerung an sein Schmachregiment mit dem Andenken an die märchenhafte Ausstellung identifizirt.

Die Republik, die in den schrecklichsten Tagen des Krieges geboren wurde, hatte im Gegentheil in der Anschauung des oberflächlichern und leichtfertigern Theils der französischen Nation darunter zu leiden, daß sie zusammen mit einer ganzen Reihe schwerer Uebel auftrat. Das „post hoc, ergo propter hoc“ ist einer der häufigsten Fehler schlechter Logiker. Es lag so nahe, die Republik für die ungeheure Steuererhöhung, für die Vertheuerung aller einfachen Gebrauchsgegenstände, für die Verlangsamung der Handels- und Gewerbe-Bewegung verantwortlich zu machen, welche bald nach ihrer Gründung über Frankreich hereinbrachen! Die Bonapartisten beuteten diese Volks-Neigung zu falschen Schlüssen weidlich aus; sie wurden nicht müde zu wiederholen, daß das Kaiserreich den Wolstand, die Republik die Verarmung bedeute, und sie wiesen namentlich auf die 1867er Ausstellung wie auf die Fleischtöpfe eines verlorenen Aegyptens hin.

Man kann sich denken, welche Gefühle unter solchen Umständen der Regierungsplan der Abhaltung einer Weltausstellung im Jahre 1878 bei den reaktionären Parteien erweckte. Was! die Republik wollte Europa ein Unterpfand ihrer Friedensliebe und dem Land einen Beweis ihrer Sorge für das wirthschaftliche Wolergehen des Volkes liefern? Sie wollte sich als Pflegerin der Arbeit, als Beschützerin des Gewerbefleißes aufspielen? Sie affektirte, auf eine sichere, ungestörte, ruhige Zukunft zu rechnen? Sie hatte die Anmaßung, sich bei der Nation das Prestige einer glänzenden Ausstellung gutschreiben lassen und Paris bereichern zu wollen wie ein gewöhnliches Empire? Nein, das durfte nicht geduldet werden.

Und alles, was in Frankreich bei Chislehurst und Frohsdorf schwur, machte sich daran, das patriotische Unternehmen der republikanischen Regierung zu vereiteln. Welche boshaften, kleinlichen Manöver haben diese ohnmächtigen Feinde der Republik nicht ausgesonnen, um der Ausstellung zu schaden! Zuerst bekämpften sie den Plan offen in ihren Blättern und auf der Rednerbühne; als er Gesetzeskraft erlangt hatte, suchten sie Europa von der Betheiligung abzuschrecken; sie jubelten, als Deutschland den bedauerlichen, durch ein spätes und unvollständiges Zugeständniß nicht gutgemachten Entschluß faßte, von der Ausstellung fern zu bleiben; sie wühlten an allen Höfen, damit das Beispiel Deutschlands Nachahmung finde; und als der Ausstellungsgedanke trotzdem seinen Weg machte und eine greifbare Gestalt anzunehmen begann, da wurde die Angriffstaktik geändert; in den reaktionären Zeitungen erschien seit dem Sommer 1876 regelmäßig alle zwei oder drei Wochen einmal eine heimtückische Notiz, die ein angeblich verbreitetes Gerücht verzeichnete, wonach die Ausstellung um ein Jahr verschoben werden sollte, oder die erzählte, daß angesichts der in Paris herrschenden politischen Gährung einige hervorragende ausländische Aussteller erklärt hätten, sie könnten nicht riskiren, werthvolle Gegenstände dahin zu schicken, wenn ihnen nicht besondere Bürgschaften für deren Sicherheit geboten würden u. s. w. u. s. w. Diese Tücken blieben in der That nicht ohne einige Wirkung; man bemerkte in Frankreich und im Auslande Zögerungen; furchtsame Geister ließen sich entmuthigen; die französische Regierung sah sich sogar wiederholt genöthigt, all den verbreiteten böswilligen Gerüchten amtlich

entgegenzutreten. Und der Gedanke fuhr dennoch fort, seinen Weg zu machen. Weder der orientalische Krieg noch die durch den 16. Mai heraufbeschworene innere Krise konnten seiner Entwickelung etwas anhaben; das Ausstellungswerk gedieh von Tag zu Tag freudiger und endlich ging der herrliche 1. Mai 1878 über Paris auf, einer der schönsten und größten Tage in der wechselvollen Geschichte dieser Stadt.

Der Ausstellungssommer, der diesem unvergeßlichen ersten Mai folgte, bewirkte einen vollständigen Wechsel in der Haltung der vornehmen Gesellschaft gegen die Republik. Die Bewohner der adeligen Faubourgs erkannten mit tiefem Grimme, daß die verhaßte Republik selbst von den ausschließlichsten Kreisen Europa's durchaus angenommen sei. Daß kein Monarch da war, um die Honneurs der Hauptstadt zu machen, hinderte weder Könige noch Prinzen, nach Paris zu kommen und die Weltausstellung zu bewundern. Die Aristokratie aller Länder folgte dem Beispiel ihrer Fürsten und drängte sich schaarenweise nach der Seinestadt, wo sie sich trotz der Republik und der revolutionären Inschrift an allen öffentlichen Gebäuden so wol befand wie nur je zur Zeit des Bürgerkönigthums oder Kaiserreichs. Daß die adeligen Faubourgs schmollten, merkte gar Niemand. Wem fiel es ein zu fragen: „Wo sind die Träger der geschichtlichen Namen Frankreichs?" Wer blieb vor den ausgestorbenen Palästen in der Rue de Grenelle oder Rue de Lille stehen und wunderte sich über ihre Verödung? Die Reaktionäre hatten sich eingebildet, Paris werde ohne sie den Fremden leer und verlassen erscheinen, und in Wirklichkeit ließ das Getöse der ewig menschenwimmelnden Straßen

nicht einen Augenblick lang die Empfindung aufkommen, daß diese lärmende Menge unvollständig sei, daß in ihr ein mächtiges Element der Bevölkerung Frankreichs fehle. Da gelangte die „gute Gesellschaft“ zur weisen Erkenntniß, daß sie mit ihrem schmollenden Beiseitestehen nur sich lächerlich mache, ohne der Republik im Geringsten zu schaden, und diese Erkenntniß führte eine vollständige Veränderung ihrer Haltung herbei.

Der Winter, welcher der Weltausstellung folgte, war einer der glänzendsten und geräuschvollsten, die Paris jemals gekannt. Alle vornehmen Hotels waren bewohnt, die Salons allabendlich bevölkert, das Bois mit eleganten Equipagen bedeckt, die „innere Emigration“ war von den weltverlorenen Landsitzen nach der Hauptstadt zurückgekehrt und erfüllte sie mit dem Lärm einer demonstrativen Lustigkeit. Sie hatte sich offenbar gesagt: „Die Republik ist leider nun einmal kein Provisorium, sondern eine Definitivum, worauf warten wir unter solchen Umständen noch in unseren verfallenen Schlössern? Was wir ersehnen, das wird durch unsern freiwilligen Verzicht auf alle Freuden des großstädtischen Lebens doch nicht um eine Sekunde beschleunigt. Fort denn mit der Karthäuserkutte und das Festkleid herbei! Das Leben ist kurz, Weltfreude eine schöne Sache und prinzipienfestes Grollen eine Donquijotiade!“ Und mit einer durch achtjährige Langeweile bis zum rasenden Heißhunger aufgestachelten Genußgier stürzte sie sich kopfüber in den Strudel eines tollen Pariser Faschings.

Die Empfänge, die Gastmähler, die Bälle und Feste

aller Art jagten einander in wahnsinniger Hetze und es wurde bei diesen Gelegenheiten ein Luxus entfaltet, wie ihn selbst das Empire in seinen verderbtesten Augenblicken nicht gekannt. Das war die neue Taktik der „guten Gesellschaft" in ihrem Kriege gegen die Republik. Dieser hirnverbrannte Luxus hatte eine Spitze, die sich gegen die neuen Einrichtungen richten sollte. Die Reaktion bemühte sich, in ihren Moden, in ihren Gebräuchen, in der Anordnung ihrer Feste das „ancien régime" wiederzubeleben. Die Frauentrachten, die in Paris erfunden wurden, waren nach den Costumebildern des achtzehnten Jahrhunderts komponirt, Rococoformen im Baustil der eleganten Hotels, in der Einrichtung der vornehmen Gemächer alleinherrschend; die Anordnung der Tafel, die Eintheilung des Tages kopirte die orthodoxeste Manier von Versailles und wer es nur irgend thun konnte, der trachtete, einen Prinzen von Geblüt bei Tische zu haben, um das monarchische Diner-Zeremoniell zur Anwendung bringen zu können.

Von allen Dogmen der Revolution ist das der Gleichheit der vornehmen Gesellschaft am meisten verhaßt und gegen dieses Dogma kämpft sie wahrhaft verzweiflungsvoll mit den Waffen, die ihr Reichthum ihr in die Hand gibt. Ihre Ueppigkeit ist eine lärmende Auflehnung gegen die Egalité. Sie sondert sich durch eine goldene Schranke von der andrängenden Masse der Plebejer ab. Während sie früher die am meisten mesalliirte, die am rettungsloseſten encanaillirte Aristokratie Europa's war, affektirt sie jetzt, bei ihren Eheschließungen Ahnenproben vorzunehmen; während sie früher ein wenig überall

wohnte, drängt sie sich jetzt nach dem Muster der englischen Aristokratie immer mehr in ausschließliche Stadtviertel zusammen; sie hat ihren bestimmten Abend, wo sie das Théâtre français, und ihren bestimmten Tag, wo sie den Salon besucht. Sogar für das Edentheater und das Hippodrom hat sie eigene Abende gewählt — Vornehmthuerei selbst noch in der Erniedrigung, Absinthschluckerei mit Empfindlichkeitsmienen und aus venezianischen Buntgläsern! Daß man sie nur ja nicht mit der großen Menge verwechsle! Sie ist trotz der angeblichen Gleichheit etwas Anderes, etwas Besseres. In ihren Hotels wird nicht bei einem einfachen Piano, sondern bei großem Orchester getanzt; an ihren Festabenden spielen die Künstler des Théâtre français Komödie, jene stolzen Künstler, die sich früher „Komödianten des Königs" genannt und nur vor zwei Majestäten gespielt hatten: vor Sr. Majestät dem König und Sr. Majestät dem Volke; wie an manchen Höfen bei großen Banketten ein privilegirtes Zuschauerpublikum zugelassen wird, das von einer versteckten Galerie aus die hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften Suppe essen sehen und sonst bewundern kann, so pflegt sie der verachteten großen Menge ab und zu einen Einblick in ihr intimeres Leben zu gestatten, indem sie ihre Brautausstattungen und ihre Kinderwäsche vor einer beschränkten (doch nicht *sehr* beschränkten) Oeffentlichkeit zur Schau stellt. Kommt nur immer heran, neugierige Gaffer, weidet eure blöden Augen an diesen Bergen von Damast, Seide, Spitzen, Perlen, Brillanten! Das habt ihr nicht, ihr Gurkenköpfe, das ist nicht für eure schäbigen Plebejerleiber, so können nur wir, die Auserlesenen,

leben und uns kleiden und wenn ihr nach dem Anblick unserer Schätze noch immer glaubt, daß ihr Unseresgleichen seid, so wünschen wir euch gute Verdauung zu eurem Egalité-Gericht . . .

Ihr Luxus, ihre affektirte Rococo-Schwärmerei, die künstliche Atmosphäre von Ancien-Régime, mit der sie sich umgibt, täuscht vielleicht die „gute Gesellschaft" über ihre gegenwärtige und zukünftige Stellung in Frankreich; allein wenn sie unbefangen über sich nachdenken könnte, würde sie finden, daß ihre gegenwärtige Taktik eine ebenso verfehlte ist, als es ihre Schmolltaktik bis zum Jahre 1878 war. Die Gleichheit besteht nun einmal und mit all ihrer Ueppigkeit ist die reaktionäre Aristokratie nicht im Stande, im heutigen Paris eine „erste Gesellschaft" zu bilden. Eine solche ist unmöglich in einer Gemeinschaft, die an ihrer Spitze keinen Hof hat. Der unglücklichste Einfall, auf den die Reaktion gerathen konnte, war der, durch größere Verschwendung ihren Rang zu wahren. In der Verschwendung kann es ihr die Welt der Börse und jene grundsatzlose Bourgeoisie gleich thun, die, durch die Umwälzung zu Macht und Reichthum gelangt, mit undankbarem Protzenthum ihrer Wohlthäterin den Rücken kehrt und durch korrekt aristokratische Gesinnung für ihren Ursprung um Verzeihung bittet. Die Gesellschaft, die durch fabelhaften Glanz ihrer Lebensweise gegen die republikanischen Gedanken kämpft, findet sich vermischt mit Jobbers und Millionären aus dem Marais und diese Bundesgenossenschaft nimmt ihr von vornherein jede Vornehmheit. Reichthum und Aufwand allein können nicht die Merkzeichen einer ersten Gesellschaft sein, sobald sie

sich auch bei Plebejern von gemeinem Ursprung und gemeiner Gesinnung finden. Aber auch alle anderen Beigaben, die eine erste Gesellschaft zu einer solchen machen, fehlen der reaktionären Aristokratie Frankreichs. Sie vermag keine Berühmtheit zu verleihen, da dies in einem Land ohne Hofgesellschaft einzig und allein der Presse zusteht; sie hat keine politische Macht, da das allgemeine Stimmrecht die Stimme des Herrn Herzogs oder Fürsten in den fünfzig gleichwerthigen Stimmen seiner Dienerschaft, vom Haushofmeister bis zum Stallknechte hinab, kläglich ertränkt; sie kann nicht begünstigen, ihren Schützlingen keine Stellung und keine Beförderung sichern, weil sie jede Fühlung mit den wirklichen Machthabern des Augenblicks verloren hat, und so erreicht sie mit ihrer satrapischen Großthuerei doch nichts anderes, als daß sie, umgrollt vom Neide der Unverständigen, belächelt von den Weiseren und Tieferblickenden, in der Höhe einer luftigen Ausschließlichkeit ein ebenso glänzendes wie zweckloses Dasein führt, einer Schaar von Goldkäfern vergleichbar, die glitzernd im Sonnenglanze spielen und summen, während unter ihnen die emsigen Feldarbeiter schaffen, ohne in ihrem ernsten Thun die leichtfertigen Insekten auch nur eines Blickes zu würdigen.

Das letzte wirkliche Vorrecht, das der vornehmen Gesellschaft in Frankreich noch übrig geblieben ist, nachdem ihr die politische und gesellschaftliche Gleichheit alle anderen genommen hat, ist ihr Reichthum. Durch ihren vordringlichen Luxus, durch die Opfer, die sie bringt, um ihre Rolle einer Hofgesellschaft ohne Hof, einer Noblesse des achtzehnten Jahrhunderts ohne Ludwig XV. folgerichtig durchzuführen, ist sie auf

dem besten Weg, auch dieses letzte Vorrecht zu verlieren, mit anderen Worten: sich zu Grunde zu richten. Und wenn sie es nicht durch Müßiggang und Verschwendung thut, so thut sie es durch alberne Börsenspekulation und durch wüstes Baccara-Spiel in den vornehmen Clubs, die ebenso viele Zweiganstalten der Spielhölle von Monaco sind. Die rechtgläubig katholische Union-Generale-Schwindelei wurde mit aristokratischem Geld eingeleitet und stachelte die Gemüther im vornehmen Faubourg zur wilden Leidenschaftlichkeit eines italienischen Morra-Spielers oder englisch-irischen Preisring-Wetters auf und die Folge davon war natürlich, daß der „Krach" vom Januar 1882 mehr hochadelige Wappenschilde brach als die Schlacht von Azincourt. Aehnlich verhielt es sich mit der Kupferspekulation des Jahres 1888. Der „Faubourg" tanzte mit, als unter dem Klange rieselnder Goldstücke zur tollen Tarantella aufgespielt wurde, und fiel selbstverständlich zuerst athemlos — pauz pardauz! — hin, als die Knüppel zwischen die Beine der Tanzenden zu fliegen begannen. Von der Vornehmheit ist dieser aristokratischen Gesellschaft nichts geblieben als ein Snobismus, dessen sich ein Baumwollmakler schämen würde. So lange sie Geld hat oder die Verächtlichkeit und Thorheit der französischen und amerikanischen Bourgeoisie ihr reiche Heiraten ermöglicht, kann sie ihren Rang behaupten. Wie wird sie aber dann Ancien régime spielen, wenn sie ihre üppigen Paläste verkaufen muß? Was wird aus ihren aristokratischen Dinstags-Abenden in der Comédie française werden, wenn sie nicht mehr Geld genug haben wird, auf ihre Logen zu abonniren? Es ist gefährlich,

den Krieg gegen die republikanischen Einrichtungen mit Goldstücken zu führen, wenn man deren nur einen bestimmten Vorrath hat, während die plebejische Arbeit sie in unbegrenzter Menge hervorbringt. Falls die Reaktionäre der vornehmen Faubourgs nicht rechtzeitig ihren Frieden mit der Republik machen, wird der Augenblick nicht lang auf sich warten lassen, wo der allgemeine Wolstand die Verschwender aus Opposition enteignet haben wird, wo die „neuen Schichten" in die Hotels des Quartier Monceau emporgestiegen sein und sie erfüllt haben werden.

Freilich kann man fragen: werden die Nachfolger der verdrängten Reaktionäre mit ihren Palästen und Equipagen nicht auch ihre verrotteten Gesinnungen und ihren Haß gegen die Egalité übernehmen? Bisher war es fast immer so. Ob es auch in Zukunft so sein wird, darüber wage ich keine Meinung auszudrücken.

Jules Grévy.

Unverbesserlich, die Manie der Weltgeschichte, Witze zu machen! Mußte gerade der Mann Präsident der französischen Republik werden, der seine politische Laufbahn damit begann, daß er in der 1848er Nationalversammlung den Antrag stellte, die Präsidentenwürde abzuschaffen und an die Spitze der Regierung ein Kollegium von Ministern zu stellen, das häufiger Erneuerung zu unterwerfen wäre. Hatte Grévy nun eine Inkonsequenz begangen, indem er das Amt annahm, dessen Ueberflüssigkeit er scharfsinnig und überzeugungskräftig nachgewiesen? Nein, denn als Präsident bemühte sich Grévy zu beweisen, wie richtige Ansichten er als Abgeordneter vertreten hatte.

Die Annahme der Präsidentschaft war seitens Grévys ein großes patriotisches Opfer. Ein scharfäugiger Beobachter und illusionloser Kenner seines Volkes, wußte Grévy daß die Franzosen — gleich den Fröschen der Fabel — nun einmal noch nicht ohne Oberhaupt sein können, und er zog es vor, selbst der harmlose Holzpflock zu sein, damit nicht, wenn er diese verdienstliche, aber undankbare Rolle ablehnte, ein

minder skrupulöser Storch sie übernahm. Ein Holzpflock, das Bild könnte für verletzend gehalten werden. Ersetzen wir es durch ein anderes. Sagen wir, Grévy habe sein Amt als ein rein dekoratives aufgefaßt. Er hatte die Kraft, seine Persönlichkeit aufzugeben und blos ein Prinzip zu sein. Er war die Versöhnung des Gegensatzes, der darin liegt, daß eine auf dem allgemeinen Stimmrechte beruhende Republik, also die Leugnung des persönlichen Regiments, eine mit Willen und Macht ausgerüstete Persönlichkeit an die Spitze ihres Regiments setzt. Grévy hatte anscheinend als Präsident keinen Willen und er benutzte seine Macht wie der Sprecher des englischen Hauses der Gemeinen sein Szepter, das friedlich vor ihm auf dem Tische liegt: als ein Paradestück. Er war wie das Bild auf einer Münze: er trat mit kaum merklichem Relief aus der Fläche der verfassungsmäßigen Gewalten hervor; man sah ihn wol, aber man fühlte ihn nicht. Dieses freiwillige Sichverflachen, dieses Verbergen der individuellen Physiognomie hinter der typischen Maske des obersten Beamten der Republik war das große Verdienst und die Bedeutung der Präsidentschaft Grévys.

Die Wahl Grévys zum Präsidenten der französischen Republik bildete eines der wichtigsten Daten in der Geschichte des Landes. Sie bedeutete, daß Frankreich sich offen auch nach außen hin zu den Grundsätzen seiner Verfassung bekannte. Die Feinde der Republik in Frankreich und außerhalb desselben hatten sie nicht ernst genommen, so lange ihr Präsident ein Marschall gewesen war. Das klang doch noch harmonisch mit den monarchischen Überlieferungen und Anschau-

ungen zusammen. So lange es nur ein Soldat ist, der an der Spitze des Reiches steht, kommt es ja auf seinen Titel nicht an; ob er nun Podestá oder Doge oder Präsident oder König heißt, das macht einer etwas höhern Auffassung keinen Unterschied; die Hauptsache ist, daß der Grundsatz der persönlichen Autorität, des unbedingten Befehlens und Gehorchens zur Geltung besteht und der Unterthanenrespekt vor dem Säbel und der goldgestickten Uniform gewahrt bleibt. Diese Erwägung verschaffte dem General Grant einen so glänzenden Empfang und dem Marschall Mac Mahon solche Sympathien an allen europäischen Höfen. Wie schlau sich die Reaktionäre verschiedenster Nationalitäten anblinzelten, wenn sie von der „Republik Frankreich" sprachen! Wie sie sich untereinander über dieses kindische Franzosenvolk lustig machten, das sich so viel auf seine Republik zu Gute thue und dem doch der bleiernste Monarchismus noch so schwer in allen Gliedern stecke, daß es nur einen schönen Herrn im Soldatenrocke mit dicken Epauletten und Bändern und Sternen zum Oberhaupte haben und nichts davon wissen wolle, von Seinesgleichen, von einem schlichten Zivilisten im schmucklosen Bürgerrocke regiert zu werden! Und wenn man die Schlaumeier, die Frankreich genau zu kennen vorgaben, derart klügeln hörte, so konnte man ihnen nicht einmal widersprechen, denn der Anschein der Dinge entsprach ihrer Auffassung. Der Marschall Mac Mahon hatte während seiner Präsidentschaft wirklich eine vollständige Hofhaltung im Elyséepalast; er war von drei Adjutanten und etlichen Zeremonienmeistern umgeben, hatte einen Hofkaplan, einen Hausalmosenier, ein Militär- und Zivilkabinet

er sprach von „seiner" Armee, „seiner" Regierung, ja sogar „seinem" Volke; jeden Augenblick wurden Leute, die von seiner Gottähnlichkeit nicht zu überzeugen waren, wegen Majestätsbeleidigung — nein, wegen Marschallsbeleidigung — zu schweren Strafen verurtheilt, öffentliche Beamte der Republik, allerdings solche von der schwärzlichen Färbung der „moralischen Ordnung", betheuerten unausgesetzt ihre Ergebenheit für die Person des Herrn de Mac Mahon und in einer schwachen Stunde ließ er sogar ungeschickte Freunde gewähren, die öffentlich seine Abstammung von irgendwelchen irischen Königen der Fabelzeit verkündeten, gleichsam um ihm zu seinen übrigen Machtabzeichen auch noch die Glorie des Gottesgnadenthums anzuschmeicheln. Das sah allerdings einer Monarchie zum Verwechseln ähnlich und die Leute, die der Republik aus Beruf oder Neigung nicht grün sind, hatten ganz Recht, sich vergnügt die Hände zu reiben. Erst die Wahl Grévys entzog ihnen diesen letzten Trost; erst diese Wahl machte der monarchischen Affenkomödie im Elysée ein gründliches Ende, erst seither war die Republik eine wirkliche Republik.

Grévy ist ein Bürger in der großen und in der kleinen Bedeutung des Wortes. Seinen Namen putzt kein „de" auf und sein Knopfloch kein Endchen bunten Seidenbandes. Unglaublich, aber wahr: er besaß im Augenblicke seiner Erwählung keinen einzigen Orden, nicht einmal den der Ehrenlegion. Das war sogar eine seiner merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten; er gehörte zu der ganz winzigen Gruppe bedeutender Franzosen, die die Kraft haben, ihren Lebensweg ohne das rothe Bändchen zurückzulegen. Es sei übrigens der

Wahrheit die Ehre gegeben: es war nicht das Verdienſt Grévys allein, daß ſein Knopfloch bis zum 30. Januar 1879 jungfräulich blieb. Die Ereigniſſe hatten ihren weſentlichen Antheil an dieſem Zuſtande. Vor 1848 war Grévy unberühmt; während der zweiten Republik legte er zu entſchiedenen Freiſinn, um nicht zu ſagen Radikalismus, an den Tag, als daß die reaktionären Machthaber, mochten ſie nun Cavaignac oder Louis Bonaparte heißen, ihn mit ihrer Gunſt hätten bedenken ſollen; unter dem Kaiſerreiche gehörte er zu den Unverſöhnlichen und ſeit der Septemberumwälzung war er immer entweder in der Oppoſition oder Präſident der Abgeordnetenkammer und als ſolcher über das einfache Bändchen hinausgewachſen; nach dem Geſetz aber kann ein Franzoſe nur dann in eine höhere Klaſſe des Ordens befördert werden, wenn er zuvor durch die niedrige gegangen iſt, und da Grévy nie Ritter geweſen war, ſo konnte er als Präſident der Volksvertretung nicht Offizier, Kommandeur oder Großoffizier werden. Die Beamten der Ehrenlegionskanzlei zerbrachen ſich denn auch nach dem geſchichtlichen 30. Januar weidlich den Kopf, ob Grévy ſich als Präſident zum Großkreuze bombardiren würde, wie es Thiers gethan hatte, der von früheren Ernennungen her erſt Großoffizier geweſen war, ſich jedoch ohne viel Fackelns das breite Band zulegte, als er zum Staatsoberhaupte gewählt wurde. Grévy that nichts dergleichen. Viele Monate lang blieb ſein Knopfloch verwaiſt und erſt am 14. Juli 1880, am großen Nationalfeſttage der Fahnenvertheilung, zeigte er ſich dem Volke mit dem Großkordon der Ehrenlegion geſchmückt. Er faßte eben dieſen

Kordon als eine Art unpersönlichen Abzeichens auf, das der Würde des Staatsoberhauptes zukommt. Jede Stellung hat ihre Pflichten und Grévy war nicht der Mann, sich ihnen zu entziehen, selbst wenn sie — angenehm waren. Er nahm später auch alle Orden an, welche fremde Herrscher ihm verliehen, da ihre Ablehnung eine Verletzung der Rücksicht gegen befreundete Mächte gewesen wäre, und er konnte selbst nicht umhin, sich der Zeremonie der Belehnung mit dem spanischen goldenen Vließe zu unterziehen, einer Zeremonie, die mit ihren mittelalterlichen Einzelheiten einem alten Demokraten besonders unerfreulich sein mußte.

Grévy war Demokrat im Privatleben und ist Demokrat geblieben als Präsident der Republik. Er war so seit 1793 das erste Beispiel eines Demokraten als gesetzliches Oberhaupt des französischen Volkes. Lamartine war seinen Instinkten und seiner Abstammung nach ein Aristokrat; ebenso war es Cavaignac, dessen Soldatennatur die Demokratie vollständig ausschloß. Thiers war ein alter, überzeugter Monarchist, Diener und Freund des Königs, kindisch verliebt in Hofzeremoniell, ein Kenner und peinlicher Beobachter jeglicher Etikette; der schönste Tag seines Lebens war der, an welchem er das goldene Vließ erhielt, und wenn er von dem Baronstitel, den ihm König Ludwig Philipp aufgehalst hatte, keinen Gebrauch machte, so geschah dies wol nur darum nicht, weil ihm dieser Adelsrang zu unbedeutend war, um mit ihm Staat zu machen. Grévy aber war ein wirklicher und überzeugter „Egalitaire"; er hätte sich nichts daraus gemacht, als „Bürger Präsident" angesprochen zu werden, und sein Demokratenthum

war so echtfärbig, daß er sein Möglichstes that, um aus dem hochmüthigen Elysée-Palast eine europäische Nachahmung des Weißen Hauses zu Washington zu machen. Man gelangte zu ihm leichter als zum Commis eines Agent de Change, an seinen öffentlichen Empfangsabenden hatte er für jeden seiner Gäste, deren einzige Legitimation anständige Kleidung war, ein freundliches Wort und einen Händedruck und seine Gewohnheiten und Lebensweise waren einfacher als die manches Pariser Seifensieders, der zu Renten gekommen ist. Jedenfalls war das Schauspiel eines französischen Staatsoberhauptes, dem jeder Bürger unzeremoniös die Hand schütteln und die Tageszeit wünschen konnte, für unsern Welttheil ein ebenso neues wie lehrreiches; denn das Beispiel des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika ist für uns zu entlegen und das des Oberhauptes der Schweizerischen Eidgenossenschaft zu wenig nachdrücklich, weil das Staatswesen, dem es vorsteht, nicht ansehnlich genug ist.

Die Lebensgeschichte Grévys kann ich bei den Lesern als bekannt voraussetzen; wenigstens so weit es sich um die trockenen Angaben handelt, die im Vapereau zu finden sind. Alle Welt weiß heute, daß er der Sohn von Landleuten aus dem Vogesen-Departement ist und seine Rechts-Studien in Paris gemacht hat. Er kam gerade während der drei „glorieuses“, während der Tage der Juliumwälzung nach der Hauptstadt und betheiligte sich mit dem ganzen Feuer begeisterungsfähiger Jugend an den Straßenkämpfen. Er schrieb darüber seinem Vater im ersten Briefe, den er ihm aus Paris sandte: „Je suis venu à Paris pour faire mon droit et

— mon devoir.“ „Ich bin nach Paris gekommen, die Rechte zu ſtudiren und meine Pflicht zu thun“, eine Ueberſetzung, die freilich das feine Wortſpiel des Originals nicht wiedergibt. Nach Beendigung ſeiner Studien kehrte er in ſein Heimats-Departement zurück und wirkte dort als vielbeſchäftigter Rechtsanwalt, bis ihn nach der Februarumwälzung das allgemeine Stimmrecht in die Nationalverſammlung ſandte. Hier lenkte er die allgemeine Aufmerkſamkeit zuerſt durch den Aenderungsantrag zur Verfaſſung auf ſich, der die Abſchaffung der Präſidentenwürde bezweckte und von dem zu Beginn dieſes Kapitels die Rede war. Nach dem Staatsſtreich blieb er in Paris, in deſſen „Barreau“ er ſich einſchreiben ließ. Im „Palais“ erinnern ſich alte Habitués noch heute eines berühmten Eheſcheidungsfalles, der in den Fünfziger-Jahren vor dem Zivilgerichte der Seine verhandelt wurde und in welchem Grévy die klägeriſche Gattin, den angeklagten Gemahl aber Dufaure vertrat. Die Plaidoyers nahmen homeriſche Allüren an. Grévy war ein Held, Dufaure ein Berſerker; der erſtere vernichtete den Gatten ſeiner Klientin, der andere ließ an dieſer keine heile Faſer; ſchließlich unterlag aber Dufaure und nach der Urtheilsverkündung trat er auf Grévy zu, ſchüttelte ihm die Hand und ſagte: „Vous êtes rudement fort — voulez vous déjeuner avec moi?“ „Sie ſind ein Racker! Wollen Sie mit mir frühſtücken?“

Ehe er die ſtolzen Gemächer des Elyſée-Palaſtes bezog, wohnte Grévy durch fünfzehn Jahre in einer beſcheidenen Miethwohnung, drei Treppen hoch, in einem großen und ſtattlichen Hauſe der Rue St. Arnaud, jetzt Rue Volney, wenige Schritte

vom Boulevard des Capucines. Als er zum Präsidenten gewählt wurde, gab er seine alte Wohnung darum nicht auf. Man begegnete in dieser Wohnung keinerlei Luxus. Die Zimmer waren höchst einfach eingerichtet und das einzige Prachtstück, das man in seinem Salon fand, war eine reizende Marmorgruppe von Carpeaux, zwei spielende halbwüchsige Mädchen darstellend.

Er behielt diese Wohnung mit all ihrer Einrichtung, bis er sich einen herrlichen Palast in der Nähe des Trocadero erbaut und ausgestattet hatte, den er jetzt mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohne bewohnt, seit er wieder in das Privatleben zurückgetreten ist. Dem Einflusse dieses Schwiegersohnes ist es vielleicht zuzuschreiben, daß er seinen Lebensabend inmitten eines Luxus verbringt, den er in den Jahren seines Schaffens und Strebens sich nie gegönnt hatte, obschon er ein reicher Mann war, lang, ehe er mit einer ihm häufig vorgeworfenen und in der That nicht ganz angebrachten Sparsamkeit von seinem Präsidenten-Gehalte viele Millionen zurücklegen gekonnt.

Das Vermögen, das Grévy schon vor seiner Präsidentschaft besaß und das auf eine Million geschätzt wurde, hatte er übrigens nur zum Theil selbst erworben; zum guten Theil hatte er es geerbt. Die Bauern in den Ostdepartements Frankreichs (und auch in der Normandie) sind vielfach sehr wolhabende Leute, die für die Erziehung ihrer Kinder schweres Geld aufwenden und ihnen einen höchst ansehnlichen Sparpfennig hinterlassen können. Auch die beiden Brüder des Präsidenten haben eine Laufbahn zurückgelegt, wie sie in

anderen Ländern Europas den Söhnen eines einfachen Landmanns wol kaum beschieden ist: der eine ist General und hatte jahrelang eines der wichtigsten Kommanden des Landes, der andere war zur Zeit der Erwählung seines Bruders Rechtsanwalt und Abgeordneter und wurde nachher zum Zivil-Gouverneur von Algerien ernannt, eine Stelle, die für Frankreich die Bedeutung hat wie die Stelle eines Vizekönigs von Indien für Großbritannien.

Ein Abgeordneter von der Rechten, wenn ich nicht irre Mitchell, sagte von Grévy im Dezember 1877, als davon die Rede war, daß er Mac Mahons Nachfolger werden solle: „Ich habe Furcht vor diesem Menschen. Er hat keine Maitresse, man hat ihn nie Karten anrühren gesehen und er trinkt weder Wein noch Liköre. Ein unheimlicher Mensch!“ Die Thatsachen, welche dieser reaktionäre Abgeordnete anführte, sind wahr. Man kennt keine Frau, der Grévy den Hof gemacht hätte, und die Karten verabscheut er. Dafür ist er aber ein ausgezeichneter Schachspieler und diese edle Zerstreuung ist die einzige, die er sich während der Präsidentschaft gestattete; sein alter Partner auf dem Schachbrett kam ein- bis zweimal wöchentlich ins Elysée und hatte hier die Ehre, den Präsidenten der Republik matt zu machen, wenn er es nicht für eine Pflicht der Höflichkeit hielt, sich von ihm matt machen zu lassen. Auch daß Grévy keinen Wein trinkt, selbst bei seinen Mahlzeiten nicht, ist richtig. Er macht dies damit wett, daß er gleich Thiers ein leidenschaftlicher Kaffeetrinker ist. Um sein Lieblingsgetränk stets in gleichmäßiger Güte zu haben, bereitet er es sich in der Regel selbst. Mit

dieſer kleinen Schwäche hängt eine drollige Anekdote zuſammen, die man ſich von ihm erzählt. Vor einigen Jahren war er einmal vom Abgeordneten Menier zuſammen mit ſeinem Freunde Bethmont zu einer Jagdpartie geladen. Wie es kam, weiß ich nicht, genug, Grévy und Bethmont verirrten ſich im Wald und in ihren Bemühungen, den rechten Weg zu finden, geriethen ſie in ein einſames Wirthshaus, wo ſie einkehrten. Sie waren müd und durſtig und verlangten zunächſt etwas zu trinken. Bethmont war natürlich mit dem vorhandenen Krätzer gedient, Grévy aber, der den Wein verabſcheut, wünſchte Kaffee. Er wandte ſich zum großen Staunen ſeines Freundes an den Wirth mit der Frage: „Haben Sie Cichorie?“ „Gewiß, mein Herr.“ „Bringen Sie mir ſie.“ Der Wirth ging und erſchien mit einem Röllchen Cichorie, das Grévy an ſich nahm. „Haben Sie noch?“ „Ein klein wenig.“ „Bringen Sie mir auch das.“ Der Wirth entfernte ſich wieder und brachte diesmal nur ein halbes Röllchen, nicht ohne ſeinen Gaſt verwundert anzuſehen. „Iſt das Alles?“ „Das iſt Alles.“ „So. Und nun gehen Sie und bereiten Sie mir eine Taſſe Kaffee.“ Bethmont und der Wirth lachten herzlich und Grévy hatte das Wunder vollbracht, von einem Bauernwirthe Kaffee ohne Cichorie zu erlangen.

Grévy iſt gewöhnlich ernſt und ſchweigſam. Dennoch iſt er zu ſehr Franzoſe, als daß er nicht manchmal „mots“ machen ſollte. Im Mai 1877 ließ er einmal eine außerordentliche Sitzung der Kammer einberufen. Der Chef der Huiſſiers fragte ihn, ob die Einberufung im Amtsblatt angekündigt werden oder für jeden Abgeordneten perſönlich ſein

solle? „Sie soll persönlich sein, ganz wie die gegenwärtige Regierung", war die Antwort, die Grévy nicht unterdrücken konnte.

Seinem Aeußern nach ist Grévy eine auffällige Erscheinung. Er ist groß, stark, breitschulterig, der Typus jenes schönen ostfranzösischen Menschenschlags, in welchem das fränkische und burgundische Blut weit vor dem gallischen vorherrscht. Sein Schädel ist ganz kahl, das kräftige und ausdrucksvolle Gesicht mit der rasirten Oberlippe, dem glatten Kinn und den grauen, starken „Favoris" zeigte lange Zeit die korrekte Maske des ehemaligen Advokaten und bekam erst in den letzten Jahren ein geändertes Ansehen, als Grévy Schnurr- und Kinnbart stehen zu lassen begann. Sein fein geschnittener Mund hat, wenn geschlossen, einen etwas harten Zug, ist aber eines herzgewinnenden, wahrhaft kindlichen Lächelns fähig. Wenn es unter Präsidenten einer Republik üblich wäre, ein Motto zu wählen, wie Monarchen dies bei ihrer Thronbesteigung zu thun pflegen, so würde sich für Grévy der ihn vollständig charakterisirende Wahlspruch empfohlen haben: „Mens sana in corpore sano."

Die geistige Bedeutung Grévys lag in seiner gewollten Passivität. Es gehört große Selbstbeherrschung, starkes Wollen, feiner Takt und tiefes Denken dazu, um die Rolle eines wesenlosen Grundsatzes, die Grévy sich auferlegt hatte, folgerichtig durchzuführen. Seinem Temperament nach ein eifriger Redner von stark ausgeprägter Individualität, hatte Grévy seit seiner Präsidentschaft den Mund nur zu kurzen An-

sprachen und Erwiderungen aufgethan, in denen man vergebens eine Spur persönlicher Färbung gesucht hätte, die sich vielmehr alle so anhörten und lasen, als hätte ein Ausschuß sie korrekt und unpersönlich redigirt. Ein klarer, urtheilsvoller Politiker, beschränkte er sich im Ministerrathe, dem er vorsaß, darauf, die Beschlüsse der Mehrheit des Kabinets zusammenzufassen, wie ein Richter den Wahrspruch von Geschworenen wiederholt, ohne daß man seine eigene Meinung durchfühlen würde. Seine absichtliche Farblosigkeit war ein politisches Beispiel, das der dritten Republik nicht mehr verloren gehen kann.

Die Präsidentschaft Grévys war nach zwei Richtungen hin eine erziehliche: sie lehrte die Nation, sich an schlichte Bürgerlichkeit beim höchsten Würdenträger des Staates zu gewöhnen und in dem Präsidenten der Republik nichts zu sehen als den ruhenden, zusammenfassenden Schlußstein der verfassungsmäßigen Gewalten, der sich sorgsam jeder thätigen Eigenbewegung enthalten muß, wenn er nicht das Gewölbe erschüttern will, dessen Halt und Siegel er doch sein soll; die Präsidentschaft Grévys war ein siegreicher Protest gegen das persönliche Regiment und nur diejenigen, die das letztere wollen, werfen ihr ihre Verwischtheit, ihren Mangel an Impuls und Initiative vor. Es ist wahrhaft tragisch, daß diese in jeder Hinsicht musterhafte Präsidentschaft nach neunjähriger Dauer inmitten von Aergernissen unrühmlichster Art enden mußte. Grévy wurde das Opfer von Menschen und Verhältnissen, nicht seiner eigenen Schuld. Er gestattete seinem Schwiegersohne Wilson eine anstößige

Ausbeutung des Ansehens, das ihm seine Familienbeziehung zum Präsidenten der Republik gab. Er verbot ihm nicht, das Elysée, in welchem Wilson wohnen durfte, zu einer Art Lumpenbörse zu erniedrigen, wo täglich zusammengelaufenes Gesindel beider Geschlechter um alles Mögliche wucherte und schacherte. Ein ernster Vorwurf ist Grévy aus seiner Schwäche nicht zu machen. Es ist verständlich, daß er sich von seinem einzigen Kinde nicht trennen wollte. Es bringt ihn uns menschlich nahe, daß er von seinen kleinen Enkelinen umgeben zu sein wünschte, deren anmuthige Kindheit sein Alter wie mit Sonnenstrahlen belichtete und wärmte. Diese Gemüthsweichheit seines Schwiegervaters mißbrauchte Wilson, ein kalter und zugleich verworrener Streber, das Urbild jener „Degenerirten", die Morel in unübertrefflicher Weise geschildert hat. Daß Grévy um Wilsons dunkle Geschäfte gewußt hat, ist nie bewiesen, kaum behauptet worden. Die erregte öffentliche Meinung forderte einen Sündenbock, als die übelriechende Verderbniß aufgedeckt wurde, die unter einer reinlich genug aussehenden Oberhaut den Leib der Republik durchwühlte. Grévy wurde dieses Opferthier. Er widerstand, so lange er konnte, nicht auf seinen Vortheil bedacht, sondern um nicht zu gestatten, daß die ungeregelte Volksleidenschaft oder Pöbellaune eine verfassungsmäßige Einrichtung, wie es das Septennat ist, einfach als nicht vorhanden ansehe. Er hatte die klare Erkenntniß, daß nichts mehr lange feststehen könne, wenn man sich erst gewöhnt haben würde, mit den Grundbestimmungen der Verfassung Fangball zu spielen. Als der Straßenpöbel ihn bedrohte und die Kammer mit

den Blouſenmännern gemeinſame Sache machte, verließ er mit Würde ſeinen curuliſchen Stuhl. Seine Laufbahn war gerade und reinlich. Sie hat an einem Abgrunde jäh geendet. Die Geſchichte wird Grévy keinen politiſchen Fehler vorwerfen, ſondern blos mit Bedauern feſtſtellen, daß er ſich in der Wahl eines Schwiegerſohnes menſchlich geirrt habe.

Léon Gambetta.

Als in der Sylvesternacht 1882 Léon Gambetta nach kurzer Krankheit, 44 Jahre alt, starb, da verlor die dritte Republik ihre bemerkenswertheste Persönlichkeit, wenigstens die bemerkenswertheste unter denen, die sie herbeigeführt, eingerichtet und über ihre Anfänge gewacht haben. Noch heute, Jahre nach seinem Tode, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte. Noch immer ist er seinen Freunden und Bewunderern die herrliche Verkörperung des französischen Genius, der Vorsehungsmann, der bestimmt war, Frankreich den 1870 verlorenen Rang unter den Völkern wiederzuerobern, seinen Gegnern ist er auch jetzt noch nichts Anderes als ein eitler Schwätzer und roher Schwelger, Numa Roumestan, der Glück gehabt hat, ein grundsatz- und gedankenloser Selbstling, dem jede Rolle willkommen ist, in welchem er schöne Kostüme tragen, prächtige Monologe deklamiren, das Händeklatschen der Galerie, die schwärmerischen Blicke der Logendame, die Kränze der Orchesterfauteuils einheimsen kann, jede Rolle, auch die des racheschnaubenden

Patrioten. Die einen wie die anderen übertreiben offenbar. Wenn auch das tönende Wort sein großes Mittel des Erfolges war, so fehlte es ihm doch nicht ganz an politischen Gedanken. Wenn er auch persönlich kein Mönch der starren Observanz war und nichts dagegen hatte, daß rings um ihn auffällige Vermögen und Stellungen erbaut wurden, hatte er doch selbst reine Hände und seine Vaterlandsliebe war mehr als eine Heldenrolle, die er auf dem politischen Theater spielte. Ein dauerndes Werk hat er nicht hinterlassen, seine Freunde sagen: weil er keine Gelegenheit hatte, eines zu schaffen, seine Gegner: weil er dazu nicht im Stande war. Diese Meinungsverschiedenheit ist nicht mehr zu schlichten. Er mag aber, als er starb, noch eine Zukunft vor sich gehabt haben oder nicht, jedenfalls war er bis zu seinem Tode als die Hoffnung der Republik und der natürliche Nachfolger Grévys angesehen worden.

Es ist unmöglich, sich einen entschiedenern Gegensatz zu denken als der war, der zwischen Grévy und Gambetta bestand. Wenn Grévy das unpersönliche Prinzip war, so war Gambetta die Persönlichkeit par excellence, seine Feinde spitzen sogar die Antithese noch mehr zu und sagen direkt: die prinzipienlose Persönlichkeit. Grévys politische Physiognomie war blaß und verwaschen, eine korrekte, typische Umrißzeichnung von schulmäßig klassischer Unbestimmtheit; Gambettas Charakter dagegen war scharf individualisirt, kräftig gefärbt, eigenartig und ausschließlich wie ein Porträt von Franz Hals. Grévys Präsidentschaft bedeutete die Herrschaft einer konstitutionellen Zusammenfassung der Meinungen

des Parlaments und Cabinets, Gambettas Präsidentschaft würde, wenn sie Thatsache geworden wäre, die Herrschaft einer Parlament und Cabinet mit ihrer Wucht erdrückenden Persönlichkeit bedeutet haben. Die Stimme, die aus dem Elysée heraustönt, ist auch heute noch, unter Carnots Präsidentschaft, ein Echo des Ministerraths, im Fall einer Aera Gambettas hätte sie einen durchdröhnenden persönlichen Akzent gehabt, in dessen mächtigem Grundton alle anderen Stimmen der Nation aufgegangen wären.

Die Präsidentschaft Gambettas hätte ein neues persönliches Regiment bedeutet, wenn auch vielleicht ein persönliches Regiment, entschuldigt durch Patriotismus und erträglich gemacht durch Achtung vor den verfassungsmäßigen Formen; allerdings aber selbst hierdurch nicht genügend entschuldigt und erträglich gemacht, um nicht schon im Voraus vielfaches und lebhaftes Widerstreben hervorzurufen. Der Groll seiner Feinde hätte Gambetta schwerlich verhindert, Alles zu erreichen, wonach er strebte, allein es ist immerhin ein Anzeichen fortschreitender Reife und Mündigkeit des französischen Volkes, daß der Platz, den Gambetta in seinen letzten Lebensjahren einnahm, Beunruhigungen erregte und daß mißtrauische Republikaner ihm den drohenden Ruf: „Diktator!“ ins Gesicht schleuderten.

Diese Beunruhigungen, dieses Mißtrauen waren Anzeichen einer sich vorbereitenden Umwandlung der französischen Volksseele. Die ganze Geschichte der Nation ist da, um zu beweisen, daß individuelles „Prestige“ immer den größten Eindruck auf die Franzosen gemacht hat, daß sie sich nie woler

fühlten, als wenn sie zu einer großen Persönlichkeit bewundernd aufblicken, ja, um den Abstand zwischen ihnen und dem Haupte des jeweiligen Idols noch weiter zu machen, sich ihm zu Füßen werfen konnten, daß sie beherrscht sein, eine harte Hand in ihrem Nacken fühlen wollten und daß der Drang nach Gleichheit und Selbstbestimmung, der verworren, keimend, aber unverkennbar in ihnen wühlte und sich in kurzen Ausbrüchen zeitweilig Luft machte, einen sich immer wieder erneuenden Rückfall in ein mehr oder minder begeisterungsvoll angenommenes persönliches Regiment nicht verhindert hat, wie ja erst wieder die jüngste Geschichte des Boulangismus beweist. Zum erstenmal im Laufe seiner Geschichte schien es es, als wollte sich das französische Volk gegen das Uebergewicht einer Persönlichkeit aufbäumen; zum erstenmale wurde es einem Liebling gegenüber zurückhaltender, blos weil es merkte, daß er sich in gefährlichem Grade der allgemeinen Sympathien bemächtigt hatte. Das ist ein Beweis, daß endlich die Republikanisirung der Massen ernstlich beginnt und dieser Beweis ist durch die späteren Ereignisse, durch das kurze Glück und das jämmerliche Ende Boulangers nicht entkräftet. Das protestlose Sichducken vor einer alle Anderen überragenden Persönlichkeit ist eine Begleiterscheinung des Monarchismus, der ja eben darauf beruht, daß ein Volk ohne Frage einen Herrn annimmt, dessen Ueberlegenheit in einer geheimnißvollen Gnade Gottes wurzelt und wegen seiner dogmatisch-übermenschlichen Natur sich jeder Beleuchtung durch die Vernunft entzieht. Die demokratische Republik, die auf dem Gleichheitsgrundsatze beruht, schließt im Gegentheile jedes zu hohe Herauswachsen

einer Individualität über die Masse der Nation kategorisch aus und die Erkenntniß, daß eine übergroße Persönlichkeit die strenge Form dieses Regierungssystems unfehlbar sprengen muß, führt mit unerbittlicher Folgerichtigkeit zum Ostrazismus, den die antike Republik zu einer verfassungsmäßigen Einrichtung erhob und den in der modernen das Mißtrauen und die demolirende Polemik der Parteien ersetzt. Wer immer künftig die Geschichte des demokratischen Gedankens in Frankreich wird schreiben, wer immer wird zeigen wollen, wie das französische Volk sich allmälig von den Erbanschauungen des Monarchismus losgerungen und die Achtung des Staatsbegriffs an die Stelle der Anbetung einer Persönlichkeit gesetzt hat, der wird an die Widerstände und Feindschaften anknüpfen müssen, die Gambetta in seinen letzten Lebensjahren erfahren hat, nicht weil man ihm besondere Fehler vorzuwerfen hatte, sondern blos weil er einen zu breiten Platz in der Republik einnahm.

Thiers hatte die Spezialität schiefer und oberflächlicher Urtheile; er unterließ es nicht, jeder neuen Idee und jedem neuen Menschen, welche das vorwärtsschreitende Jahrhundert an seinen Augen vorüberführte, ein Gutachten an den Rücken zu kleben, das sich regelmäßig nach ganz kurzer Zeit als zum Todtlachen beschränkt und unwissend erwies. Die Geschichte bewahrt in ihrem Narrenbuche das Urtheil Thiers' über die Eisenbahnen, die auf allgemeiner Dienstpflicht beruhende Volksarmee, die Hinterlader, den Freihandel. Derselbe Mann, den seine Landsleute noch immer für einen tiefen Denker halten, hat auch über Gambetta seine Meinung abgegeben. Einmal hat er ihn für einen „Rasenden" erklärt, weil er den Krieg

nach dem Falle von Metz noch fortsetzte, ein andermal sagte er von ihm: „Dieser Mann wird in der Haut eines Aufrührers sterben", „cet homme mourra dans la peau d'un factieux". Thiers lebte noch lange genug, um diesen Aufrührer als den Vertreter des Verfassungs-Rechts und des Volks-Gewissens im Kampfe gegen die Männer des 16. Mai zu sehen, und wäre sein Leben nur noch um etliche Jährchen verlängert worden, so hätte er Zeuge sein können, wie sein „Aufrührer" im „Hôtel Bourbon" als Vorsitzender der Abgeordnetenkammer residirt, wie er würdevoll im Hôtel der Ministerpräsidentschaft hauste und wie er nicht in der Haut eines Aufrührers, sondern in der eines Anwärters auf die höchste Ehrenstelle des Staates starb.

Man staunt heute, wenn man bedenkt, daß Thiers über den wahren Charakter Gambettas so grenzenlos unwissend bleiben konnte. Gambetta sollte in der Haut eines Aufrührers sterben? Er war im Gegentheil in der Haut eines Regierungsmenschen geboren. Er war geradezu aus Gouvernementalismus geknetet. Die Opposition war für ihn ein Exil, daheim war er erst, als er, einer der vornehmsten Repräsentanten der Autorität, bei den großen Nationalfesten auf dem Thronsessel zur Linken des Staatsoberhauptes saß.

Man könnte mir einwenden, daß dieser Mann, den ich als Typus eines Gouvernementalen hinstelle, als blindwüthender Gegner des Kaiserreichs begonnen, daß er den politischen Begriff und das Wort „irréconciliable" — mindestens für Frankreich — erfunden hat. Richtig. Aber „irréconciliable" ist eben nicht das einzige Wort, womit er das Wörterbuch

der französischen Sprache bereichert hat. Es findet sich da noch ein anderer Neologismus von seiner Mache und dieses Neuwort heißt: „Opportunisme“. Die politischen Gegner Gambettas machten ihm aus dieser doppelten Vaterschaft einen Vorwurf; sie sahen im Opportunismus eine Verleugnung, eine Aufhebung der „Unversöhnlichkeit“; sie nannten Gambetta einen Abtrünnigen, seine spätere Entwickelung einen schroffen Gegensatz zu seinen Anfängen. Ich glaube, das ist ein falsches Urtheil. Der Unversöhnliche von 1869 und der Opportunist von 1880 waren im Grund ein und derselbe Charakter, ohne Widerspruch, ohne Inkonsequenz, ohne Verleugnung früherer Grundsätze. Gambetta war Opportunist, als er Unversöhnlicher war, sein scharfer politischer Spürsinn hatte mit Sicherheit die Fäulniß des Kaiserreichs gewittert und er erkannte sehr gut, daß es für das Land und zugleich für einen jungen Politiker von Zukunft das Opportunste war, unversöhnlich zu sein. Sein Urtheil war richtig, dasjenige der Versöhnlichen falsch; Ollivier, der an die Möglichkeit einer Versöhnung der liberalen Opposition mit dem Kaiserreiche glaubte, bezahlte seinen Irrthum nach kläglich kurzer Ministerherrlichkeit mit moralischem Tode, Gambetta, der diese Möglichkeit leugnete, fand den Lohn seiner Klugheit in einer beispiellosen staatsmännischen Laufbahn, die fast bis ans Ende eine ansteigende war.

Nicht seinen aufrührerischen, sondern nur seinen gouvernementalen Eigenschaften hatte Gambetta das zu verdanken, was er erreicht hat. Er besaß Alles, was nöthig ist, um Andere zu beherrschen: Voraussicht, kluges Erfassen der

Menſchen und Umſtände, Ueberredungsgabe und vor Allem — unerſchütterlichen, grenzenloſen Glauben an ſich ſelbſt. Dieſer Glaube an ſich ſelbſt iſt eines der gewaltigſten Elemente des Erfolges aufſtrebender Menſchen. Die meiſten Leute beſitzen ihn nicht; denn man darf Eitelkeit, Selbſtüberſchätzung, ja ſogar Größenwahn mit dieſem Glauben nicht verwechſeln; der Eitle, der ſich für beſſer und bedeutender als ſeine Umgebung hält, iſt im Grunde ſeiner Seele doch nicht überzeugt; es beſtehen hinter all ſeiner Ueberhebung geheime Zweifel an ſeiner Gottähnlichkeit, Zweifel, die er vor Anderen verbergen kann, nicht aber vor ſich ſelbſt. Spürt nun die kleinmüthige Menge in einem Menſchen einen felſenfeſten, von keinem Zweifel erſchütterten Glauben an ſich ſelbſt, ſo iſt ſie gepackt. Sie ſagt ſich alsbald: „Wir wollen emporkommen, wie er es will; wir werfen uns in die Bruſt, wie er es thut; dabei aber haben wir die Angſt, daß unſer Streben erfolglos bleiben könne, und er hat dieſe Angſt nicht im Geringſten. Er muß alſo doch offenbar aus anderem Stoffe ſein wie wir.“ Und iſt die Menge einmal zu dieſem Schluſſe gelangt, ſo hängt ſie ſich mit Klettenzähigkeit an den Mann mit dem überwältigenden Selbſtvertrauen, um in ſeinem Auffluge mühelos mit emporgezogen zu werden. Die Mittelmäßigen lieben nichts ſo ſehr, als geſchleppt zu ſein. Wo ſie ein ſtarkes, zugkräftiges Fahrzeug erblicken, da beeilen ſie ſich, ihr Schifflein daran zu vertauen, um im Schaume ſeines Fahrwaſſers ſtolz dahin gleiten zu können. Dieſem gemeinen Hange zum Mitgenommenwerden verdanken ſtarke Naturen ihre erſten Erfolge; ihm verdanken ſie ihre früheſten Bundesgenoſſen,

Apoſtel und Anhänger, die die erſten Schlachten des Lebens für ſie ſchlagen, in der Hoffnung, ſpäter ſtets zu Sieg und Beute geführt zu werden. Gambetta war eine jener Ausnahme-Erſcheinungen, die durch ihren eigenen Glauben an ſich ſelbſt ihrer ganzen Umgebung dieſen Glauben einzuflößen vermögen. Alle Perſonen, mit denen er ſeit ſeinem Jünglingsalter in Berührung kam, ſchloſſen ſich ihm an und ordneten ſich ihm unter. Alle wurden ſeine Werkzeuge und die Förderer ſeiner Pläne. Dieſem Glauben an ſeine Zukunft, den er um ſich zu verbreiten verſtand, verdankte er es, daß er bald in jeder Amtsſtube Frankreichs, von den Dorfmairien bis zu den Miniſterien, in der Armee, im Parlament, im Lehrkörper Kreaturen und Anhänger zählte. Dieſe glaubten an ſeinen Stern und thaten Alles, um ihn auf ſeiner Höhe zu erhalten, nachdem ſie Alles gethan hatten, um ihn auf dieſe Höhe zu bringen. So tief und ſtark war dieſer Glaube an ſeinen Stern, daß noch faſt ein Jahrzehnt nach ſeinem frühen Tode diejenigen ſeiner Anhänger, die mit ihm emporgekommen waren, ihn als ihren Privat-Heiligen oder poſthumen Schutzpatron verehren und zu ſeinem Sterbehaus in Ville d'Avray wie zu einer Heilſtätte jährlich wallfahrten, während diejenigen, — ſie ſind die große Mehrheit, — die er für ihre Gefolgſchaft und Bewunderung noch nicht hatte belohnen können, ſein Verſchwinden beweinen, wie ſie etwa den Untergang eines Schiffes bejammern würden, das ihr Vermögen getragen hätte.

Man hat oft von der radikalen Schleppe geſprochen, die Gambetta hinten anhing und die er, wie ihm die Konſervativen dringend riethen, kurz entſchloſſen abſchneiden ſollte.

Es hätte ihm indeß nichts genützt, seine „queue“ abzuschneiden, es würde ihm am nächsten Tag eine neue gewachsen sein. Menschen, die die Gabe haben, an sich glauben zu machen, gleichen dem Magnet, der immer wieder neue Eisenfeile anzieht, auch wenn man sie hundertmal von ihm gestreift hat. Cromwell hatte diese Gabe, Napoleon besaß sie ebenfalls; in unserer Zeit war Gambetta ihr Erbe.

Das starke Selbstvertrauen, das Gambetta schon in seinen bescheidensten Anfängen besaß und das ihn bis zum Schlusse nicht verlassen hat, war mit seinem bis zum Chauvinismus gesteigerten Patriotismus der einzige einigermaßen idealistischere Zug in seiner durch und durch praktischen Natur. Gambetta war kühl und vernünftig bis zur Nüchternheit und die Leidenschaftlichkeit seines Worts und seiner Geste etwas äußerliches, eine Folge von Temperament und Jugendgewohnheit, aber nichts aus der Ueberzeugung, der Phantasie, dem Geiste kommendes. Der Fremde stellt sich mit Vorliebe den Nordfranzosen prosaisch und berechnend, den Südfranzosen dagegen schwärmend und poetisch vor. Die Geschichte lehrt aber, daß unter den Politikern Frankreichs die Praktiker aus dem Süden, die Idealisten dagegen aus dem Norden stammten. Desmoulins, St. Just, Robespierre, diese schwärmenden Feuerköpfe (wenn man nicht vorzieht, sie ganz oder halb tolle Irrenhäusler zu nennen), waren Nordfranzosen. Die Girondins, die mitten in den wildesten Stürmen der politischen Leidenschaften vernünftig zu bleiben und mäßigend zu wirken suchten, stammten dagegen aus dem Süden. Thiers, der philisterhafteste und trockenste Staatsmann, den Frankreich je be-

saß, war ein Sohn von Marseille und der kluge, kaltblütige Gambetta nannte gleichfalls den Süden seine Heimat. Er hat es verstanden, der dritten Republik seinen eigenen Charakter aufzuprägen. Die dritte Republik ist frei von jedem Idealismus und jeder Schwärmerei; sie ist eine Republik der Geschäfte; eine Republik, die Renten machen will; ihr Stolz ist, dem Lande materielles Gedeihen zu geben, die Gewerbethätigkeit, den Handel zu fördern; sie führt ein Zwanzigfrankenstück im Wappen und fürchtet die Reblaus, die den Ertrag des Weinbaues jährlich um mindestens eine Milliarde schmälert, mehr als alle Reaktionäre der Welt. In den zwanzig Jahren ihres Bestehens hat sie die Steuern ansehnlich vermindert, mehrere tausend Kilometer Bahnen, Straßen und Kanäle gebaut und den Kurs der Rente auf eine unter dem Kaiserreiche nie gekannte Höhe gebracht. Das antwortet die dritte Republik lächend, wenn man ihr vorwirft, daß sie für die freiheitliche Entwickelung noch gar wenig gethan, daß sie die häßlichsten Gesetze des Kaiserreichs zu Kraft bestehen gelassen. Die dritte Republik begeht keine Thorheiten, sie macht keine Propaganda, sie erhitzt sich nicht für die Menschenrechte fremder Nationen. Sie zittert, wenn irgendwo in Europa oder Amerika eine Umwälzung stattfindet, ein Thron gestürzt oder nur erschüttert, eine Republik ausgerufen oder nur gefordert wird. Sie fürchtet nichts so sehr, als den Anschein zu erwecken, sie wolle außerhalb ihrer eigenen Grenzen jungen Freiheiten Gevatter stehen. Das ist sehr vortheilhaft für Frankreich, welches sich unter diesem Regime des vernünftigen Egoismus unvergleichlich

beſſer befindet als unter einem Regime großherziger Mittheilſamkeit. Die edeln Thorheiten der erſten Republik paſſen nicht in unſere Zeit der Börſenſpekulation und des Induſtrialismus. Wahr iſt freilich, daß die große Revolution nie die Begeiſterung der Völker erregt hätte, wenn ſie ſo muſterhaft vernünftig geweſen wäre wie die dritte Republik, und daß das Frankreich Gambettas gewiß nicht das Zion aller liberalen Geiſter der romaniſchen Welt bliebe, wenn es nicht noch etwas von dem Preſtige zuzuſetzen hätte, welches das Frankreich Mirabeaus und Robespierres erwarb.

Die einzelnen Züge, die ich im Vorſtehenden zuſammengetragen, geben kein abgeſchloſſenes Bild der Phyſiognomie Gambettas als Staatsmann. Für ſein endgiltiges Bildniß hat er nicht lange genug geſeſſen; er verſchwand, ehe der Maler fertig geworden war. Sein politiſches Porträt wird in der Geſchichte eine Skizze bleiben. Der Menſch Gambetta dagegen iſt vollſtändig zu überſehen. Dem Menſchen Gambetta ſei die zweite Hälfte dieſer anſpruchsloſen Studie gewidmet.

Es iſt in unſerer Zeit unmöglich, binnen wenigen Jahren ein weltberühmter Mann zu werden, ohne daß man hunderttauſend Federn in Bewegung ſetzt. Allein gerade weil ſo unmäßig viel über Gambetta geſchrieben worden iſt, beginnt ſich ein undurchdringlicher Nebel um ſeine Geſtalt zu weben. Jeder ſeiner Lebensbeſchreiber, jeder ſeiner Charakterzeichner hat ein anderes Bild von ihm und ſeinem Leben gegeben. Leute, welche ſich als ſeine Jugendgeſpielen oder Studienkameraden vorführten, erzählten eine endloſe Reihe der wunderlichſten Anekdoten über ihn, die alle mit dem Anſpruch

auftraten, echt zu sein, deren Glaubwürdigkeit jedoch einigermaßen darunter leidet, daß sie einander gegenseitig vollständig ausschließen. So wird Gambetta von einem mächtigen Strom abenteuerlicher Legenden umrauscht, auf welchem die Wahrheit wie ein kleines, verlorenes Schifflein treibt. So viel ist indeß sicher, daß Gambetta im Jahre 1838 in Cahors geboren wurde und genuesischer Abstammung ist. Sein Großvater ist vor etwa sechzig Jahren aus der ligurischen Hafenstadt nach Frankreich eingewandert; sein Vater, noch in Italien geboren, spricht bis zum heutigen Tage französisch mit einem merklichen italienischen Akzent und er selbst hat zur Zeit des Kaiserreichs, da die allgemeine Wehrpflicht noch nicht bestand und man die Konskription überhaupt nicht allzu genau nahm, stillschweigend seine Eigenschaft eines Ausländers dadurch geltend gemacht, daß er sich an der Nummern-Ziehung der Konskribirten nicht betheiligte. Absolut geleugnet wird von seinen Freunden die vielfach aufgestellte Behauptung, daß die Gambettas jüdischen Ursprunges seien. Die Physiognomie beweist zwar in dieser Hinsicht nichts, allein es ist richtig, daß diejenige Gambettas eher für als gegen seinen semitischen Ursprung sprach. Man hat ihn selbst einmal darüber befragt. Es war im August 1876, zur Zeit der Erhebung Disraelis in den Grafenstand. In einem Salon war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, darunter Jules Simon, Crémieux und Gambetta. Man sprach von Disraeli und dem jüdischen Ursprunge mancher hervorragenden Staatsmänner und Crémieux wandte sich an Simon mit der Frage: „Ist es wahr, daß in Ihren Adern jüdisches Blut fließt?“ Simon erwiderte

sofort, sein Großvater sei als Jude gestorben, erst sein Vater habe die Taufe empfangen, und auf Gambetta deutend fügte er hinzu: „Ich glaube, unser Freund (damals nannte er ihn noch so) ist in demselben Falle?“ Gambetta wurde ein wenig verlegen und antwortete ausweichend, seine Genealogie habe ihn nie genügend interessirt, um ihn zu Nachforschungen über diesen Punkt zu veranlassen. Volles Licht ist über diesen übrigens unwesentlichen Punkt bisher nicht verbreitet worden.

Gambetta Vater wurde in Cahors nie anders als „der Genueser“ genannt. Weit entfernt, diese Bezeichnung als Spottnamen zu empfinden, legte er sich sie vielmehr selbst bei. Er betrieb einen Handel mit Medizinalkräutern und nannte seinen Laden „zum Hafen von Genua.“ Dieses Ladenschild hat sogar im Jahre 1878 zu einem kuriosen Rechtsstreit Anlaß gegeben. Als Gambetta père die Rente beisammen hatte, die er sich bei Beginn seiner kaufmännischen Laufbahn als Ziel vorgesteckt, zog er sich nach französischer Sitte vom Geschäfte zurück und verkaufte Laden, Waarenvorrath und Kundschaft an einen Nachfolger, der ausdrücklich die Bedingung stellte, daß die Firma weiterzugehen habe: „Gambetta, herboriste, au port de Gènes“. Einige Jahre lang hielten sich beide Theile zur vollen beiderseitigen Zufriedenheit an das Uebereinkommen, allein als Gambetta fils 1878 die große Triumphreise nach seinem Heimatsdepartement unternahm, begann sein Vater es unpassend zu finden, daß der berühmt gewordene Name mit dem prosaischen Beisatze „Kräuterhändler“ auf einem schnöden Kräuterladenschilde

prange, und er wollte seinem Geschäftsnachfolger die Weiterführung der alten Firma untersagen. Der aber verstand seinen Vortheil und berief sich auf die Vertragsbestimmung; daraus entstand ein Rechtsstreit, der den Feinden Gambettas nicht geringe Schadenfreude bereitete, über dessen Ausgang mir indeß nichts bekannt geworden ist.

Der Einäugigkeit Gambettas hat sich die Legende mit besonderer Vorliebe bemächtigt. Er sollte sich das rechte Auge selbst mit den Fingern ausgedreht haben, um sich dienstuntauglich zu machen, da sein Vater ihn gegen seinen Willen in die Kadettenschule von St. Cyr geben wollte. Diese alberne Anekdote ist natürlich eine Fabel. Gambetta verlor in der Kindheit das eine Auge durch einen Unfall, wahr aber ist, daß sein Vater das Gebrechen des Knaben zum Anlaß nehmen wollte, um ihn, als zu augenanstrengenden Studien nicht geeignet, in seinem Geschäfte zu verwenden, und daß nur der entschiedene Wille der Familie seiner Mutter diese Absicht durchkreuzte und Gambetta davor bewahrte, ein illustrer Kräutler zu werden.

Nachdem er bis zur Beendigung der Mittelschule in Cahors geblieben war, kam er als neunzehnjähriger Junge nach Paris, um hier Jura zu studiren. Nun beginnt die romantische Periode seines Lebens: die Quartier-latin-Epoche. Er wohnte im „Hôtel du Sénat", das trotz seines pompösen Titels nur eine ganz gewöhnliche Studentenherberge in der Rue de l'Odéon war. Das Hôtel du Sénat war vernehmlich von Südfranzosen frequentirt. Alfons Daudet bewohnte eine Dachstube in diesem Gasthof, als er zu seinem ältern Bruder

Ernſt nach Paris kam. Es war ein wildes, luſtiges Leben, das die tollköpfigen jungen Leute hier führten. Tag und Nacht war das alte Haus vom Dröhnen gewaltiger Stimmen und vom ſympathiſchen Lärm übermüthigen Gelächters erfüllt. Jede der knappen Mahlzeiten, welche zweimal täglich die Bewohner des Hôtels um den gemeinſamen Tiſch verſammelten, wandelte ſich in eine klaſſiſche Sympoſie um, in der weder die Libationen noch die geiſtreichen und tiefſinnigen Geſpräche fehlten, die zu ſolchen Feſten gehören. Gambetta führte den Vorſitz an der Table d'hôte. Er übte über ſeine Genoſſen eine Autorität, welcher ſich Alle willig unterwarfen. „Den Teufel ſpürt das Völkchen nie", ſagt Goethe von den Studenten; den Genius aber ſpürt das Völkchen ſtets.

Manche Berichte ſtellen Gambetta zu jener Zeit als einen armen Teufel von Bohême dar, der ſeine Kameraden morgens um ein Zwanzigſousſtück anpumpte, um abends ein Diner zu haben. Dieſes Bild entſpricht jedoch der Wirklichkeit in keiner Weiſe. Gambetta erhielt monatlich von ſeinem Vater 300 Fr., zu jener Zeit noch ein anſehnlicher Wechſel für einen Bewohner des Quartier latin, und ſeine verhältnißmäßige Wolhabenheit, ſein furchtbarer Appetit und Durſt, ſeine Körperkraft, ſeine unverwüſtliche, geräuſchvolle Heiterkeit, beſonders aber ſeine Suada, machten ihn, wie bereits erwähnt, ſehr früh zu einer Reſpektsperſon in ſeinen Kreiſen. Hatte er das Wort bei Tiſche, ſo ſchwiegen die Anderen. Und er hatte faſt immer das Wort. Er liebte es, den Klang ſeiner ſtarken, tiefſten, wollautenden Bruſtſtimme zu hören. Er ſprach, um zu ſprechen, und jede ſeiner Stegreif-Tiſchreden löſte ſich

schließlich in ein lautes Gelächter oder in einen lärmenden Rundgesang auf.

Es ist etwas Wundersames um die Macht des Wortes bei südlichen Völkern. Dem Nordländer ist die Rede blos ein Mittel zum Zwecke der Verständigung, dem Südländer ist sie Selbstzweck. Der Nordländer wird durch das Wort überzeugt, der Südländer überwältigt und hingerissen. Ihm ist es ein physischer Genuß, eine Wollust, schön sprechen zu hören. Stolze, volltönende Phrasen, ein rauschend dahinströmender, breiter und ununterbrochener Redeguß entzücken ihn wie die Instrumentalleistung eines Virtuosen oder wie die Arie einer guten Sängerin. Darum sind Laufbahnen wie die Mirabeaus, Dantons, Kossuths, Castelars und — Gambettas eben nur bei südlichen Völkern möglich.

Gambetta wußte früh, daß er eine klangvolle Stimme, eine breite und energische Geste, ein kräftiges Mienenspiel und eine losgebundene, geläufige Zunge habe, und er gab bei jeder Gelegenheit Gratiskonzerte auf seinem Instrumente: der Sprache. Er verbrachte seine Abende im Hotel oder im klassischen Café Procope und deklamirte vor einem andächtigen Zuhörerkreise, den seine Worte entflammten, gegen das damals noch sehr mächtige, sehr gefährliche, sehr grausame Empire. Diese Standredner der Studentencafés sind ein Typus, der auszusterben droht. Daudet hat versucht, ihn in der Gestalt des „Elysée" im Roman „Die Könige im Exil" für die Nachwelt zu bewahren. Wer sich früher begeistert fühlte, auf wen, um mit der Schrift zu sprechen, die „Zungen" herabstiegen, der erhob sich am Biertisch und

ſprach; es wurde ihm ſicher zugehört, Beifall geklatſcht, geglaubt; hatte er eine beſonders gute Lunge und ein beſonders loſes Maul, waren ſeine Paradoxe genug verblüffend, ſeine Ideen genug toll, ſeine Ausdrücke genug kräftig in Ton und Farbe, ſo wurde er eine örtliche Berühmtheit und man drängte ſich in die Bierkneipe, die der Schauplatz ſeiner Abendproduktionen war; ſo fingen manche Talente an, die ſpäter im Gerichtsſaal und in der Abgeordnetenkammer glänzten, während die meiſten Bierfilzredner allerdings ihr lebelang bei dem wüſten Wortſchwalle des Kaffeehauſes blieben und über der Gewohnheit des Schwatzens die Gewohnheit des Denkens und Arbeitens verloren, bis ſie zuletzt zu blöden, gehirnerweichten Windkeſſeln herabſanken, welche eine jüngere, unehrerbietige Generation von Bocktrinkern zum Tönen brachte, ſo oft ſie ein wenig lachen wollte. Heute iſt dieſe Gattung faſt unfindbar geworden. Die Jugend befriedigt ihren Redekitzel in eigenen Debattirklubs, den ſogenannten „Conférences“, oder in der Salle d'Arras, wo es ehrbar und förmlich hergeht, und ſie iſt zu pedantiſch und ſteif geworden, als daß ſie in einem Café zu ernſthafter Rede den Mund aufthun ſollte. Gambetta aber war noch einer von der Gattung der Kaffeehausredner des Quartier latin und einer der größten in dieſem Jahrhundert; die Gattung ſcheint ihre Produktionskraft erſchöpft zu haben, indem ſie dieſes große Individuum hervorgebracht, denn ſie iſt ſeither unfruchtbar geblieben.

Im Jahre 1862 hatte er ſeine juriſtiſchen Studien beendet. Er verließ die Hörſäle mit einem geringen Schulſacke beſchwert. Gambettas Stärke iſt auch nie die Gelehrſamkeit

gewesen, obschon er, wie viele Halb- und Ungebildete, das Wort „wissenschaftlich" fortwährend im Munde führte, von „wissenschaftlicher" Politik, „wissenschaftlicher" Regierungsweise u. s. w. sprach. Was er wußte, das waren praktische Dinge, die das Leben ihn gelehrt hatte. Er wußte, wie ein großes Land regiert, wie eine Partei gebildet und zusammengehalten, wie ein Parlament und eine Volksmasse geleitet wird, aber er wußte schwerlich, was man zum Lizenziatenexamen irgend einer Fakultät wissen muß. Er kannte die Menschen und die Geschäfte, aber er kannte nicht die Bücher. Und das ist ein Vorzug für einen Staatsmann. Ich scheue mich nicht, geradezu das Lob der Unwissenheit zu singen. Wir Schulmenschen lesen und lernen zuviel und werden dadurch zum Handeln mehr oder minder untauglich. Wir sind ganz Erinnerung und verlieren die Gewohnheit des selbsteigenen Denkens. Die unwissenden Staatsmänner Nordamerikas und des Morgenlandes sind bei gleicher Begabung den gelehrten Politikern Europas stets überlegen, denn sie haben vor ihnen die Anschauung und das Urtheil voraus. Sie sehen mit den eigenen Augen und denken mit dem Werkzeuge der eigenen Logik. Sie sind unbeeinflußt von dem, was Andere vor ihnen bei ähnlichen Anlässen gedacht und gesehen haben. Sie gerathen dadurch in die Gefahr, mit Wichtigkeit das Pulver aufs Neue zu erfinden oder, was schlimmer ist, einen Schritt von der offenen Thür mühselig ein Loch in die Mauer zu brechen. Aber das sind seltene Ausnahmen. In der Regel sieht ihr Auge klarer als das der Schulmenschen, weil es auf das Objekt selbst gerichtet ist und nicht auf den Nebel der

Worte, welche Andere vor ihnen über das Objekt gesprochen und geschrieben haben. Weit entfernt, in seiner geringen Gelehrsamkeit einen Fehler Gambettas zu sehen, erblicke ich darin seine Stärke. Er näherte sich dadurch den amerikanischen Politikern vom Schlage Lincolns, mit denen er die Unmittelbarkeit und den hausbackenen Menschenverstand gemein hatte.

Nach Beendigung seiner Studien verließ Gambetta das Hôtel du Sénat und richtete sich in einer kleinen Wohnung der Rue Dauphine ein, die er erst aufgab, als er bereits ein berühmter Abgeordneter war. Mit ihm wohnte eine alte Tante, Madame Thereſe, die im Jahre 1878 gestorben ist und bis zu ihrem Tode den Haushalt ihres Neffen geführt hat. In den ersten Zeiten seiner Selbstständigkeit klappte nicht immer Alles bei Gambetta. Papa Kräuterhändler wollte mit den guten Fünffrankenthalern nicht mehr recht herausrücken und der junge Advokat hatte vorläufig mehr Bierkumpane als Klienten; und wenn sich selbst einmal ein solcher zu ihm verirrte und etwas Haare ließ, so waren die Goldfüchse ebenso rasch wieder verschwunden, wie sie gekommen waren, es sei denn, es wäre Madame Thereſe gelungen, ihre Hand auf etliche davon zu legen.

Der Ruf des redegewandten jungen Rechtsanwalts verließ schon zu Beginn der Sechziger Jahre das Quartier latin und drang auf die andere Seite des Wassers. Gambetta verbrachte seine Abende nunmehr im Café de Madrid und wie früher in der Rue de l'Ancienne Comédie, so war er nun auf dem Boulevard Montmartre eine anerkannte

Autorität. Seine Zuhörer waren aber jetzt nicht mehr dunkle Studenten, sondern Journalisten, Schriftsteller und Künstler, welche der Haß gegen das Kaiserreich zu einer Art Freimaurerbundes vereinigte. Die Zeitungen begannen von ihm zu sprechen. Journalisten wählten ihn zu ihrem Vertheidiger in den zahlreichen Preßklagen, mit denen man sie damals verfolgte, und wenn sie ihn auch für seine Bemühungen in der Regel nur mit einem Händedruck und einem stets gutgemeinten, wenngleich nicht immer reichlichen Frühstücke belohnten, so erwiesen sie sich gleichzeitig durch die große Verbreitung dankbar, die sie seinen Vertheidigungsreden gaben.

In diese Zeit fällt seine Bekanntschaft mit dem Advokaten Laurent, die später zur intimsten Freundschaft wurde und trotz des Abfalls Laurents von der republikanischen Partei erst mit seinem 1878 erfolgten Tod ein Ende nahm. Laurent hatte eine schöne Frau und war nicht eifersüchtig. Aus diesen Angaben wußte die Pariser Chronique scandaleuse ein Jahrzehnt hindurch immer neue anakreontische Geschichtchen zu spinnen, die jedoch der Wiedergabe nicht werth sind. Thatsache ist, daß Gambetta sich gleich anfangs Laurent innig anschloß und nicht wieder von ihm ließ. Wie weit die Freundschaft des jungen Gambetta gehen konnte, beweist der folgende Vorfall, der in den Polizeiberichten der Sechziger Jahre seinen Platz hat. Laurent hatte in einer Zivilsache einen Kläger gegen Isaak Pereire zu vertreten und nahm den letztern in seiner Rede ziemlich hart mit. Am Abend nach der Gerichtsverhandlung war der Advokat im Besselièvre'schen Promenade-

konzert und traf da unvermuthet Pereire, der sich nicht enthalten konnte, ihm im Vorübergehen einen Rippenstoß zu geben und das Schimpfwort „Canaille!“ zuzuschleudern. In demselben Augenblicke stürzte jedoch Gambetta, der hinter Laurent ging, hervor, warf sich auf Pereire, schmetterte ihn mit einem Faustschlag zu Boden und hatte ihn bereits windelweich durchgeprügelt, ehe die Polizei herbeikommen und das Opfer befreien konnte. Pereire erzählte einige Tage später die Sache so: er habe seinen Beleidiger Laurent züchtigen wollen, allein dieser müsse Lunte gerochen haben, denn er sei „von einer Art Herkules“ begleitet gewesen, der für ihn gerauft habe. Daß dieser „espèce d'Hercule“ der künftige Diktator Frankreichs sei, ahnte freilich weder der Geprügelte noch die Polizei, die Gambetta damals einen amtlichen Verweis ertheilte.

Wie Gambetta im berühmten Prozeß Baudin die Vertheidigung eines der Angeklagten übernommen, wie das zur Folge hatte, daß ihm das Abgeordnetenmandat für die radikale Pariser Vorstadt Belleville angeboten ward, wie er in der gesetzgebenden Körperschaft das Haupt der „irréconciliables“ wurde, das sind Thatsachen, die der Geschichte angehören und bei welchen die Anekdote nichts zu suchen hat. Die Umwälzung vom 4. September stellte den zweiunddreißigjährigen Gambetta plötzlich an die Spitze der Nation und der Mann, der noch gestern im Freundeskreise des Café de Madrid mit seinem schönen meridionalen Durste Bock um Bock geleert hatte, verlor auch angesichts der über Nacht ihm zugefallenen Riesenaufgabe nicht den Kopf. Er beging Fehler und Miß-

griffe, aber er organisirte die Vertheidigung des Landes mit wunderbarer Energie und Geschicklichkeit und die zahlreichen Freunde und Anhänger, die er damals in die Staatsverwaltung steckte, haben seither nicht aufgehört, das Land zu regieren. Seine demokratischen Gewöhnheiten überdauerten eine Weile den jähen Schicksalswechsel. Er fuhr fort, die Kameraden zu duzen und Madame Thereſe durch die Nachläſſigkeit, mit der er Kleider und Wäſche behandelte, zur Verzweiflung zu bringen. Allein der Beſitz der Macht wirkte erziehend auf ihn und ſchon im Januar 1871 markirte er ſeine Diktatorwürde auch äußerlich dadurch, daß er einen verſchnürten Pelzrock und ein Offizierkäppi trug. Gambetta kannte eben ſeine Landsleute; er wußte, daß den Franzoſen der Begriff der Autorität von irgend einer Uniform zu ſehr unzertrennlich ſei, als daß er es hätte wagen können, ſich über dieſes kindliche Vorurtheil hinwegzuſetzen.

Mit dem Ende des Krieges begann für Gambetta der Lebensabſchnitt der ſtaatsmänniſchen Reife. Er verſchwand über die Dauer der Kommune und vermied es mit einer Klugheit, die ihm allerdings von der einen und der andern Seite übelgenommen wurde, ſich in dieſem gefährlichen Augenblicke beim Volk oder bei der ſiegreichen Reaktion bloszuſtellen. Nach Paris zurückgekehrt, verließ er die Rue Dauphine und bezog das reiche Hôtel in der Chauſſée d'Antin. Statt des familiären Bocks trank er Château Laffitte, ſtatt in einem Boulevardreſtaurant zu ſpeiſen, engagirte er einen eigenen Chef de cuiſine, der ſeinen glorreich dröhnenden Namen Trompette in die Jahrbücher der Geſchichte eingeſchrieben hat; er fuhr

in einer Equipage, wurde grau und beleibt und begann zu vergessen, daß er einmal — freilich mehr aus Nachlässigkeit als aus Armuth — in gelöcherten Schuhen gegangen sei. Die alten Kameraden vom Café Procope und Café de Madrid fingen an, die Gewohnheit zu verlieren, mit ihm intim zu sein. Er umgab sich mit einem Hof ehemaliger Freunde und späterer Anbeter, die den Zugang zu ihm schwerer machten als zu manchem Herrscher. So gelangen wir zum Augenblicke, wo er, nachdem ihn die Periode des 16. Mai wieder in den ersten Rang der handelnden Persönlichkeiten gerückt hatte, zum Präsidenten der Abgeordnetenkammer gewählt wurde. Er setzte sich nun mit einer Würde, die ihm durchaus angeboren schien, in den Lehnstuhl des Palais Bourbon und erwartete an dieser glänzenden Stelle den Augenblick, wo er die eine Präsidentschaft mit einer andern würde vertauschen können. Es kam aber nicht so, wie er gehofft und gewünscht hatte. Ehe er Präsident der Republik werden konnte, mußte er Präsident eines Kabinets werden. Er sträubte sich, so lang er konnte. Aber schließlich mußte er sich der drohenden Stimme der öffentlichen Meinung fügen, die nicht zugab, daß der Führer der Kammermehrheit sich der Pflicht des Regierens entzog, und er bildete das „große Ministerium." Man kennt dieses klägliche Abenteuer. Mit Trompetenstößen angekündigt, von den höchsten Erwartungen empfangen, fiel es jämmerlich nach zehn Wochen und hinterließ den Eindruck, daß die berühmten tiefen Regierungsgedanken Gambettas sich auf eine Aenderung des Wahlsystems beschränkten, das ihm gestattete, auf die Unabhängigkeit der Wähler die Hand zu legen. Er ging aus

seiner Ministerschaft verdunkelt und verkleinert hervor und sein Ansehen hatte sich bis zu seinem Tode von dieser Schlappe nicht erholt.

Zwei Eigenschaften Gambettas hatten sich sein lebelang durch alle die ungeheueren Wandlungen seiner Geschicke nicht geändert: sein Appetit und seine Suada. Er ist stets der tapfere Esser und gewaltige Redner geblieben, der er in der goldenen Zeit des Hôtel du Sénat war. Es war ein wunderbares Schauspiel, ihn auf der Rednerbühne erscheinen zu sehen. Ehe er zu sprechen begann, zog er sich in den Hintergrund der ziemlich tiefen Tribüne zurück und musterte die Kammer mit seinem glänzenden Schwarzauge. Dann entrollten glatt und geläufig die ersten Phrasen seiner breiten Brust, über welcher er die Arme kreuzte. Nach einer kurzen Einleitung war er beim Gegenstande der Debatte und wenn er den ersten rednerischen Keulenschlag gegen den eben zu bekämpfenden Widersacher führte, drang er gleichzeitig mit einer jähen Vorwärtsbewegung, fast möchte ich sagen mit einem Satz, an die Brüstung der Tribüne vor und zur Wirkung des Wortes gesellte sich die Wirkung der plötzlich aus dem Halbdunkel des Tribünen-Hintergrundes hervorbrechenden Gestalt, die aus funkelndem Auge Blitze gegen den Feind schleuderte und ihn mit einem wie zum Schlag erhobenen weitausgreifenden Arme bedrohte. Als Redner war Gambetta die Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit selbst. Mitten im Tumulte der wüstesten Skandalszene hörte sein feines Ohr den individuellen Schmähruf heraus, er packte den Gegner sofort beim Namen und spießte ihn mit einem Impromptu, wie eine Möve sich

aus einem Häringszug ihr Opfer herausholt. Bei den häufigen Unterbrechungen und Zwischenrufen, die in der französischen Kammer üblich sind, löste sich so jede Rede Gambettas in einen heftig bewegten Dialog auf, in welchem die blitzenden und brennenden Epigramme einander wie die Raketen eines Feuerwerks folgten. Bei aller Ruhe des Geistes war er in solchen Momenten von einer außerordentlichen körperlichen Erregtheit, die an sich bei heißblütigen Hörern von aufregendem und hinreißendem Effekt ist. Er blieb auf der Tribüne keinen Augenblick ruhig. Wie ein Löwe im Käfig schritt er auf und ab, soweit die ziemlich geräumige Tribüne solche Ausflüge gestattete; bald klammerte er sich mit beiden Fäusten an die Brüstung, als wollte er sie zertrümmern, bald hatte er ungestüme Bewegungen, als wollte er sich von der Tribüne mit einem Satz in den Saal schnellen, um einen Fourtou oder einen Cassagnac zu zerreißen, und in all diese heftigen und gewaltigen Bewegungen grollte der rollende Donner seiner Stimme ohne Unterlaß darein, denn die erste Pause, die er freiwillig in einer Rede machte, war zugleich die einzige, es war die Pause des Schlusses.

Gambetta improvisirte alle seine Reden und wenn er nachher an dem Stenogramme feilte, so geschah es nicht, um den stets tadellosen Satzbau zu korrigiren, sondern um einzelne vielleicht zu kräftig gerathene Ausdrücke den Anforderungen des allein seligmachenden Opportunismus entsprechend zu dämpfen. Alle seine rednerischen Eigenschaften gelangten übrigens nur im heftigsten Feuer einer Sturmdebatte zur Entfaltung. Als Fest- und Bankettredner war Gambetta zwar ebenfalls inter-

essant, aber nicht entfernt so wie als Debatter. Ich bin überzeugt, daß er, wenn er lange genug gelebt hätte, um in die Akademie gewählt zu werden, was unfehlbar geschehen wäre, in seiner Antrittsrede matt und schwulstig gewesen sein würde. Wer ihn ganz kennen lernen wollte, mußte ihn eben auf seinem eigentlichen Platz, auf der Rednertribüne der Kammer beobachten.

Gambetta ist das interessanteste neuzeitliche Beispiel einer parlamentarischen Laufbahn. Die Beredsamkeit liegt allen seinen Erfolgen zu Grunde. Daß diese jedoch so groß und ungewöhnlich waren, das dankte er auch seinem unerschütterlichen Selstvertrauen und vor allem seinem leidenschaftlichen Patriotismus. In einer selbstsüchtigen Gesellschaft wird nichts so hoch geschätzt wie die selbstlose Thätigkeit für die Interessen der Gemeinschaft. Gambetta hat stets aus reinem, selbstlosem Patriotismus gehandelt und wenn seine persönlichen Geschicke dabei ebenfalls gediehen, so geschah dies ohne sein direktes Dazuthun. Seine politische Thätigkeit läßt sich in zwei Worte zusammenfassen: Befestigung der Republik und Reorganisation der Armee. Seine Gegner fügen hinzu: die leitende Idee seines Lebens sei die Revanche gewesen. Das ist jedoch nicht bewiesen. Er war zu vorsichtig, zu klug und vor allem trotz seines Chauvinismus zu patriotisch, als daß er Frankreich, dessen Wiedererhebung aus tiefem Verfalle nicht zum geringsten Theile sein Werk ist, in neue Abenteuer und Gefahren hätte stürzen wollen.

Frankreich darf es immerhin beklagen, daß Gambetta ein so unrühmliches Ende genommen hat. Sein Tod hat etwas

von der Tragik des altgriechischen Theaters an sich. Er ist die späte und unverhältnißmäßig schwere Buße einer Schuld. Gambettas unregelmäßige Anfänge haben sich furchtbar an ihm gerächt. Er hat lange Jahre in einem jener losen Verhältnisse gelebt, die der Franzose dem kleinen Privatmanne nicht weiter übelnimmt, die er jedoch trotz seiner weitherzigen, nachsichtvollen Sittlichkeit bei einem leitenden Manne höchst ungern sieht. Als Gambetta zu großen Geschicken gelangt war, als sich vor ihm die Möglichkeit aufthat, Präsident der Republik zu werden, da begriff er, daß er keine unregelmäßige Genossin in den Elysee-Palast einführen durfte, und unternahm es, das blosstellende Anhängsel aus seinem Leben auszuscheiden. Das verabschiedete Weib suchte sich in seiner Gegenwart zu erschießen, er lenkte die Kugel von ihrem Ziel ab, wurde selbst getroffen und verwundet und das Uebel, welches sich aus diesem Dramenauftritt entwickelte, brachte ihm den frühen Tod, um den sich seitdem allerlei wilde Sagen gerankt haben.

Er ist als Staatsmann ein Bruchstück geblieben, das die Einbildungskraft verschönernd oder verunstaltend ergänzen mag. Es gibt eine Geschichtsästhetik, wie es eine Kunstästhetik gibt. Auch der Nichtfranzose, dem die Geschicke Frankreichs nicht besonders nahegehen, wird ein geschichtsästhetisches Bedauern empfinden, daß Gambettas Gestalt ein bloßer Torso ist, daß es ihm nicht gegeben war, zur vollen Entwickelung zu gelangen und in der Geschichte als ausgeführtes Bild zu leben.

Sadi Carnot.

Als ich in jungen Jahren zuerst von der nordamerikanischen Verfassung Kenntniß erhielt, schien mir das Wunderbarste und Unbegreiflichste an diesem Werke menschlicher Voraussicht die Bestimmung, daß an der Spitze des Staatswesens ein alle vier Jahre zu wählender Präsident stehen solle. Wie sollte es möglich sein, den einen Mann ausfindig zu machen, der geeignet und berufen sei, zu dieser Würde erhoben zu werden! Der Papst, das Oberhaupt von 200 Millionen Katholiken, wird von 60 bis 80 Männern gewählt und selbst bei dieser Einschränkung des Wahlapparats scheint den Kardinälen das Wahlgeschäft so übermenschlich schwierig, daß sie versichern, der heilige Geist selbst gebe ihnen im Augenblicke der Entscheidung den Namen ein, den sie auf ihren Stimmzettel schreiben. In der Monarchie erlangt der Herrscher sein Vorrecht, 30, 40 oder 100 Millionen Menschen zu überragen und zu führen, durch Erbschaft und die Unterthanen brauchen sich nicht den Kopf zu zerbrechen, wie sie es anfangen müssen, um ein Staatsoberhaupt zu gewinnen. Aber durch häufig wiederkehrende Wahl den einen Mann zu

bezeichnen, der ein großes Land regieren soll, das schien mir weit über die Fähigkeiten von Sterblichen zu gehen. Welche Eigenschaften mußte ein Mann haben, um als der Würdigste von 60 Millionen Nordamerikanern oder 30 Millionen Männern oder doch 15 Millionen Erwachsenen erkannt zu werden? Welche Mittel mußte er anwenden, welches fabelhafte Glück mußte er haben, um die 15 Millionen Wähler oder mindestens die Hälfte von ihnen mit diesen außerordentlichen Eigenschaften bekannt zu machen? Je mehr ich darüber nachdachte, desto unfindbarer schien mir der Mann, dem es gelingen sollte, sich durch sein Verdienst zu so hohen Geschicken emporzuringen.

Später freilich, als mir bekannt wurde, wie die Dinge in Wirklichkeit vor sich gehen, legte sich meine staunende Bewunderung. Ich merkte, daß es bei der Wahl des Präsidenten der Vereinigten Staaten durchaus mit natürlichen Dingen zugeht, daß die Entscheidung nicht von 15 oder $7^1/_2$ Millionen, sondern von einer Gruppe Politiker getroffen wird, die oft weniger zahlreich ist als ein Kardinals-Kollegium, und daß der Erwählte weder der würdigste noch der bekannteste Bürger Nordamerikas zu sein braucht.

In einer Operette von Offenbach — ich weiß wirklich nicht mehr, in welcher; sie sind fast alle schon so verschollen und der arme Jaques ist schon so weit in den Dämmer der alten Geschichte zurückgetreten! — in einer Offenbach'schen Operette, sage ich, soll eine Rosenjungfrau erkiest werden; diese Ehre ist in Frankreich bekanntlich jungen Mädchen vorbehalten, die sich durch ihren makellos tugend-

haften Lebenswandel auszeichnen; da aber der Maire, welcher die Tugendrose zuerkennen soll, kein Mittel sieht, die Würdigste ausfindig zu machen, so ertheilt er den Preis auf dem Wege der Verlosung, an der alle unverheiratheten Bewohnerinen des Orts theilnehmen, von denen die meisten die Bevölkerung bereits durch Sprößlinge vermehrt haben.

Man muß an diesen Operetten-Einfall denken, wenn man sieht, wie manchmal Präsidenten großer Republiken gewählt werden. Vielleicht wäre es überhaupt besser, sie auszulosen, statt sie zu wählen. Der Zufall hat wahrscheinlich nicht weniger Verstand als die Mehrheit der Wähler. Manchmal trifft er es entschieden besser. Es liegt tiefer Sinn in den alten Geschichtssagen, in welchen Abgesandte eines Volkes ausziehen und sich vorsetzen, den Ersten zu ihrem Könige zu wählen, den sie pflügend oder Wasser schöpfend oder auf einem Esel reitend antreffen würden. Das Mittel ist so gut wie ein anderes. Es hat sogar den Vortheil, Zwist zu verhüten. Das Sprichwort sagt: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Das Sprichwort bleibt wahr, auch wenn man an die Stelle des Wortes Gott das Wort Zufall setzt. Vielleicht beruht die Wahrheit des Sprichworts in der ursprünglichen wie in der geänderten Fassung einfach darauf, daß man zu einem Amt eben überhaupt keinen besondern Verstand braucht. Diese Erklärung ist nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisen.

Dem Nachfolger Jules Grévy's, Sadi Carnot, muß die Erwählung zum Präsidenten der französischen Republik mindestens so viel Ueberraschung bereitet haben wie dem die Esel

seines Vaters suchenden Saul die Erhebung zum Könige der Juden, denn er ist ein Mann von Bescheidenheit und gesundem Menschenverstand und da er mit diesen beiden Eigenschaften geschmückt ist, bleibt es vollständig ausgeschlossen, daß er 24 Stunden vor dem Augenblicke, der ihn zum vierten Präsidenten der dritten Republik machte, eine Ahnung von der doch so nahen Wendung seiner Geschicke gehabt haben könne. Vierundzwanzig Stunden vorher wäre der Gedanke, er könne erfolgreicher Bewerber um die Präsidentschaft sein, nicht viel weniger als Wahnsinn gewesen. Vierundzwanzig Stunden später war dieser wahnsinnige Gedanke Thatsache geworden. Sadi Carnot hatte sich in dieser kurzen Spanne Zeit nicht geändert. Aber der Zufall war mittlerweile an ihm vorübergekommen und hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt und plötzlich ward den Präsidenten-Machern sonnenklar, was sie so kurz vorher noch nicht geahnt hatten: daß Carnot die höchste Würde im Staate verdiene.

Der Zufall hat es gut getroffen. Carnot bewährt sich auf seinem Posten und stellt sogar seine Vorgänger in den Schatten. Alle Welt ist darüber einig, daß er für sein Amt geschaffen sei. Und es hatte doch so wenig gefehlt, so wäre der für das Amt geschaffene Mann sein lebelang auch vom ausschweifendsten Gedanken mit dem Amte nicht in die entfernteste Beziehung gebracht worden. Es liegt eine tiefe Geschichtsphilosophie in den Geschicken Carnots. Er wiederholt in ruhigen Zeiten das Beispiel jener erstaunlichen Menschen der großen Umwälzung und des ersten Kaiserreichs, die, zu vierundzwanzig Jahren noch Unteroffiziere, Pferdeknechte oder

Böttcher, zu vierunddreißig Feldmarschälle und Herzöge waren und den Hermelinmantel ganz so ungezwungen trugen wie nur je ein für ihn Geborener. Solche Beispiele sind tröstlich für die Millionen, die verurtheilt sind, bis an ihr Lebensende in Dunkelheit dahinzukriechen. Sie können mit dem erhebenden Bewußtsein ins Grab steigen, daß sie ohne Zweifel ganz gute Marschälle oder Präsidenten der Republik abgegeben hätten, blos daß sie es leider nicht geworden sind.

Die Umstände, unter welchen Carnots Wahl erfolgte, bilden eine lesenswerthe Seite des Geschichtsbuches der dritten Republik. Ein entsetzlicher Skandal war ausgebrochen. Das Land sah voll Grauen, daß im Nationalpalaste, welcher den höchsten Würdenträger der Republik beherbergte, eine schmutzige Trödelbude aufgethan war, in welcher der Schwiegersohn des Präsidenten der Republik Ehrenkreuze, Aemter, den Einfluß seines Schwiegervaters und der Minister an feilschende Kunden verschacherte, die von allerlei Vetteln beigetrieben wurden. Man sah einen Senator, den Grafen von Andlau, einen General im Dienste, den General Caffarel, in dieser Schlammpfütze bis an den Hals stecken und ahnte, daß man aus dem stinkenden Pfuhle noch mehr derartiger Gestalten herausfischen könnte, wenn man weiter wühlen wollte. Da bemächtigte sich des Landes ein furchtbarer Ekel und Zorn. Ein lauter Schrei erhob sich und forderte gründliche Reinigung. Das Land hatte wochenlang blos eine Politik: die Politik des Kehrbesens, der Carbolsäure, der Lüftung. Die Gambettisten versuchten, geschickt zu sein. Sie stellten sich an die Spitze der Bewegung. Sie machten den Ruf des Volkes zu ihrem Losungs-

worte. Sie ſpielten ſich als die Partei der Säuberung und Desinfektion auf. Sie hofften auf dieſe Weiſe, vergeſſen zu machen, daß die Erſchlaffung der öffentlichen Sittlichkeit großentheils durch ſie herbeigeführt worden war und daß ihre Partei weitaus die meiſten Beiſpiele unerklärlich ſchnell erworbener Vermögen und anſtößigen Emporkommens durch Vetterngunſt und Gönnerhilfe darbot. Auch ſchien ihnen die Gelegenheit günſtig, die ſeit Gambetta's Tode verlorene Macht wieder an ſich zu reißen. Sie lenkten alſo die Volksbewegung geſchickt gegen die Perſon Grévy's und er mußte ihr nach ehrenvollem Widerſtande weichen.

Nun ſuchten die Gambettiſten ihren damaligen Führer Jules Ferry zum Präſidenten der Republik zu machen. Dagegen lehnten ſich aber die Radikalen und die Reaktionäre wüthend auf. Die Reaktionäre haßten in ihm den Urheber der März-Verordnungen gegen die ſtaatlich nicht anerkannten Prieſter- und Nonnen-Orden, in erſter Linie gegen die Jeſuiten. Clémenceau, der Führer der Radikalen, warf Ferry vor, daß er den Tonkinfeldzug unternommen habe, was er in Wirklichkeit nicht gethan hat, daß er ſich Deutſchland genähert habe, was auch nur ſehr bedingt wahr iſt, beſonders aber, daß er ihm im Lichte ſtehe. Reaktionäre und Radikale zuſammen zeigten ſich entſchloſſen, Ferry's Wahl um jeden Preis zu verhindern.

Um jeden Preis, ſelbſt um den des Bürgerkrieges! Auf dem Wege der ehrlichen Wahl konnte man nicht hoffen, Ferry zu beſiegen. General Sauſſier lehnte es ab, als Bewerber aufzutreten. Briſſon hatte nicht die geringſte Ausſicht, Floquet

kaum eine größere. Freycinet war ein ernster Gegner, aber die Mehrheit war ihm nicht sicher. Wahrscheinlich mußte er sogar mit einigen Stimmen in der Minderheit bleiben. Was thun? Einfach zu den Ueberlieferungen der radikalen Parteien zurückkehren. Die Barrikade ist schon oft stärker gewesen als der Stimmzettel und mit Spießen macht man leicht große Striche durch die Rechnungen parlamentarischer Parteien.

Wie man es anfangen muß, das wußten Clémenceau und sein Generalstab ganz gut. Sie kannten die Adresse der Barrikaden-Baumeister. Sie wandten sich also an die Führer der militärisch organisirten Blanquistenpartei und verabredeten mit ihnen kühl einen Aufstand für den Fall, daß Ferry zum Präsidenten gewählt würde. In der Nacht vor dem 2. Dezember 1887, der leicht hätte ein Schicksalstag werden können wie 36 Jahre vorher, fanden bei radikalen Abgeordneten Konventikel statt. Man weiß heute, daß Dreyfus, Lanessan, Lockroy, Laisant u. s. w. an ihnen theilnahmen. Man weiß, daß General Boulanger anwesend war und sich verbürgte, daß die Pariser Besatzung auf das Volk nicht schießen werde. Der Sammelplatz der Aufständischen sollte das Stadthaus sein. Stadtverordnete stiegen in der Nacht in den unterirdischen Gang hinab, der das Hôtel de Ville mit der Munizipalgarde-Kaserne verbindet, verschlossen eigenhändig die gewöhnlich offen stehende eiserne Gitterthüre dieses Ganges und ließen an ihr durch einen Schlosser mächtige Vorlegschlösser anbringen. Die Leiter des Aufstandes sollten nicht durch die Munizipalgarde im Rücken bedroht werden.

Im Gambettisten-Lager kannte man diese Vorbereitungen.

Man war entschlossen, der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen. Der Pariser Besatzung glaubte man sich sicher. Des Generals Saussier, ihres Oberbefehlshabers, war man es jedenfalls. Die Truppen sollten einhauen. Ruchlose Opportunisten sagten offen: „Paris braucht wieder ein Blutbad, seit dem Aderlasse von 1871 ist es zu vollblütig geworden!“

So kam der Präsidenten-Wahltag heran. Die Besatzung stand in den Kasernen, das Blanquistenheer an seinen Sammelplätzen bereit. Auf beiden Seiten waren die Gewehre geladen und die Klingen geschliffen. Ehe der kurze Wintertag zur Neige ging, konnte Paris in Pulverrauch und Blut schwimmen und die dritte Republik in einem Gemetzel untergegangen sein. Da wurden sich die Parteiführer endlich ihrer Verantwortlichkeit bewußt und bebten vor dem großen Verbrechen zurück, das sie an ihrem Lande zu begehen im Begriffe waren. Im letzten Augenblicke traten Ferry und Freycinet von der Bewerbung zurück und mit einer glorreichen Mehrheit, die ohne den Murrsinn einiger Reaktionäre fast Einstimmigkeit geworden wäre, sah sich Sadi Carnot zum höchsten Amte der Republik gewählt.

Wie war man im kritischen Augenblick auf ihn verfallen? Vielleicht blos durch einen zufälligen Blick auf den Vorübergehenden oder auf ein Namensverzeichniß der Abgeordneten. Diesem Blicke konnte die Erleuchtung blitzschnell folgen. Da hatte man einen Mann, der einen in der Geschichte des revolutionären Frankreichs hochberühmten Namen trug, den Jeder kannte, den Niemand haßte, von dem Keiner Böses wußte, dessen anständiges Mittelmaß, dessen Farblosigkeit ihn bis

dahin noch nicht auffallend, ihm bis dahin noch keine Feinde gemacht hatte — das war der Mann! Dieser und kein Anderer! Er war Abgeordneter wie sechshundert andere auch. Er war schon Minister gewesen wie wenigstens achtzig andere auch. Das wäre also nicht entscheidend gewesen. Aber er war von Haus aus wolhabend und durch seine Heirath reich, hatte also niemals Geld machen müssen; sein Familienleben war rein und einwandfrei und seine persönliche Würde durch kein Abenteuer im Stile Boccaccios, das Lästerzungen verbreiten könnten, jemals vermindert worden; er war mithin die Verkörperung jener bürgerlichen Ehrbarkeit, nach der das Land schrie, und er hatte, um alle die übrigen Eigenschaften zu krönen, einen geschichtlichen Namen.

Die Bedeutung, welche dieser letzte Punkt erlangte, ist sehr bezeichnend. Die französische Demokratie hat die Gleichheit zu einem ihrer Glaubenssätze erhoben. Sie schreibt die Egalité an alle Mauern, aber im Grund ihres Herzens verleugnet sie dieses Wort, das ein unehrliches Scheinzugeständniß an die Schwachen und Kleinen ist. Die Egalité ist nicht in der Natur. Der Kampf ums Dasein, eine der großen Ursachen aller Entwickelung in der organischen Welt, setzt Ungleichheit der Kräfte voraus und diese Ungleichheit, welche den Sieg des Fähigern ermöglicht, veranlaßt nur darum neue Artbildungen, weil sie vererbt werden kann. Nicht Gleichheit, sondern erbliche Ungleichheit ist also das Naturgesetz und die theoretischen Egalité-Schwärmer der Republik huldigten ihm in naiver Unbewußtheit, als sie in einem Augenblicke des Dranges und der Noth einen Mann zum Staatsoberhaupte

wählten, den das Verdienſt — ſeines Großvaters empfahl. Lazare Carnot, der „Organiſator des Sieges“, der Kriegsminiſter der großen Revolution, war der Bürge dafür, daß ſein Enkel ſich bewähren werde.

Jules Grévy als Präſident bedeutete die folgerichtige Anwendung der Gleichheit. Er war ein Mann von dunkler Herkunft, ein derber Baum, deſſen unſichtbare Wurzeln in der namenloſen Maſſe der franzöſiſchen Bauernſchaft verborgen waren. Sadi Carnot dagegen iſt die uneingeſchränkte Anerkennung der geſchichtlichen und politiſchen Bedeutung einer Ariſtokratie. Denn auch die Revolution hat eine Ariſtokratie geſchaffen und die Nachkommen der Männer, die ſich in der kataſtrophalen Zeit am Ende des vorigen Jahrhunderts hervorgethan haben, ſind die ahnenſtolzen Ritter und hohen Barone der dritten Republik. Die alte Ariſtokratie des Landes hat alle Urſache, ſich zu Carnots Erhebung zu beglückwünſchen. Sie ſelbſt iſt zur Zeit noch an die Wand gedrückt, aber der Werth einer Ariſtokratie iſt verkündet und früher oder ſpäter wird dieſes undemokratiſche Zugeſtändniß auch ihr zu Gute kommen. Die Geſchichte kennt manche Beiſpiele von einer plötzlichen Erniedrigung des geſchichtlichen Adels eines Landes. Die normänniſchen Eroberer raubten den angelſächſiſchen Edelingen und Earls oder Jarls ihre Vorrechte, die Mandſchus den chineſiſchen Adelsfamilien die ihrigen; Napoleon der Erſte beſtätigte die von der Revolution verfügte Abſchaffung aller alten Titel und Ehren. Aber Normannen, Mandſchus und Napoleon behielten die Adelseinrichtung bei; ſie ſchufen eine neue Ariſtokratie und nach kurzer Zeit ſetzte dieſe neue Ariſto-

kratie ihren Stolz darein, sich als ein Pfropfreis auf der alten, als deren ununterbrochene Fortsetzung zu betrachten. In Frankreich macht man schon jetzt kaum mehr einen Unterschied zwischen dem feudalen und napoleonischen Adel. Noch ein oder zwei Menschenalter und die Revolutionsaristokratie wird sich mit den Abkömmlingen der Kreuzfahrer und den Haudegen Bonapartes zu verschmelzen und eine einzige herrschende Kaste zu bilden suchen. Ist es nicht sehr bezeichnend, daß nach der Erhebung Carnots seine ersten und eiligsten Höflinge sich nicht damit begnügten, mit seiner Abkunft vom großen Carnot Staat zu machen, sondern seinen Stammbaum über diesen doch allein bedeutungsvollen Ahn hinaus verfolgten und triumphirend nachwiesen, daß seine Vorfahren schon zwei oder drei Jahrhunderte vor der Revolution in einem burgundischen Neste kleine Notare, Gerichtsschreiber oder sonstige rechtsverdrehende Federfuchser von niedrigem Adel waren?

Carnot scheint die deutliche Empfindung gehabt zu haben, daß die Republik mit der Wahl eines persönlich bis dahin wenig hervorragenden Mannes von guter Geburt eine Art eigener Standes-Erhöhung beabsichtigt habe. Mit großer Geschicklichkeit und einer Diskretion, die es vermied, bei den französischen Demokraten der Achtundvierziger-Schule Anstoß zu erregen, verstand er es, einen vornehmen Zug in die Erscheinung und Uebung der obersten Staatswürde zu bringen. Er legte seinen Vornamen Sadi ab, den er zur Erinnerung an einen Oheim trug, welcher ihn mitten in der ausschweifendsten Revolutions-Mode philosophischer und kosmopolitischer Namengebung erhalten hatte, und zeichnete nur noch Carnot,

um dem konſervativen Theile des franzöſiſchen Volkes zu gefallen, das ſich gern an die gewohnten Kalenderheiligen hält und fremdartige Namen nicht liebt. Man hat den alten Titel ausgegraben, den Napoleon dem großen Carnot in den Hundert Tagen verliehen, und nennt den Präſidenten der Republik in gelindem Halbſpotte Grafen von Feuleins. Es iſt aber nicht bewieſen, daß er dieſe Stichelei ſeiner Gegner unangenehm empfindet. Die Feſte im Elyſée-Palaſte ſind gewählter und eleganter geworden. Man tritt nicht mehr wie in eine Dorfmühle ein und die Thürſteher ſtellen Toiletten-Anforderungen. Die Galawagen des Präſidenten befriedigen Kenner, denen es auch nicht mißfällt, daß der Präſident ſich Lakaien in einer weder demüthigen noch ſtrengen blauen Livree zugelegt hat. Spötter machen ſich über die feierliche Erſcheinung luſtig, die Carnot mit ſeiner geraden, etwas ſteifen Haltung, ſeinem ſorgfältig geglätteten ſchwarzen Haupt- und Barthaare, ſeinem unbeweglichen, würdevollen Geſichte, dem ewigen Fracke, der tadelloſen weißen Halsbinde, dem Ordensband und den blendenden Lackſtiefelchen darbietet, und ſie haben die Sage erfunden, daß ſeine faltenlos wie angegoſſen ſitzende Galakleidung aus lackirtem Blech ſei und er ſelbſt durch ein Uhrwerk gleichmäßig bewegt werde, das er vor jeder Amtshandlung aufziehen laſſe. Dieſer gutmüthige Spott geht ihm ſchwerlich nahe und die Franzoſen lieben es, daß ihr Staatsoberhaupt etwas förmlich, ſtets muſterhaft gekleidet und kühl zurückhaltend genug iſt, um allzugemüthliche Annäherungen zu entmuthigen.

Bisher hat ſich Carnot ausgezeichnet gehalten. Er gibt

sein ganzes Gehalt in ornamentaler Weise aus. Er zeigt sich auf häufigen Reisen der Provinz-Bevölkerung, welche findet, daß sie einen vornehm und achtunggebietend aussehenden Präsidenten hat. Er entwickelt in der Erfüllung seiner Repräsentationspflichten eine wahre Selbstaufopferung und hat namentlich während der 1889er Weltausstellung in feierlichen Besichtigungen, Reden, Empfängen und Anwesenheit bei Festen geradezu Uebermenschliches geleistet. Eine persönliche Politik wird er wol ebensowenig haben wollen und haben können wie sein Vorgänger Grévy, immerhin traut man ihm aber zu, daß er in entscheidenden Augenblicken ein kräftiger Vertheidiger der Verfassung und öffentlichen Ordnung würde sein können.

Yvon hat ein Bildniß von ihm gemalt, das ihn so zeigt, wie die spöttische Legende in schildert: in ganzer Gestalt, die Rechte auf ein Tischchen gestützt, das linke Bein etwas vortretend, das breite rothe Großkreuzband der Ehrenlegion wirkungsvoll die schwarzen Flächen des Fracks und die weißen der Weste brechend, das Antlitz ernst, das Auge feierlich und übrigens recht schweigsam, die ganze mehr zierliche als ansehnliche Gestalt wie aus einem Schmuckkästchen gezogen, vom Scheitel zur Sohle ideal gekämmt, gebürstet und zurecht geglättet. Wenn die Zukunft ihm nicht noch große Thaten vorbehält, die sich zur Zeit nicht errathen lassen, so wird er in dieser Yvon'schen Darstellung in die Geschichte eintreten und sie wird zum Allermindesten von ihm sagen müssen, er sei der dekorativste Präsident gewesen, den die dritte Republik in den ersten zwei Jahrzehnten ihres Bestandes gehabt.

Der Boulangismus.

Die merkwürdigſte Erſcheinung, welche die dritte Republik in ihrem zwanzigjährigen Beſtande hervorgebracht hat, iſt der Boulangismus. Ich ſage abſichtlich: Boulangismus, und nicht: Boulanger. Wo immer einzelne Perſönlichkeiten ſich vorbeſtehende Volksſtimmungen zu Nutzen machen und durch ſie zu großen Geſchicken gelangen, da ſind nicht die Perſönlichkeiten, ſondern die Stimmungen das Intereſſante. Die zahlreichen falſchen Meſſias, die im Laufe der Jahrhunderte unter den Juden, die falſchen Mahdis, die unter den Mohamedanern aufgetaucht ſind, haben als Individuen meiſt wenig oder gar keine Bedeutung und beachtenswerth iſt blos der Meſſias- und der Mahdi-Glaube, der es dem erſtbeſten Volks- oder Selbſt-Betrüger ermöglicht, auf einer beſchränktern oder weitläufigern Bühne kürzere oder längere Zeit hindurch eine Glanzrolle zu ſpielen.

Boulanger ſelbſt hat ſchlechterdings keine einzige hervorragende Eigenſchaft, durch die er auffallen könnte. Selbſt ſeine Eitelkeit, ſein Ehrgeiz, ſeine Lügenhaftigkeit haben keinen Zug von Eigenart und Größe, der ſie, wenn auch nicht ſitt-

lich, so doch ästhetisch interessant machen würde. Es ist Alles gewöhnlich, niedrig, landläufig an diesem Mann. In allen Berufen und Lebensstellungen sieht man Streber, Großsprecher, Selbstanbeter und Schwelger, die ebenso viel Gier nach allen wirklichen oder eingebildeten Gütern dieser Welt, nur nicht so viel Glück haben wie Boulanger. Geistig wie körperlich ist er aus der Form hervorgegangen, in der die Dutzendmenschen entstehen. Er ist von mittlerem Wuchse, weder groß noch klein, weder beleibt noch hager, sein Gesicht ist nicht schön und nicht häßlich, man würde ihn mit seinen schlaffen Zügen, seiner starken, etwas gebogenen Nase, seinen kleinen blauen Augen, seinen fleischigen Lippen, seinem am Kinne zugespitzten rothen Vollbart in keiner Versammlung von Männern bemerken, wenn man nicht von Vornherein auf ihn aufmerksam gemacht wäre, und kurz, er ist ein wolerhaltener Fünfziger wie zehntausend andere auch, an denen man auf der Straße jahraus jahrein vorübergeht, ohne daß es einem einfallen würde, den Kopf nach ihnen umzuwenden.

Nichts in seiner Vergangenheit konnte errathen lassen, daß er, fünfzig Jahre lang im Halbdunkel einer in gewöhnlicher Gangart durchschrittenen Laufbahn lebend, in vorgerücktem Mannesalter die Welt mit seinem Namen erfüllen würde. Aus einer kleinbürgerlichen Familie hervorgegangen, der Sohn eines Bretonen und einer Engländerin, welcher er anscheinend seinen körperlichen Typus verdankt, trat er im vorgeschriebenen Alter in die Militärschule, aus der er ohne Glanz als Offizier hervorging. Einen Theil der Kriege des Kaiserreichs machte er in untergeordneten Stellungen — den deutschen Krieg und

die Belagerung des Paris der Kommune als Oberſtlieutenant — mit, ohne ſich jemals beſonders auszuzeichnen, ſei es, weil er dazu keine Gelegenheit hatte, ſei es, weil er dazu nicht im Stande war. Er wird wol ſeine Schuldigkeit gethan haben wie alle anderen Offiziere auch, er iſt auch wiederholt leicht verwundet und dafür hergebrachtermaßen dekorirt worden, es iſt aber nicht bekannt und wird übrigens ſelbſt von ſeinen Ruhmrednern nicht behauptet, daß irgend Jemand ihn in ſeinen erſten zwanzig Dienſtjahren bemerkt hätte.

Als Oberſt diente er im Armeecorps des Herzogs von Aumale, machte dieſem emſig den Hof und war ein eifriger Kirchgänger. In unterthänigſten Ausdrücken bat er „Seine Hoheit" — derartige Titel ſind im franzöſiſchen Heer ausdrücklich verboten — um ſeine Fürſprache, damit er zum General befördert werde, und als er die Generalsepauletten erlangt hatte, verſicherte er ihn wieder im Tone platteſter Ergebenheit ſeiner ewigen Dankbarkeit. Die erbaulichen Briefe wurden vom vorſorglichen Herzoge von Aumale aufbewahrt. Später, als Kriegsminiſter, vollzog Boulanger die Ausſtoßung dieſes Prinzen aus dem Heere. Darauf erinnerte ihn eine Zeitung, die im Solde der Orléans ſteht, an ſeine brieflichen Verſicherungen unbegrenzter Ergebenheit. Boulanger ließ durch ſeine Blätter antworten, er habe derartige Briefe nie geſchrieben. Die orleaniſtiſche Zeitung veröffentlichte den Wortlaut der Briefe. Boulanger erklärte fröhlich, ſie ſeien erfunden. Nun brachte das orleaniſtiſche Blatt den Lichtbild-Abdruck der Briefe von der Hand und mit der Unterſchrift Boulangers. Was that Boulanger jetzt? Er war wol ver-

nichtet, als entlarvter Lügner für immer entehrt und unmöglich geworden? Nicht im Geringsten. Er schwieg zu der letzten Enthüllung und binnen wenigen Tagen war sie vergessen.

Größeren Kreisen wurde Boulangers Name zum ersten Male bekannt, als die französische Regierung ihn nach Nordamerika schickte, um Frankreich bei der Hundertjahrfeier der Schwesterrepublik jenseit des Weltmeers amtlich zu vertreten. Er verdankte diese Sendung seiner Kenntniß der englischen Sprache, die unter den französischen Generälen nicht sehr verbreitet zu sein scheint, und machte sich in Amerika besonders durch sein Haschen nach Volksthümlichkeit und durch die zankſüchtige Empfindlichkeit bemerkbar, die er an den Tag legte, wenn in seiner Gegenwart die mit eingeladenen Abkömmlinge des Generals Steuben, des deutschen Genossen Lafayettes im nordamerikanischen Befreiungskampfe, durch Aufziehen der deutschen neben der französischen Flagge geehrt wurden.

Als er aus Amerika heimkehrte, ging ihm bereits der von geschickt beeinflußten Zeitungs-Berichterstattern verkündete Ruhm voran, auf fremdem Boden, unter heikeln Verhältnissen die Ehre Frankreichs unerschrocken gewahrt zu haben. Er that, was er konnte, um das Eisen zu schmieden, so lang es warm war. Er, der süßliche Höfling des Herzogs von Aumale, das fromme Pfarrkind, das bei keiner Sonntagsmesse gefehlt hatte, suchte Annäherung an Clémenceau und andere radikale Parteiführer und bezauberte sie durch seine heftig republikanische Gesinnung und seinen Freigeist. Zur

Republik bekehrte Generäle gibt es in Frankreich jetzt schon in großer Zahl; radikale aber sind überaus selten. Boulanger war also ein weißer Rabe und Clémenceau hätte eine Sünde an der Republik zu begehen geglaubt, wenn er diesen seltenen Vogel hätte davonflattern lassen. Dem parlamentarischen Einflusse verdankte es Boulanger zunächst, daß er, zum Divisions-General befördert, den Oberbefehl über das tunesische Besatzungsheer erhielt. Man sah ihn in Tunis nicht viel, er blieb gerade nur lang genug dort, um mit den Zivilbehörden des Landes wegen eitler Vortrittsfragen Krakehl zu bekommen. Hauptsächlich weilte er, ohne Urlaub und mit eigenmächtiger Vernachläßigung aller militärischen Pflichten, in Paris, wo er eine stehende Figur der Wandelgänge des Palais Bourbon, der Redaktionsräume radikaler Zeitungen, der Salons von Clémenceau, Lockroy u. s. w. wurde. Als im Dezember 1886 eine der üblichen sinn- und grundlosen Ministerkrisen ausbrach und Goblet ein wesentlich radikales Kabinet bildete, da wurde ihm Boulanger von Clémenceau förmlich als Kriegsminister aufgenöthigt.

Jetzt war Boulanger an der Stelle, die sein Ehrgeiz seit Jahren erstrebt hatte. Als Organisator hat er sich im Kriegsministerium nicht bewährt, wol aber zeigte er eine ans Wunderbare grenzende Geschicklichkeit in der Verwendung aller Hilfsmittel der modernen Reklame. Man hat ihn sehr bald den „General Géraudel" genannt, nach einem Apotheker, der in der Anpreisung harmloser Theerpillen eine unbestreitbare Findigkeit entfaltet hatte. Aber Boulanger mit Géraudel zu vergleichen ist genau so, wie wenn man die Patti

mit der Primadonna des Sommertheaters zu Stolpe vergleichen wollte. Boulanger hat auf einem Schlachtfelde nie einen Sieg davongetragen und wird dies voraussichtlich nie thun. Aber er ist der Napoleon der Reklame und allen Barnums und Buffalo-Bills, allen Holloway-Pills-, Pears Soap- und Hoffs Malzextrakt-Künstlern weit überlegen. Man spricht meist nur von dem berühmten schwarzen Roß, auf dem er sich am Nationalfeste von 1887 in herrlicher Generalsuniform, umgeben von einem malerischen Gefolge algerischer Spahis in rothen Reiter-Mänteln, himmelblauen Unterkleidern und weißen Haïks, den Parisern zeigte. Gewiß, der Aufzug war schön. Das Volk freute sich über den prächtigen General und der Rapphengst hatte einen Erfolg, der in Jahrzehnten unvergessen sein wird. Aber der schwarze Gaul war doch nur die kleinste von Boulangers Künsten. Er arbeitete mit ungleich ernsteren Mitteln und Methoden.

Als er Kriegsminister wurde, war es sein erstes, die Geheimgelder seines Amtes zur Unterstützung aller Zeitungen zu verwenden, denen es Vergnügen macht, Geld zu empfangen. Er hatte bald zwei Dutzend Blätter zu seiner Verfügung, die jeden gesegneten Tag des Kalenders spaltenlang sein Lob singen mußten. Er unterhielt im Ministerium ein eigenes Bureau, dem die fähigsten Offiziere zugewiesen wurden und das nichts zu thun hatte, als Reklamen für Boulanger zu dichten.

Die Zeitungen genügten ihm nicht. Er ließ seine Lebensgeschichte im Tone der mittelalterlichen Volksgesänge von den Rittern der Tafelrunde verfassen und die neue „chanson

de geste“ in Hunderttausenden von Exemplaren unter den Soldaten und dem Landvolke verbreiten. Aber auch die anderen Künste vernachlässigte er nicht. Er ließ Bänkelsänger- und Tingeltangel-Lieder zu seiner Ehre dichten, von denen einige wie „En revenant de la revue“ oder „Les pioupious d'Auvergne“ Weltruhm erlangten. Er zeichnete einen Vorstadt-Komiker, den großen „Paulus“, welcher der berufene Tyrtäus dieser Gassenhauer wurde, durch seine Freundschaft aus und liebte es, den Napoleon dieses Talma der Schmiere zu spielen. Er ließ sein Bildniß in grellem Oelfarbendruck, in großem und kleinem Format, auf starkem und dünnerem Papier, in Millionen von Abzügen herstellen, theilweise sogar von deutschen Druckereien, weil die französischen die Bestellungen nicht bewältigen konnten. Bezahlte Straßensänger sangen die Boulanger-Lieder; bezahlte Hausirer schrieen auf den Boulevards die Boulanger-Broschüren aus; bezahlte Kolporteure trugen die Boulanger-Bilder in die Bauernhütten der entlegensten Dörfer und binnen wenigen Monaten hatte der geniale Ruhmpauker es erreicht, daß jeder Franzose, jeder Gesittungsmensch beider Welten Ohren und Augen von seinem Namen voll hatte, daß Boulanger eine fixe Idee der Zeitgenossen, daß „En revenant de la revue“ eine Gehörs-Halluzination, eine Geistesstörung wurde.

Und was trompeteten die Herolde seiner Größe? Er sorgte gewissenhaft dafür, daß sie immer Arbeit hatten. Bei den Soldaten haschte er nach Volksthümlichkeit, indem er einander jagende Verordnungen zur Aufbesserung ihres Mittagstisches erließ. Verwirklicht sind diese Verordnungen schwerlich worden,

aber schon beim Lesen lief den Soldaten das Wasser im Munde zusammen und sie machten in Erwartung der kommenden Herrlichkeiten ihre magere Suppe mit seinem Namen fett. Bei den Unteroffizieren legte er sich ein Bildchen ein, indem er ihnen ein für allemal Urlaub bis Mitternacht gewährte. Die Beliebtheit beim Offizierkorps suchte er zu erschmeicheln, indem er in engeren Kreisen überschäumende Revanche-Reden hielt, die zwar nicht in die Zeitungen kamen, aber im Heere sich weit genug herumsprachen. Er baute die berühmten Holzbaracken an der Ostgrenze, die nie bezogen wurden. Er ließ in seinen Zeitungen die Lebel-Gewehre und das Melinit ungefähr für seine Erfindung ausgeben. Sie mußten täglich das Thema abwandeln, daß Boulanger das französische Heer unüberwindlich gemacht habe und von der Vorsehung berufen sei, in den deutschen Gauen den Kriegslorber wieder aufzulesen, den Sedan vom Haupte Frankreichs gerissen hatte.

Die häufig beobachtete Erscheinung, daß Lügner von Temperament ihre Erfindungen bald selbst für wahr halten, trat auch bei ihm ein. Er fing an, die Schnurrpfeifereien selbst zu glauben, die er in seinem Reklame-Bureau täglich für die besoldete Presse und die fliegenden Blätter gewerbsmäßig herstellen ließ. Seine eigenen Aufschneidereien machten auf ihn Eindruck, wenn sie in Zeitungen und Flugschriften zu ihm zurückkamen. Er war vorher ehrgeizig und frech gewesen. Er bekam jetzt ein Selbstvertrauen, das sich vom Größenwahn nicht mehr viel unterschied. Im Kabinet geberdete er sich als das eigentliche Oberhaupt der Regierung. Er wollte auf eigene Faust mit der russischen Regierung

diplomatiſche Verhandlungen anknüpfen und begriff nicht, daß der Miniſter des Auswärtigen, Flourens, dagegen Einwendungen erhob. Im April und Mai 1887, zur Zeit des Schnäbele-Falles, konnte er nur mit größter Anſtrengung davon abgehalten werden, das Heer mobil zu machen, vielleicht den Krieg zu erklären. Und die Lohnſchreiber in ſeinem Solde verkündeten bei jeder derartigen verbrecheriſchen Tollheit, daß er allein Vaterlandsliebe, Muth, Kraft und Größe habe, die übrigen Miniſter aber Schwächlinge und Haſenfüße ſeien.

Wie der richtige Hans im Glücke, der ſelbſt nicht weiß, auf welche Art er dazu gekommen iſt, und nur den einen Gedanken hat, die unerhoffte Gunſt des Augenblicks gierig und mit geheimem Zittern vor dem Ende auszunützen, ſuchte er aus dem Kapitale, das er für ſeine Reklame aufgewendet, wucheriſche Zinſen herauszuſchinden und den Taumel der Stunde bis zur Erſchöpfung zu genießen. Man ſah ihn und immer nur ihn auf allen Straßen und Plätzen. Wenn er nicht auf Reiſen war, zeigte er ſich in allen Theatern, auf allen Feſten, bei allen Aufzügen. Heute im Hippodrom, morgen bei einer Turner- und Sänger-Feier, übermorgen bei einer Preisvertheilung; ſein Erſcheinen immer in den Zeitungen vorher angekündigt; er die Hauptperſon auf dem Programme. Er bemühte ſich beſonders, mit dem Glanze ſeiner Generalsuniform und goldenen Epauletten Damen zu hypnotiſiren, die nicht einmal jung oder ſchön zu ſein brauchten, wenn ſie nur vornehm waren. Als echter Emporkömmling, der nie aus der Haut eines niedrigen Snobs kriechen kann, hatte er

keinen größern Stolz, als von Herzoginen des altadeligen Faubourgs empfangen zu werden und mit Trägern großer Namen an einem Tische zu speisen. Er, der den Ehrgeiz zu haben vorgab, ein großes Land in die Tasche zu stecken, strebte vornehmlich nach dem Triumphe, einen Salon und — ein Boudoir zu erobern. Seine Ministerschaft war eine lange Orgie, die er nicht unterbrach, als er schließlich an die Luft gesetzt wurde. Er hatte nicht mehr die geheimen Regierungsgelder zur Verfügung, zapfte aber Freunde und — Freundinen, Anhänger und Spekulanten, eitle Narren und politische Glücksspieler an, die ihm Millionen in den emsig umgehenden Klingelbeutel warfen, die einen aus Dummheit und Verblendung, die anderen in der Hoffnung, das geopferte Geld vielleicht zehnfach wiederzubekommen, wenn Boulanger der kecke Streich gelang, auf den hin er einstweilen in schwindelerregendendem Maße schnorrte.

Nach seinem Abgang aus dem Kabinete wickelten sich die Ereignisse mit dramatischer Raschheit ab. Er wurde Befehlshaber des auvergnatischen Armeecorps, hielt sich aber mehr in Paris als in der Auvergne auf. Er ließ durch Anhänger, namentlich einen angeblichen Grafen Dillon, der kometenhaft aus tiefem Dunkel zu plötzlichem Glanz auftauchte und dann wieder spurlos in Nacht verschwand, in verschiedenen Wahlkreisen um Stimmen werben und leugnete frech ab, daß er mit diesen Bewerbungen etwas zu thun habe. Die Regierung veröffentlichte seine Briefe und Telegramme an Dillon und wies ihm seine Lüge nach, er aber

that wieder, was ihm schon bei der Enthüllung seines Benehmens gegen den Herzog von Aumale so gut gelungen war: er schwieg zu dem Backenstreiche lächelnd und achselzuckend und das Volk trug ihm das nicht weiter nach. Schlag auf Schlag folgte seine Absetzung von der Befehlshaber-Stelle, seine Ausstoßung aus dem Heere, seine Anklage wegen Anschlags gegen die Verfassung und Unterschlagung öffentlicher Gelder, seine Flucht nach Brüssel und London, seine Verurtheilung durch den Senat, sein Rückzug nach Jersey. Zwischendurch hatte er immer die Oeffentlichkeit zu beschäftigen gesucht. Er war in vielen Wahlkreisen zum Abgeordneten gewählt, aber bei den 1889er Generalrathswahlen schmählich geschlagen worden. Er hatte mit dem alten, feisten Floquet einen Degenzweikampf ausgefochten und war schwer verwundet worden, er, der Kriegsmann, der den jugendlichen Boudoir-Eroberer spielte, von einem Rechtsanwalte, der das Waffenhandwerk nicht einmal als Liebhaber betrieb. Er hatte eine Geschichte des 1870er Krieges geschrieben, die den Beweis lieferte, daß er an dem Tage, an welchem der Pump aufhörte, ergiebig zu sein, als Schriftsteller sich höchstens Fußtritte von Verlegern und Zeitungsleitern holen würde, denen er seine unsagbare Prosa würde anbieten wollen. Seine Rolle scheint trotz aller Anstrengungen ausgespielt zu sein, aber die Thatsache bleibt, daß ein Mensch ohne irgend eine Fähigkeit, ohne einen einzigen fruchtbaren Regierungs-Gedanken, ohne Programm, ohne Charakter, ohne Vergangenheit, ein Lügner, ein Wüstling, ein gemeiner Schürzenjäger, ein Pumpbruder, drei Jahre lang den ersten Platz in der Aufmerksamkeit seines

Volkes hatte einnehmen, der Republik hatte gefährlich werden können.

Wie ist das zu erklären? Gewiß, mit Reklame ist viel zu machen und wer Millionen an Inserate, namentlich im redaktionellen Theile, wenden kann, dem ist in einer demokratischen Republik, wo die öffentliche Meinung, das heißt das Maulaffenthum, ohne Gegengewicht den Ausschlag gibt, ungefähr Alles erreichbar. Die Schwärmerei der Frauen und Kinder für die Generals-Uniform muß auch in Betracht gezogen werden und wenn Boulanger bisher das einzige Beispiel eines zum Abgotte des Volkes emporgeschwindelten Generals ist, so hat das seinen Grund darin, daß eben noch kein anderer General um derartige Volksthümlichkeit mit ähnlichen Dirnenkünsten zu buhlen gesucht hat. Aber diese beiden Elemente des Erfolges erschöpfen die Gründe nicht, denen Boulanger seinen fabelhaften Aufstieg zu verdanken hatte.

Der Boulangismus hätte nicht entstehen können, wenn in den tiefen Massen des französischen Volkes nicht gewisse theils bewußte, theils unbewußte Triebe herrschen würden, gegen welche die Vernunft, das Urtheil, die der Nation in ihrer Gesammtheit ohne Frage innewohnende bürgerliche Wohlanständigkeit und die Liebe zur Freiheit vergebens ankämpfen. Da ist zunächst der nie verwundene Grimm über die 1870er Niederlagen, der die brennende Sehnsucht nach Rache und Vergeltung nährt. Da ist ferner die weit verbreitete Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, die durch die Verschlechterung der Vermögenslage des Volkes erzeugt ist. Die Reblaus hat Hunderttausende wirthschaftlicher Existenzen vernichtet. Die

Börsen-Zusammenbruch von 1882, der Untergang des Comptoir d'Escompte, die Katastrophe des Panama-Kanals hat andere Hunderttausende theils zu Bettlern, theils doch wesentlich ärmer gemacht. Handel und Gewerbe stockten jahrelang und die Arbeiter sahen ihre Löhne immer kleiner werden, so weit sie überhaupt in die Lage kamen, Löhne zu verdienen. Dazu tritt die Leichtgläubigkeit, welche vielleicht der größte Fehler des französischen Geistes ist und sich blos aus dessen Beweglichkeit und Raschthätigkeit und aus dem Vorwiegen der Einbildungskraft in ihm erklärt. Da erscheint nun ein Possenreißer in herrlicher Zindel- und Flittertracht eines Jahrmarkts-Zahnbrechers und prahlt, er sichere dem Lande die Revanche. Er verspricht weiter eine tiefe Umwälzung aller Verhältnisse, die den Verarmten den Wolstand wiederbringen solle. Das sind Zauberworte, die laut aussprechen, was in allen Seelen verschwiegen lebt. Es ist menschlich, daß ein jubelndes Zujauchzen der Widerhall war, den sie im Volke erwecken mußten. Niemand fragte, ob Boulanger sein Versprechen halten könne und wie er es anfangen wolle, um alle Geldbeutel zu füllen und die Prussiens schmählich aufs Haupt zu schlagen. Es genügte, daß er begriffen hatte, wofür alle Herzen schlugen. Er hatte den versteckten Knopf gefunden und gedrückt, der das Uhrwerk des französischen Gefühlslebens in Bewegung setzte, und sofort gerieth das ganze Volk in ein Zappeln und Tanzen, in ein Beinewerfen und Armeschwenken, daß dem Zuschauer schwindelig vor den Augen wurde, und dazu tönte das „En revenant de la revue“ und „C'est Boulange, lange, lange“ dröhnend, betäubend, jedes verständige Wort

hoffnungslos übertönend. Der Mechanismus bestand, der Knopf auch. Es kam nur darauf an, ihn zu drücken. Der Hexensabbath und das Getöse war dann die unausbleibliche Folge.

Die Erscheinung des Boulangismus beweist, daß der Revanche-Durst einstweilen der französischen Freiheit fast noch gefährlicher ist als dem europäischen Frieden. Sie beweist ferner, daß die Franzosen von der Republik Dinge erwarten, die sie nicht leisten kann, da sie nur eine Regierungsform, nicht aber eine Wünschelruthe ist, da sie Jedem die freie Entwickelung und den ungehinderten Gebrauch seiner Fähigkeiten zusichern, nicht aber Reblause wegzuhexen und werthlose Schwindelaktien in gutes Geld zu verwandeln vermag. Und schließlich beweist der Boulangismus, daß sich das französische Volk vom Glauben an eine Persönlichkeit noch nicht hat freimachen können. Ueberraschen kann das ja nicht, denn es ist eine nothwendige Folge seiner ganzen geschichtlichen Entwickelung. Ein Volk hängt eben nicht ungestraft jahrhunderte-, jahrtausendelang an Königen, in denen es das Heil des Landes, seine natürlichen Führer, die Zusammenfassung der Volkskraft, die Helfer in aller Noth sieht. Aber es ist eine Mahnung an die Republik, Alles zu thun, was in ihren Kräften steht, um ihre Bürger zu Republikanern zu erziehen, die selbst ihres Glückes Schmiede sein wollen und weder auf Gesalbte von Gottes Gnaden noch auf ungesalbte „Vorsehungs"-Menschen warten, um ihre Geschäfte von ihnen besorgen zu lassen.

Diese Erziehung kann nicht im Handumdrehen voll-

ſein. Nur im Märchen bringt die Berührung eines erſtabes die Verwandlung eines Ungethüms in einen ;en plötzlich zu Stande. Die Politik kennt derartige ›er nicht. Sie braucht zu ihren Wirkungen Zeit und es t lange, ehe Geſetze, Schule, Beiſpiele Sklaven in freie ner umſchaffen.

Victor Hugo seit 1870.

Einen ganz eigenen Platz nahm Victor Hugo bis zu seinem Tod in der dritten Republik ein. Einfacher Senator wie dreihundert andere Personen, ohne den geringsten politischen Einfluß, ohne intimere Beziehungen zu den drei ersten Präsidenten der Republik und zu Gambetta, war er dennoch eine der Haupt-Repräsentativfiguren Frankreichs und der Blick des Beobachters, der von Weitem auf die Nation fiel, sah aus ihrer Masse neben den Gestalten Grévys und Gambettas mit gleich auffallendem Hochwuchs auch die mächtige Figur Victor Hugos aufragen.

Wie Japan bis zu seiner großen Umformung ein geistiges und weltliches Oberhaupt hatte, so besaß auch Frankreich bis zum Mai 1885 seinen Taikun und Mikado. Der Präsident der Republik war das weltliche, Victor Hugo das geistige, um nicht zu sagen das geistliche Oberhaupt der Nation. Darin gab sich wieder jenes Ueberlebsel monarchischer Instinkte kund, dem ich in allen Erscheinungen des französischen Lebens nachgehe, weil ich in der gegenwärtigen Geschichtsepoche Frankreichs eben nichts anderes sehe als den letzten, entscheidenden Kampf

zwischen den monarchischen und den republikanischen Anschauungen und Empfindungen, einen Kampf, der nur zum Theil in den Regionen des Bewußtseins, zum wichtigern Theil in den dunkeln Tiefen des Unbewußten, in den Kellerräumen der Welt- und Lebensanschauung jedes einzelnen Individuums ausgefochten wird. Die folgerichtige Anwendung des Gleichheitsgrundsatzes fordert die Zerstörung der Autorität, welche noch ein letztes persönliches Vorrecht ist. Die heutigen Franzosen können sich aber noch nicht an das autoritätlose Dasein gewöhnen. Ihre Instinkte lehnen sich noch gegen eine platte, formlose Zerflossenheit der Gesellschaft auf, die kein Unten und kein Oben unterscheiden läßt; sie fordern, daß der Gesellschafts-Bau eine Spitze habe, wenn sie auch nicht dulden würden, daß diese Spitze eine Krone sei. Aus diesen Voraussetzungen ging auch die eigenthümliche Stellung Victor Hugos hervor. Er war der Gipfel jener Pyramide, deren Basis das allgemeine Stimmrecht ist. Man konnte getrost welchen Franzosen immer fragen: „Wer ist der Erste in eurer Nation?“ und man erhielt stets nur die Antwort: „Victor Hugo!“ Die Stellung war eine rein dekorative; ihre Attribute waren ausschließlich moralischer Natur; aber es umgab sie ein Prestige, vor dessen Glanze sich Jedermann neigte. Und so sehr entsprach diese freiwillig einem Einzelnen dargebrachte Verehrung einem tiefen Bedürfnisse der französischen Natur, daß das Verschwinden Victor Hugos im Gemüthe der Franzosen eine unbehagliche Leere zurückließ, die sie seitdem auszufüllen suchen. Man hat sich bemüht, zuerst Herrn de Lesseps zum „großen Franzosen“, zum Papste des französischen Geisteslebens zu machen.

Der Zusammenbruch des Panama-Unternehmens riß ihm die dreifache Krone vom Haupte. Dann hat man Herrn Pasteur zum geistigen Führer der französischen Gesittung erhoben. Doch ist er nicht vom ganzen Volk ungetheilt anerkannt. Der Platz ist also eigentlich noch zu haben, zum nicht geringen Kummer der Franzosen, deren Selbstbewußtsein fordert, daß der größte lebende Zeitgenosse, die jeweilige Repräsentativ-Gestalt der Menschheit, wenigstens in den Augen der romanischen Welt, ein Franzose sei.

Victor Hugo war in Paris der Gegenstand einer allgemeinen Verehrung, die an Loyalität streifte. Die Nation hatte ihm stillschweigend eine Reihe von Souveränetätsrechten eingeräumt, unter welchen auch das war, nicht diskutirt zu werden. Bei seiner ausgesprochenen Parteistellung hatte er natürlich in den Reihen der feindlichen Parteien erbitterte Gegner, aber ihr Groll machte sich nur mit der äußersten Zurückhaltung Luft. Ab und zu gestattete sich „Figaro“ oder irgend ein anderes unehrerbietiges Blatt derselben Farbe, einige epigrammatische Pfeile gegen die angebliche Filzigkeit des Dichters abzuschnellen. Allein diese Angriffe waren so zahm, so harmlos, daß selbst ein wirklicher Monarch sich über ihren Ton nicht hätte beklagen können, und wenn Victor Hugo ein neues Werk veröffentlichte, so besprach die Kritik es in der verehrungsvollen loyalen Form, in der etwa ein halbamtliches Organ eine Thronrede zu besprechen pflegt. Natürlich gab es stets Zweifler, die an Victor Hugo nicht glaubten, wie sich ja auch mitten in einer erzgläubigen Gemeine Gottesleugner finden. Aber selbst die Zweifler und Spötter be-

wahrten ihr spöttisches Lächeln für die Intimität und zeigten öffentlich dieselbe andächtige und ehrerbietige Miene wie die übrige Menge.

Unabhängig durch den Besitz eines Vermögens von mehreren Millionen, die er vom ersten bis zum letzten Centime mit der Feder erworben hatte, lebte Victor Hugo in seinem Hotel wie ein König in seinem Palaste. Es umgab ihn ein Hofstaat, dessen einzelne Mitglieder — Vacquerie, Meurice, Lockroy u. s. w. — zwar nicht den Titel von Hofchargen trugen, aber deren Funktionen übten. Täglich wurde große Tafel gegeben, zu der gezogen zu werden eine hohe Auszeichnung war. Nach der Tafel hielt Victor Hugo Cercle, sprach der Reihe nach seine Gäste an und zog sich nach einiger Zeit in die inneren Gemächer zurück, während das Gefolge noch im Salon beisammenblieb. Ein eigenes Organ, der „Rappel", verkündete die großen und kleinen Ereignisse am Hofe — pardon! im Hause Victor Hugos. Ab und zu unternahm der Dichter unter einem durchsichtigen, aber von aller Welt respektirten Incognito Spaziergänge durch seine gute Stadt Paris oder Spazierfahrten auf der Imperiale irgend eines Omnibus und die Bevölkerung, die ihn kannte, drängte sich mit schweigender Ehrfurcht um ihn, zeigte sich ihn mit dem Finger und verletzte seine Bescheidenheit wol auch durch Hochrufe, wenn die Begeisterung, die sein Anblick erregte, über die zartfühlende Zurückhaltung den Sieg davontrug. Man beschäftigte sich mit den Mitgliedern der Hugoschen Dynastie und feierte die Geburts- und Namenstage seiner berühmten Enkelkinder Jeanne und George, ganz wie

man es an korrekten Höfen mit den Prinzen und Prinzessinen thut. Der Meister — das ist der Titel, den alle Welt dem Dichter gab — verlieh zwar keine Orden, aber er hatte doch Auszeichnungen zu vergeben, um die sich junge Streber mit Herzklopfen bewarben: seine Dekoration bestand in einem Handschreiben, worin er einem Anfänger sagte: „Muth, Ihr Buch verspricht!“ oder „Ausdauer, in Ihrem Bilde steckt Zukunft!“ Diese Handschreiben, deren monatlich Dutzende erlassen wurden und die das Hofjournal Victor Hugos gewissenhaft veröffentlichte, galten den mit ihnen Beglückten fast soviel wie das rothe Bändchen, dieses spätere Ziel ihres ehrgeizigen Ringens. Wenn Victor Hugo nicht Privataudienzen ertheilte, so empfing er Abordnungen von Vereinen, die sich um seine Patronage bewarben, oder erließ Manifeste an die zahllosen Comités, die, über die ganze gesittete Erdoberfläche zerstreut, kein Denkmal enthüllen, kein Jubiläum feiern, kein Fest veranstalten, keine wolthätige Sammlung einleiten konnten, ohne ihr Unternehmen mit dem Namen Victor Hugos zu schmücken. Es war, ich wiederhole es, ein wahres Fürsten-Dasein, das der Dichter in diesem Paris führte, welches ihn zu seinen Denkmälern zählte, ganz so wie den Triumphbogen und die Notre-Dame-Kirche, und Victor Hugo hatte das volle Bewußtsein dieser ausnahmsweisen, repräsentativen Stellung, denn er pflegte von sich zu sagen: „Je suis un ancêtre“, „ich bin ein Ahn“. Er hielt sich gleichsam für den geistigen Vater des heutigen denkenden und dichtenden Frankreichs und er nahm die ihm entgegengebrachten Huldigungen als eine ihm gebührende Ahnen-Verehrung an.

Keine Nation gestattet so willig und leicht wie die französische ihren großen Dichtern, aus dem geschlossenen Rahmen der gesellschaftlichen und amtlichen Rangordnung herauszutreten und einen alle anderen beherrschenden erhöhten und abgesonderten Platz einzunehmen. Im achtzehnten Jahrhundert hatten die Franzosen ihren „König Voltaire", in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts konnte Lamartine einen Augenblick lang Präsident der Republik sein. Unser Geschlecht ist zu nüchtern, als daß sie einen Dichter an einen aktiven Posten des Kampfes, der Verwaltung, der Gesetzgebung stellen sollte. Aber wenn Victor Hugo auch nie Aussicht hatte, Präsident der Republik zu werden, wie es Lamartine war, so hatte er doch die volle souveräne Autorität, die Voltaire über seine Zeitgenossen übte, mit dem Unterschiede, daß Voltaire im Königthum und in den gesellschaftlichen Adelsvorrechten seiner Zeit Nebenbuhler hatte, die seine Macht einschränkten, während Victor Hugo weder einen Hof noch eine geschlossene Aristokratie über oder selbst neben sich sah.

Victor Hugo war der Republik dankbar dafür, daß sie ihn auf einen so hohen und glänzenden Thron gesetzt hatte. Er hatte sich mit ihr identifizirt und verherrlichte sie aus allen Kräften. Das war die letzte Wandlung dieses an äußerem Wechsel so reichen Geistes. Der Dichter, der als schwärmerischer Legitimist begann, dann mächtig an der Schöpfung der napoleonischen Geschichtssage mitarbeitete, hierauf Orleanist war, um während der zweiten Republik für eine Weile ein eifriger Anhänger des Prinz-Präsidenten zu werden, wurde durch seinen leidenschaftlichen Haß gegen das zweite Kaiser-

reich zur ebenso leidenschaftlichen Verehrung der Republik erzogen, deren Ruhme seine ganze literarische Thätigkeit seit 1870 gewidmet war. Und welche ungeheure Thätigkeit schlossen die letzten anderthalb Jahrzehnte seines Lebens ein! Victor Hugo war zuletzt ein Wundergreis, wie er siebenzig Jahre vorher ein Wunderknabe gewesen war. Er hatte zu achtzig Jahren nicht aufgehört, eine erstaunliche Ausnahmserscheinung zu sein, wie er es zu fünfzehn Jahren gewesen, als er, ein Gymnasiast, mit seinen Gedichten Akademiepreise errang. Die Löwin, lehrt uns die klassische Fabel, ist nicht fruchtbar; sie wirft nur ein Junges im Jahr, eines, aber einen Löwen. Unum, sed leonem. Victor Hugo machte eine Ausnahme von der Regel, die dem Genie Unfruchtbarkeit vorschreibt. Er, der Löwe, besaß die Fruchtbarkeit des Kaninchens. Er war Victor Hugo und schrieb so viel, als wenn er Luise Mühlbach gewesen wäre. Seine Schublade barst von der Masse der Handschriften, die sie einschloß; er, dem schon seine ersten Veröffentlichungen die Unsterblichkeit gesichert hätten, hatte in seinem Schreibtische noch genug unbekanntes Material für eine neue robuste Unsterblichkeit eingesperrt; es lagen da Dramen, Heldengedichte, Romane, Gedichte und ihre Zahl vermehrte sich bis zum letzten Tage; manches davon veröffentlichte er in kurzen Zeitabständen, das meiste behielt er für sich; Verleger und Theaterdirektoren bestürmten ihn um seine Manuskripte, aber er hütete eifersüchtig seine Schätze; er wußte, daß ihm die Zukunft gehörte, und begehrte darum nicht nach neuen Ausbrüchen des Enthusiasmus der Mitlebenden. Allein so zögernd und widerwillig er

auch seine Schöpfungen der Oeffentlichkeit preisgab, so heftig man ihn auch zu jeder neuen Publikation drängen mußte, die Zahl der Bände, die er seit 1870 erscheinen ließ, betrug dennoch achtzehn und diese achtzehn Bände, denen noch nach seinem Tode bis jetzt weitere sechs gefolgt sind, bilden zusammen den republikanischen Abschnitt der literarischen Thätigkeit Victor Hugos und eine interessante Einheit, die eingehendes Studium verdient.

Ein Zug charakterisirt alle Hervorbringungen Victor Hugos seit 1870: die Unklarheit und der Widerspruch. Seine aufsteigende Entwickelung hat den Dichter nicht zu gefesteten Ueberzeugungen und zu endgiltigen Idealen geführt, sondern Alles, was klar und fest in seiner Seele war, erschüttert und zerstört und seine Gedankenwelt in ein durcheinandergerütteltes Chaos verwandelt, über welchem eine bange Ungewißheit traurig und ruhelos flattert. Victor Hugo hat sich bemüht, zu letzten Grundwahrheiten zu gelangen, aber er hat sie nicht gefunden. Und während er sich mit leidenschaftlich hervorgeschrieenen modernen Schlagworten des Positivismus und Liberalismus zu beruhigen, ich möchte sagen zu betäuben suchte, flog seine Seele bald unbewußt zu den überwundenen Idealen seiner Jugend zurück, bald stürzte sie sich in einen nebelhaften Mystizismus, dessen deutlichster Gedanke noch die universelle Liebe, die Liebe des Weibes, des Kindes, aller Menschen und selbst der Schuldigen, eine aufs Höchste gesteigerte übermenschliche evangelische Liebe ist. Diesen Zug der Unklarheit und des Widerspruchs, diesen grausamen Kampf unhaltbarer Jugendideale und ungenügend vertiefter Mannesüberzeugungen

werden wir in jedem einzelnen der letzten Werke Victor Hugos wiederfinden.

Ihren Reigen eröffnet „Das schreckliche Jahr“, „L'année terrible“, diese Sammlung patriotischer Gedichte, die kurz nach den Greueln des Krieges und der Commune erschien Das ist ein dunkles und trauriges Buch. Die Schlangen des Hasses zischen zwischen seinen Blättern hervor. Es flucht, es schmäht, es schreit nach Rache. Kein Schimpfwort ist hart und wuchtig genug, um damit die deutsche Nation zu keulen, kein Stachel scharf genug, um damit die Weichen des französischen Volkes zu einem neuen Raubthiersprung über den Rhein blutig zu spornen. Was gäbe ich nicht darum, wenn Victor Hugo dieses Buch nicht geschrieben hätte! Es ist eine Verleugnung all dessen, was er seit zwanzig Jahren gepredigt. Wo ist da die Liebe aller Menschen zu einander, wo ist die feierliche Abweisung des alten Hasses, der alten Vorurtheile, wo der Abscheu vor dem Kriege, die Verherrlichung des ewigen Friedens, die schöne Vision der vereinigten Staaten von Europa? Man antwortet mir vielleicht darauf: „Wir modernen Menschen haben nun einmal nicht die Selbstverleugnung, nach der Vorschrift des Evangeliums die linke Wange darzureichen, wenn man uns die rechte schmeißt. Während noch die offenen Wunden in der Flanke bluten, aus der man zwei Provinzen gerissen, kann man nicht die Hand segnen, die das verstümmelnde Messer geführt hat.“ Das ist aber ein Argument, das nur scheinbar einleuchtet. Wo wäre denn auch das Verdienst, wo die geistige Ueberlegenheit eines Friedensapostels, wenn die erste persönliche Gereiztheit sofort das Uebergewicht

über seine schöne Begeisterung erlangen könnte, wenn seine Bruderliebe für alle Menschen ohne Unterschied der Nation, sein erleuchteter Kosmopolitismus in dem ersten Augenblicke verschwinden würden, wo sie ihre Echtheit durch Bekämpfung der blutigen Kriegs- und Rachetriebe zu bewähren hätten? Ist es denn etwas Erwähnenswerthes, die fremden Völker zu lieben, wenn man mitten in tiefem Frieden lebt und das eigene Volk von allen Umwohnern bewundert, geliebt, geachtet ist? Eine rühmliche, menschliche Regung wird diese Liebe erst in den kritischen Augenblicken, wo es gilt, die ihr drohendes Haupt erhebende Hydra des Hasses im eigenen Herzen und in den Herzen der Anderen zu bekämpfen. In solchen Augenblicken muß der Friedensapostel seines Amtes walten. Ich kann nicht zugeben, daß er, wie Prudhomme, der den ihm gestifteten Ehrensäbel dazu benutzen will, um die Verfassung zu vertheidigen und, wenn nöthig, anzugreifen, — daß er, sage ich, sein begeistertes Wort dazu benützen dürfe, um den Frieden und die Völkereintracht zu vertheidigen oder, nach Bedarf, auch anzugreifen. Der Priester darf nicht seine Harfe wegwerfen, um sich mit einem Beil ins Gewühl der Würger zu stürzen. Sein Platz bleibt stets am erhabenen Altar und er muß die Bruderliebe und die Versöhnung um so lauter predigen, je lauter der Haß und die Zwietracht grollen. „L'année terrible“ bleibt einer der schweren und peinlichen Widersprüche, aus denen das Dichtergenie Victor Hugos zusammengesetzt ist.

Das nächste Buch war der Roman „1793“. Er ist ein mit Verachtung der geschichtlichen Vorurtheile gesungenes

kühnes Loblied auf die Helden des Schreckens, die am 9. Thermidor ihren rauhen Republikanismus mit dem Tode büßten. Zum erstenmale machte sich Victor Hugos Begeisterung für die große Revolution in den „Misérables“ Luft, in der epischen, aber wunderbar wirkungsvollen Gestalt des alten Conventsmitglieds. In etwas indirekter Weise huldigte er ihr auch in den „Châtiments“, wo die Republik ab und zu den leuchtenden Gegensatz zur Schwärze des Verbrechens vom 2. Dezember bilden muß und in rein malerischer Absicht zur Erzielung koloristischer Effekte benutzt wird. In „1793“ bricht der Strom der revolutionären Begeisterung ganz und gar durch; dieser Roman ist das erste Denkmal des Republikanismus Victor Hugos. Und dennoch — selbst die Dichtung ist von halb unbewußten Vorbehalten nicht frei. Die Bewegung, mit der die Gestalten der Royalisten gezeichnet sind, die großmüthige Wärme, mit der ihrer Ueberzeugungstreue und ihres ehrlichen Heldenmuths gedacht wird, sind fühlbar ein letztes Nachklingen von Jugendempfindungen, welche die späteren Ueberzeugungen des Mannes nicht ganz verstummen machen gekonnt.

Auf „1793“ folgte eine längere Pause, die erst im Vorfrühling 1877 durch das Erscheinen der neuen Folge von „La légende des siècles“ unterbrochen wurde. Diese zwei Bände Gedichte erregten ein Aufsehen, wie es seit den „Misérables“ kein Werk des Dichters, wie es seit Jahrzehnten überhaupt noch keine Sammlung von Versen erregt hatte. Die französische Kritik lag zu den Füßen des Meisters und sang Hosiannah. Es gab nur eine Stimme über das Buch: die

ist keine Dichtkunst, das ist Offenbarung. In der That, Victor Hugo nimmt in der neuen „Legende der Jahrhunderte" den höchsten Flug und strebt nach den äußersten Zielen des Menschengeistes. Er nimmt das Werk des Aufbaus einer poetisch-philosophischen Weltanschauung dort auf, wo es Goethe unvollendet gelassen. Er stellt sich mit zuversichtlichem Glauben an seinen Hohenpriesterberuf die Aufgabe, der Welt die letzten Urwahrheiten, die verborgensten Daseinsgeheimnisse zu offenbaren. Er setzt sich auf den Dreifuß der Prophetin, seine Augen rollen, sein Antlitz flammt von innerer Glut und nach dem Apparat, den er entfaltet, muß man erwarten, daß von seinen Lippen Orakelworte fließen werden, vor denen alle Sphinxe des Zweifels sich besiegt in den Abgrund stürzen müssen. Allein ach! diese Erwartungen werden nicht erfüllt. Der Dichter wiederholt wol alle die schrecklichen Fragen, die Faust in seinem dunkeln Studirzimmer vor jenem blühenden Ostermorgen durchzittert haben, allein er hat ebensowenig wie die Denker vor ihm eine befriedigende Antwort auf sie und mit einem eigenthümlich vagen, mehr fühlbaren als geäußerten Instinkte der Reaktion stößt er die führende Hand der Naturforschung von sich und blickt verstohlen nach dem Leitstern des Glaubens auf, daß er ihm aus dem Labyrinthe der Zweifel herausleuchte.

Nahezu fünfundvierzig Jahre vorher schrieb Victor Hugo vor seine „Chants du crépuscule" folgende Worte: „Was in dieser Sammlung manchmal ausgedrückt ist, das ist dieser sonderbare Dämmerzustand der Seele und der Gesellschaft in unserem Jahrhundert, das ist dieser Nebel von außen,

dieſe Ungewißheit im Innern, dieſes unbegreifliche Spiel von Licht und Schatten, das uns umgibt ... In dieſem Buche finden ſich alle die Gegenſätze, der Zweifel und das Dogma, der Tag und die Nacht, der lichte Punkt und der dunkle Punkt, wie in allem, was wir in dieſem Jahrhundert ſehen und denken ... Das letzte Wort, das der Verfaſſer hier noch hinzufügen muß, iſt, daß er in dieſer Epoche der Erwartung und des Ueberganges, in dieſer Epoche der erbitterten Diskuſſionen, wo man nur zwei Worte anhört, verſteht und beklatſcht, das Ja und das Nein, dennoch nicht einer von denen iſt, die verneinen, noch einer von denen, die bejahen. Er iſt einer von denen, die hoffen."

Anderthalb Menſchenalter waren ſeither verfloſſen, allein Victor Hugo hätte vor ſeine „Legende der Jahrhunderte" dieſelbe Vorrede ſetzen können, mit welcher er die „Geſänge der Dämmerung" eingeleitet hatte, blos den letzten Satz hätte er zu ſtreichen gehabt. Er iſt in dieſem Buche nicht mehr einer von denen, die hoffen. Das iſt das Ergebniß ſeiner Entwickelung, das iſt der Unterſchied zwiſchen dem Seelenzuſtande des Jünglings und dem des Greiſes. Seine Weltanſchauung iſt ſchwarz geworden wie eine Sturmesnacht und ein troſtlos bitterer Peſſimismus erfüllt ſein Herz bis an den Rand. Alle ſeine Ideale ſind wankend, ſein Weſen hat keinen feſten Mittelpunkt, ſein Geſichtskreis keinen einzigen Fixſtern mehr, nach welchem er die Buſſole ſeiner Gedanken richten könnte, und er ſchwankt ſchattenhaft und ruhelos zwiſchen allen Gegenſätzen des Liebens und Haſſens, des Glaubens und Zweifelns, des Bewunderns und Verachtens hin und her. Die „Legende

der Jahrhunderte" ist die zusammengefaßte Entwickelungsgeschichte der Menschheit, wie sie sich im betrachtenden Geiste des Dichters abspiegelt. In einem apokalyptischen Gesichte, das er mit unfaßbar dunkeln Worten und Bildern beschreibt, sieht er die ganze Weltvergangenheit als eine ungeheure Mauer vor sich, die aus konvulsivischen Leibern und gespenstisch formlosen Seelen besteht. Er sieht hier allen Menschenjammer, alle Verbrechen, alle Gewaltthaten, alle Irrthümer der Weltgeschichte, er sieht die Könige und die Priester, die Zwinger des Leibes und die Henker des Gedankens, er sieht all das schuldlos vergossene Blut, das in zwecklosen Kriegen geflossen ist, und hört die Ketten klirren, die durch Jahrtausende den Nacken der Völker zu Boden gezerrt haben, und voll von diesem grauenhaften Bilde sucht er dessen einzelne Gestalten in den Gedichten festzuhalten und nachzuzeichnen.

Wolkig und schattenhaft wie dieses Gesichte, in dem ihm die Geschichte der Menschheit gleich der wüsten Ausgeburt eines Alpdrucks erscheint, ist die Gedankenwelt des Dichters und seine Weltanschauung. Ueber keine der großen Fragen, durch die jeder denkende Mensch sich hindurchgerungen haben muß, ehe er das geistige Gleichgewicht erlangen kann, hat er eine gefestete Ansicht; allein er berührt sie alle und pendelt dabei unablässig zwischen äußersten Widersprüchen hin und her, aus denen der Leser den Schlußeindruck einer tiefen Zerrissenheit und eines in allen Grundfesten unterwühlten Gemüthes erhält.

Ist Victor Hugo ein Gläubiger? Nährt er die theologische Eitelkeit, eine unsterbliche Seele und einen gnädigen

persönlichen Gott zu besitzen? Er behauptet es an zehn Stellen ausdrücklich und feierlich. Allein an einer elften kann er es nicht verhüten, daß der blasse Zweifel zu Tage trete, und er ruft den Priestern zu:

„Vous, qui pourtant parfois, fronts chauves, barbes grises,
Avez des tremblements dans vos mornes églises
Et sentez que la tombe est peut-être un cachot."

„Ihr, Kahlstirnen, Graubärte, empfindet trotz alledem manchmal ein Beben in euren düsteren Kirchen und fühlt, daß das Grab vielleicht ein Kerker ist."

Einmal zweifelt er an der biblischen Darstellung des Menschenursprunges und sagt: „Von Adam, unserm Ahn — so nennst du ihn zumindest —." Allein er hat nicht den Muth, über diesen leisen Zweifel hinauszugehen, und wenn die Naturforschung kommt und sich anheischig macht, ihm einen andern Stammbaum herzustellen, überhäuft er sie mit Schmähungen und Spott:

„Und wenn ein ernsthafter Engländer, korrekt, wolgekleidet, in schöner Wäsche, mir sagt: ‚Gott hat dich zum Menschen gemacht und ich mache dich zum Affen, zeige dich nun einer solchen Gunst würdig', — so bleibe ich von dieser Beförderung einigermaßen verblüfft."

Soweit hat sich sein Geist von der Ueberlieferung und dem dogmatischen Aberglauben befreit, daß er die positiven Religionen ablehnt und ihre Diener als betrügerische Bonzen behandelt. Allein das hindert ihn nicht, sich seinerseits doch wieder eine neue Zukunftsreligion auszudenken, die sogar eines

sichtbaren Götzenbildes nicht entbehren kann. Er möchte „auf einem hohen Berg einen Riesentempel aufgebaut sehen und in diesem Tempel ein ungeheures Standbild aufrichten, das, von rückwärts unbestimmt beleuchtet, aus den Finsternissen der Apsis vag hervorschimmern würde wie ein Traum und wie eine Ahnung. Der schlichte Landmann würde zum Heiligthum wallen und, erfaßt von den Schauern des Großen und Unbekannten, seine Seele der Andacht erschließen. Der Leidende würde hier Stille und Frieden, der Unstäte Ruhe und erquickenden Schatten finden, die Weisen aber, das dunkle Bild sehend, das der von rückwärts hervorbrechende Lichtschein umflimmert, würden hierin ein Sinnbild erkennen und begreifen, daß das unbekannte, aber gewiß vorhandene Wesen vor dem Anbruche des ewigen Morgens leuchtet und dennoch dunkel bleibt, weil keine Spannweite des Gedankens diese Gestalt fassen kann. Sie ist ohne Ende, ohne Grund, ohne Ruhe, ohne Sinnbild, ohne Schlummer und obwol ein Mysterium, ist sie darum nicht minder Sonne."

Nicht immer erfüllt übrigens diese monotheistische Träumerei den Geist des Dichters. Manchmal neigt er zu einem Dualismus hin, wie er ihn in allen asiatischen, den arischen sowol als auch semitischen, Kosmogonien und Religionssystemen vorgebildet findet. Er stellt sich die Welt und ihre Erscheinungen als einen Kampf zwischen einem guten und einem bösen Prinzip vor und nennt seinen Ormuzd Gott und seinen Ahriman Wurm. Das Ende des ewigen Kampfes stellt sich Victor Hugo anders als Zoroaster vor; bei ihm siegt die

Positivität über die Negation und er ruft dem Wurm, dem Vernichter zu: „Du bist nur der Verschlinger des niedrigen Stoffs, das unverderbliche Leben steht außerhalb deines Bereichs; die Seelen werden einander auch jenseit des Todes lieben, du kannst es nicht verhindern; du bist nur der Haß, welcher beißt, ein Nichts, das versucht, Alles zu sein — das bist du!“

Zu den großen Worten, die der Dichter mit Vorliebe gebraucht, gehören Aufklärung, allgemeine Volksbildung, Erkenntniß. Allein im Innersten seines Gewissens hat er nur sehr geringes Vertrauen zur Wissenschaft und Forschung und er ruft dem nach Wahrheit und Erleuchtung strebenden Menschen mit bitterem Hohne zu: „Grabe, wühle, klettere, steige hinab, lerne, beobachte, schwebe mit dem Adler oder krieche mit der Krabbe, du wirst doch von Nichts das Ende erfassen; dem Thatsächlichen nachstreben, heißt das Unfindbare suchen — poursuivre le réel c'est chercher l'introuvable.“

Seine vernichtendsten Blitze schleudert der Dichter nach den Häuptern der Könige. Wenn er von diesen spricht, ist ihm kein Fluch kräftig, kein Hohn ätzend genug. „Zu wem kommst du?“ läßt er in einer Ballade ein Ungethüm einen auf Abenteuer ausgehenden Ritter fragen, „kommst du um meinetwillen oder wegen des Königs Ramiro?“ „Ich komme wegen des Scheusals.“ „Dann ist es wegen des Königs“, und der Drache, sich wieder zusammenringelnd, legt sich in seine Höhle zurück. Einmal sagt er von den Königen: „Ihr seid Entweder von Städten, Völkerdiebe, die Häupter der

ewigen Plünderung", ein andermal ruft er einen Herrscher an: „Du wirst dir eine goldene Tiara aufs Haupt setzen und was man sonst Diebstahl genannt hat, wird nun Eroberung heißen, denn auf den Höhen ist nichts Verbrechen, ist alles Tugend." Allein selbst in diesem so tief gewurzelt, so elementar scheinenden Tyrannenhaß ist Victor Hugo nicht folgerichtig und in einer Allegorie „Der Montblanc" feiert er das Prinzip der freiwilligen Unterordnung der Kleinen und Dunkeln unter den Großen und Glänzenden. Er läßt die kleinen Berge alle Tugenden des Gletscherriesen preisen und diese Verherrlichung mit den Worten schließen: „Er ist höher, reiner, größer als wir und wären wir Menschen, wir würden ihn verunglimpfen."

Einmal predigt er den ewigen Frieden und die Verbrüderung aller Völker und gleich darauf schürt er wieder den Haß der Franzosen gegen ihre Besieger von 1870. Jetzt behandelt er die Masse als einen elenden Sklavenhaufen, der sich vor dem Erfolg in den Staub wirft und dem gefallenen Löwen den Eselsfußtritt versetzt, dann stellt er sie wieder als eine Versammlung von Halbgöttern voll Gesinnungsadels und unbeugsamer Tugend dar.

Doch wozu diesem grillenhaften Dichtergeist in all seinen wunderlichen Zickzackwanderungen folgen? Wir haben bereits gesehen, wie er bald Monotheist, bald Dualist ist; wie er bald die positive Religion verachtet, bald eine neue gründen will, die noch phantastischer ist als alle bestehenden; wie er jetzt an die Unsterblichkeit der Seele glaubt, jetzt an ihr zweifelt; wie er bald Adam als seinen Stammvater verleugnet, bald gegen

die unpoetische Deszendenztheorie Einspruch erhebt; wie er nun die Forschung als Lichtspenderin feiert, um gleich darauf vor der Forschung zu warnen; wie er hier die Könige mit Schimpfworten geißelt, dort den Menschen einen Vorwurf daraus macht, daß sie sich vor dem Höhern und Größern nicht freiwillig beugen. Im Geiste des Dichters stürmen alle entgegengesetzten Anschauungen wie die Winde in der Höhle Aeols durcheinander und sein Gesichtskreis ist verhängt von wunderlich geballten, ewig wechselnden Wolkengebilden, die nur manchmal auf einen Augenblick auseinandertreten und einen klaren Sonnenstrahl durchblitzen lassen. Und dennoch glaubt er, daß er berufen sei, der Welt die letzten Wahrheiten zu verkünden, und fordert, daß man auf sein Wort wie auf ein Orakel horche. „Ein Dichter ist eine Welt, eingeschlossen in einen Menschen", sagt er stolz von sich und begründet damit seinen Lehrberuf. Er steht noch auf dem Standpunkt einer längst vergangenen Kulturepoche, wo die Schrift unbekannt oder Geheimniß der Priester war und alle geistigen Güter einer Nation in der mnemotechnisch bequemern und darum leichter zu behaltenden gebundenen Form dem Gedächtniß Einzelner anvertraut waren. Damals waren die Sänger die Hüter der kostbarsten Volksschätze: der Geschichte in Gestalt von Heldengedichten, der Religion in Gestalt poetischer Mythen, des Rechts in Gestalt kerniger Spruchweisheit; das Volk blickte zu seinen Barden mit Ehrfurcht, mit bewundernder Scheu und Dankbarkeit auf und achtete sie als seine Lehrer, Richter, Priester, Tröster im Unglück und Verherrlicher im Glück. Heute hat die Dichtkunst

nicht mehr diesen antiken Universalberuf; die Gesittung, die auf allen Gebieten eine Theilung der Arbeit herbeigeführt hat, konnte auch die Poesie nicht im Vollbesitz ihrer umfassenden Aufgaben lassen. Weder die Thaten der Vorfahren, noch die Geheimnisse des Welturſprunges, noch den letzten Grund der Dinge will man heute von der Poesie erfahren. Die bescheidene Journalistik und die stolzere Geschichtschreibung besorgen heute die Arbeit Homers und schreiben die Iliade der Zeit; die Materien, die Hesiod in der Theogonie und Snorri Sturluson in der Edda zusammengefaßt, detaillirt heute eine ganze Fakultät und wer „über die Natur der Dinge" unterrichtet sein will, der geht nicht bei Lucretius in die Schule, sondern studirt Naturwissenschaften. Die Poesie ist nicht mehr die höchste Wissenschaft, die Zusammenfassung aller Wissenschaften, die Sublimirung der Philosophie, sie ist nur mehr eine schöne Kunst. Man will von ihr nicht Aufschlüsse erhalten, sondern gerührt, erschüttert, vielleicht gar nur unterhalten sein. Victor Hugo läßt sich eine so niedrige Stellung nicht gefallen. Er glaubte in Anrecht auf Propheten- und Priesterrang zu besitzen. Das ist eine Folge seiner französischen Erziehung und der daraus hervorgehenden Denkweise. Die französische Erziehung war bisher eine literarische und scholastische, was freilich in der nächsten Generation durch die zuerst von Paul Bert angebahnte großartige Unterrichts-Reform anders werden wird; Kenntniß antiker und nationaler Dichter war stets die am dringendsten geforderte positive Wissenschaft und „belesen" ein anderer Ausdruck für „gebildet", „lettré". Mit Natur-

wissenschaften beschäftigt sich nur derjenige, der ein Brodstudium aus ihnen macht, die Grundlage der allgemeinen Bildung der Nation aber ist heute noch die schöne Literatur. Daher eine Ueberschätzung der Form und eine Unterschätzung des Inhalts; ein hoch entwickelter Geschmack für den Stil und ein verkümmertes Interesse für das Thatsächliche; eine übertriebene Bewunderung der Fiction und eine zurückgebliebene Würdigung der Forschung. In Frankreich, das für die exakten Wissenschaften so viel gethan hat wie irgend ein Land der Welt, hat dennoch der Forscher das kleinste und der Poet das größte Publikum, der letztere ist daher leicht geneigt, seine Stellung im Geistesleben der Zeit falsch aufzufassen. Victor Hugo ist in diesen Fehler verfallen und der pythische Ton der „Legende der Jahrhunderte" ist eine Folge dieses verhängnißvollen Irrthums. Hätte er weniger an Lucretius und mehr an Shakespeare und Goethe gedacht, hätte er weniger transszendentale Philosophie getrieben und mehr Plastik geübt, es würde sich zwischen den Seiten dieser zum Theil so herrlichen Gedichte weniger Löschpapier finden und der frische Strom seiner Poesie weniger häufig durch den dürren Sand eines absolut veralteten scholastischen Raisonnements verseichtet werden.

Hat er die schweren Bedenken gefühlt, die der ernste Leser angesichts dieses orakelnden Tons der Gedichte und dieser Hohenpriesterhaltung des Dichters hegen muß? Ich weiß es nicht. Allein Thatsache ist, daß das nächste Buch Victor Hugos ganz frei von Scholastik blieb und rein menschlich, rein poetisch war. Dieses Buch, das den etwas anspruchsvollen Titel führt „Die Kunst, Großvater zu sein", erschien

kaum drei Monate nach den zwei Bänden der „Legende der Jahrhunderte“. Es ist ein Tempel, der dem holden Dienste des Kindes geweiht ist. Der Titan, den wir seit Jahrzehnten im Kampfe gegen Tyrannen und Bonzen gesehen, legt da die rasselnde Wehr ab und tritt leisen Schrittes in die Kinderstube, um unter Singen und Kosen die Wiege der Säuglinge zu schaukeln.

Die großen Dichter sind bisher mit Verachtung an diesem trautesten Gemache der Menschenbehausung vorübergegangen. Die Rose am Strauch und die Nachtigall im Busche, der Löwe der Wüste und der Stern des Himmels haben ihre Poeten gefunden; das Lächeln einer Frauenlippe und der Schwerthieb des Kriegers haben zu Gesängen begeistert; allein den unendlichen Schatz von Poesie, der in einem rührend unbeholfenen, rosigen, lallenden, unbewußten Wiegenkinde liegt, haben von den großen Dichtern aller Völker bisher erst zwei gehoben: Rückert und Victor Hugo. Allein wie merkwürdig verschieden sind die posthumen „Kinderlieder“ von Rückert und „Die Kunst, Großvater zu sein“ von Victor Hugo! Es ist der ganze Unterschied zwischen dem deutschen und französischen Nationalgenie, der sich in diesen beiden gleich tiefen und gleich menschlichen Büchern offenbart. Rückert vergißt die Entzückungen des „Liebesfrühlings“ und den patriotischen Zorn Freimund Raimars, die milde Weisheit der Brahmanen und den findigen Witz des Hariri, um unter Kindern selbst Kind zu werden. Er blickt aus Kinderaugen und denkt nach Kinderweise. Wenn er sie warnt: „Geht, Kinder, nicht ans Wasser 'ran, im Wasser wohnt der Wassermann“, oder wenn

er ihnen ein Epopeia singt, so hat sein Wort etwas von der unbeschreiblich lieblichen gestammelten Kosesprache, in der die Mutter mit ihrem Kinde spricht, von dieser Sprache, süß und unartikulirt wie Vogelgezwitscher, die das Weib wie durch Offenbarung über Nacht sprechen lernt, wenn es Mutter geworden ist, die das Kind versteht, wenn seine Seele dem gewöhnlichen Worte noch unzugänglich ist, und die es so rasch und vollkommen vergißt, wenn das Flüstern der erwachenden Vorstellungen in seinem Geiste laut und lauter wird. Ganz anders Victor Hugo. Er kann sich des eigenen Ichs nicht entäußern. Er kann sich nicht klein machen und stammeln, wenn er zu den Kindern spricht; er bleibt immer er, auch wenn er auf allen Vieren galoppirt und seine Enkelchen auf seinem Rücken reiten läßt; es ist eine Löwenpranke, wenn auch mit eingezogenen Krallen, mit der er die blühenden Sammtwangen der Kleinen streichelt. Er richtet das Wort donnernd, tiefsinnig und gedankenschwer an sie, wie ein sich offenbarender Gott aus dem Dornbusche zu einem einfältigen Schäfer spricht, unbekümmert, ob seine Orakelrede verstanden wird oder nicht. Victor Hugo spricht überhaupt nicht wie Rückert zu den Kindern, sondern zur Galerie, auch wenn er sich scheinbar an die Kinder wendet.

Victor Hugos Liebe zum Kinde hat nicht die naive, gemüthvolle Hingabe Rückerts. Ihre ursprüngliche Süßigkeit ist mit einem unsäglich bittern Pessimismus versetzt. Seine Kindesliebe ist eine andere Form des Menschenhasses. Das Kind ist ihm ein stilles Asyl, zu dem er sich aus den giftigen Gehässigkeiten und grimmigen Messerkämpfen der Welt

rettet. Nachdem ihn das Treiben gekrönter Schurken und feiger, speichelleckerischer Sklaven elend gemacht hat, ist es ihm eine Labung, das Lächeln eines unschuldigen Kinderangesichts zu sehen. So ruft Christus, nachdem er mit heiligem Zorne die Zöllner und Pharisäer gegeißelt hat: „Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich."

Das ist die Stimmung, in der das Buch anhebt. Das Verbrechen vom 2. Dezember hat den Dichter aus dem Vaterande vertrieben und von der meerumrauschten Felseneinöde von Guernsey blickt der Verbannte, Schatten auf der Stirn und Zorn im Herzen, auf das Treiben der Welt hinaus. Er hat den Glauben und die Hoffnung verloren. Die Menschen widern ihn an und wäre seine Seele nicht so stark und gesund, er würde in die Bleichsucht des sentimentalen Weltschmerzes verfallen. In dieser düstern Zeit ereignet sich die Geburt der kleinen Jeanne, des ersten Kindes seines Sohnes Charles. Die Szene wechselt plötzlich wie eine Theaterdekoration. Die Wolken weichen auseinander und hinter den geballten Nebeln leuchtet blauer Himmel auf. „Gewiß", ruft der Dichter: „es ist heilsam und gut für den Gedanken, manchmal durch unsere Schmerzen einen tiefen Frieden, ganz aus Sternen gewoben, zu betrachten. Das ist es, woran Gott dachte, als er an die Wiegen schlummernder Kinder die Dichter stellte." Das ganze Wesen des Dichters ändert sich. Er hat keinen Grimm und keine Bitterkeit mehr. Die Geißel der „Châtiments" entfällt seiner sich öffnenden Faust. Er, der den Mächtigen, den Königen, den Cäsaren widerstanden hat,

„me voilà vaincu par un petit enfant", — ist nun von einem kleinen Kinde besiegt.

Ein Jahr darauf bekommt die kleine Jeanne ein Brüderchen, George. Angesichts dieses Kinderpaares wird der verbitterte Großvater ganz Rührung, ganz Milde, ganz Liebe. Er findet nicht Bilder und Jubelrufe genug, um sein Glück in alle Winde zu singen: „Ach wie die Söhne unserer Söhne uns entzücken! Das sind junge Stimmen der Frühe, die singen, sie sind in unserer düstern Behausung die Rückkehr der Lenzrosen, des Lebens und des Lichtes. Großvater werden heißt wieder ins Morgenroth eintreten."

Aber diese Freude, dieses Entzücken ist doch nicht ursprünglich, sondern reflektirt. Victor Hugo versäumt keine Gelegenheit, die Unschuld der Kinder zur Fäulniß der Erwachsenen, das weiße Kindesangesicht zur schwarzen Welt in wirksamen Gegensatz zu bringen, um den Zauber, den das Kind auf ihn übt, gleichsam zu erklären, vielleicht zu entschuldigen. „Ich betrachte", sagt er, „in unseren oft so schwarzen und befleckten Zeiten diesen Lichtpunkt, der aus den Wiegen und Nestern hervorbricht."

Das Lallen des Kindes ist ihm eine Offenbarung, ein Gesang. „Es ist die unendliche, unschuldige und herrliche Sprache, welche die Winde, die Wälder, die Wogen hauchen." „Das Kindeswort ist mir eine Bücherei. Ich öffne jedes Wort, das die Kinder sagen, wie man ein Buch nimmt, und ich entdecke darin einen tiefen und großen, manchmal strengen Sinn."

Das Kind war für Hugo von jeher ein heiliges Mysterium,

das ihn mit Andacht und Bewunderung füllte. Er sieht darin die Zukunft, das Unvergängliche, die Stetigkeit der Entwickelung des Menschengeschlechts. Das Kind ist ihm das Sinnbild und der Ausdruck der ewig waltenden Schaffenskraft der Natur und die unverzeihlichste, ungeheuerlichste Majestätsbeleidigung scheint ihm die Beleidigung der Majestät des Kindes. Mit welcher sittlichen Entrüstung klagt er darum die katholische Religion wegen ihres unlautern Dogmas von der unbefleckten Empfängniß an! Die Vergötterung einer ehernen, finstern, menschenfeindlichen Jungfräulichkeit, die die Versiegung aller Lebensströme fordert, scheint ihm eine grauenhafte Ruchlosigkeit, eine verbrecherische Verstümmelung der Natur, und er führt seine gewaltigsten Schwerthiebe gegen die theologischen Feinde des Schaffens und Werdens. Sein Zorn legt sich indeß bald und macht einem gutmüthigen Spotte Platz, wenn er die blühenden Kinder vor sich sieht. „In diesen reinen Augen, versichert Trublot in seiner Predigt, leuchtet das unheilvolle Incognito des Dämons; sie sind das Böse, die Hölle, Abgründe — mag sein. Laßt mich diesen Verbrechen Kuchen geben."

Seine intimsten Gedanken über die Stellung des Kindes in der Natur, seine Schätzung der sittlichen Gewalt, die dem Kind eigen ist, drückt der Dichter in einem Märchen „L'epopée du lion" aus, das eins der schönsten Gedichte ist, die zu schaffen je einem Poeten gegeben war. Der Löwe hat ein kleines Kind geraubt und in seine Höhle geschleppt. Dieses Kind aber ist der Sohn des Königs, der Erbe der Krone. Man sendet Boten zum Ungethüm, um es zur Herausgabe

des Kindes zu veranlassen; zuerst einen Höfling; der Löwe antwortet trotzig: „Geh!“ Dann einen frommen Einsiedler; der Löwe antwortet verächtlich: „Fort, alter Dummkopf!“ Dann einen fahrenden Ritter, der ihn bekämpfen soll; der Löwe zerreißt ihn in kleine Fetzen. Eine Treibjagd wird veranstaltet, die ganze Armee zieht zu Walde, man umstellt die Höhle und sendet einige Pfeile ins Fell des Löwen. Nun ist seine Geduld zu Ende. Mit einem Satz ist er mitten unter seinen Angreifern, die entsetzensbleich auseinanderstieben. Nachdem er den Forst von den Jägern gesäubert hat, ruft er den Fliehenden nach: „Saget dem Könige, daß ich morgen durch die Straßen der Stadt nach dem Königspalaste kommen und das Kind dort vor den Augen des Vaters, seiner Armee und seines Volkes verzehren werde.“ Und der Löwe hält Wort. Am nächsten Morgen erscheint er in der Stadt, das Kind im Rachen. Alles hat sich voll Todesangst geflüchtet. Der Königspalast steht leer und weit offen. Der Löwe dringt bis ins Schlafgemach des Königs. „Da, nahe dem Blumenpark, in einem Alkoven, fand er ein armes Wesen, vergessen in der allgemeinen Flucht, gewiegt in den unendlichen, bescheidenen Traum der Kindheit. Es erwachte. Es war ein kleines Mädchen, das zweite Kind des Königs. Allein und nackt. Es sang . . . Und der Löwe sah dies. Er trat in das Gemach und der Boden bebte. Ueber das Spielzeug, das einen Tisch bedeckte, streckte der Löwe sein furchtbares Haupt vor, düster in seiner Majestät eines Ungethüms und eines Herrschers, und die Beute in seinem Rachen vermehrte noch seine Schrecklichkeit. Das Kind sah ihn. Das Kind

schrie: „Bruder! Mein Bruder! Ach, mein Bruder!“ Und aufrecht, rosig im Lichte, von dem es vergöttlicht wurde, betrachtete es diesen Riesen der Wälder, dessen Auge die Typhons zurückweichen und die Briareen fliehen gemacht hätte .... Sie richtete sich auf, gerade am Rand ihres engen Bettchens, und bedrohte das Ungethüm mit ihrem ohnmächtigen Fingerchen. Und der große Löwe legte den Bruder vor ihre Wiege hin, zart wie es eine Mutter gethan hätte, und sagte ihr: „Hier, da hast du ihn, sei nur nicht böse — le voici, là, ne te fâche pas‘.“

Ich sehe in diesen Gedichten mehr als Gedichte und in der „Art d'être grandpère“ mehr als eine individuelle Offenbarung. Ich sehe in dem Buche die Offenbarung eines Nationalgenius und das verleiht demselben außer dem poetischen ein hohes völkerpsychologisches Interesse. Die griechischen und romanischen Urvölker haben von jeher der Fortpflanzung, dem Zeugen und Gebären, einen religiösen Cultus gewidmet. Victor Hugos poetisch-mystische Auffassung des Kindes, dieses Erhalters der Gattung, dieser lebendigen Zukunft, ist für mich nichts Anderes als eine von den Sittlichkeitsbegriffen der christlichen Gesittung beeinflußte und umgestaltete Form derselben Anschauungen, welche bei den naiveren Heiden vo Erfindung der christlichen Schamhaftigkeit im Phallusdienst und Pankultus ihren Ausdruck fanden.

Am 1. Oktober desselben Jahres, welches die „Neue Legende der Jahrhunderte“ und „Die Kunst, Großvater zu sein“ erscheinen sah, veröffentlichte Victor Hugo ein neues Buch, diesmal in Prosa, welches einen der größten buch-

händlerischen Erfolge hatte, deren die Literaturgeschichte gedenkt. Binnen acht Wochen waren davon gegen 200,000 Exemplare abgesetzt und seine Wirkung auf die französische Nation war eine ungeheure. „Die Geschichte eines Verbrechens" ist keine literarische, sondern eine politische That und will als solche gewürdigt werden. Der erste Band wurde am 1. Oktober 1877 ausgegeben, vierzehn Tage vor den allgemeinen Wahlen, die dem Regiment des 16. Mai und in späterer Folge dem „Mac Mahonnat" ein Ende machten. Victor Hugo konnte damals mit vollem Recht an die Spitze seines Buches die Worte setzen: „Dieses Werk ist mehr als aktuell, es ist dringend. Ich veröffentliche es." Er handelte wie ein Seher. Seine „Geschichte eines Verbrechens" lag seit einem Vierteljahrhunderte fertig in seinem Pult, aber er veröffentlichte sie erst unter dem Ministerium Broglie-Fourtou; es war eine Art Freikugel, die sich der Dichter auf einen Augenblick äußerster Gefahr aufgespart hatte; er fühlte und wußte, daß seine Freikugel ihren Mann sicher fällen werde, und er schoß sie erst ab, als er das Ungethüm eines neuen Staatsstreichs finster und drohend vor sich aufsteigen sah. Wußte er, was die Männer des 16. Mai im Geheimen planten? Errieth er die unheimlichen Verschwörungen, die im Elysée und in den Ministerhotels der Place Beauveau, der Place Vendôme und der Rue St. Dominique damals gesponnen wurden? Ich weiß es nicht. Thatsache ist nur, daß, wie parlamentarische Enquêten seither unwiderleglich bewiesen haben, in dem Augenblicke, wo Victor Hugo schrieb, sein Buch sei dringend, wirklich verruchte Fäuste zum Todes-

ſtreiche gegen das Geſetz und die Freiheit in Frankreich erhoben waren.

Welchen Antheil hat nun das rechtzeitige Erſcheinen der „Geſchichte eines Verbrechens“ an der Vereitelung des Staatsſtreichplans Batbies? Ich möchte ſagen, es hat die Urheber dieſes Plans geradezu ermuthigt, das neue Verbrechen zu wagen, allein es hat andererſeits das Mißtrauen und die Unruhe der Nation in einem ſolchen Maß erweckt, daß die allgemeine aufgeregte Wachſamkeit eine Ueberrumpelung, ohne die ein Staatsſtreich unmöglich iſt, nicht zuließ. Das Buch gibt eine genaue Darſtellung des Raubanfalls vom 2. Dezember 1851 und eine wahrheitsgetreue Schilderung der Banditen, welche jenes geſchichtliche Verbrechen begangen haben. Die Völker haben ein betrübſam kurzes Gedächtniß, ſowol für die Wolthaten, die man ihnen erweiſt, als auch für die Bitterniſſe, die man ihnen zufügt. Das gegenwärtige Geſchlecht hatte im Jahre 1877 kaum mehr eine klare Vorſtellung von dem, was der Staatsſtreich eigentlich geweſen. Es war in der Gewohnheit aufgewachſen, den Mann des 2. Dezember als mächtigen Kaiſer zu ſehen, der ſiegreiche Kriege führte, glänzende Weltausſtellungen veranſtaltete, die ſtolzeſten Herrſcher Europas als ſeine Gäſte bei ſich empfing und von den Lohnſchreibern aller Regierungen mit dem geheuchelten tiefen Reſpekte behandelt wurde, auf den jeder Kronenträger bei dieſem Gelichter ſelbſtverſtändlichen Anſpruch hat. Es war gut, daß Victor Hugo dieſem vergeßlichen Geſchlechte zeigte, wie Seine Majeſtät Napoleon III. eigentlich ein Baſtard von obſzöner Herkunft, ein verlotterter unſkrupulöſer Abenteurer geweſen

sei, der eines Tages durch einen verwegenen Handstreich Frankreich in seinen Schnappsack steckte, den jedoch in jedem Augenblicke der neunzehn Jahre seiner erstohlenen Herrlichkeit, als er Rußland und als er Oesterreich besiegte, als er der Königin von England die Hand küßte und als die Kaiser und Könige Europas an seiner Tafel Salz und Brod aßen, nach Recht und Gesetz ein Gerichtsdiener in Begleitung einer Patrouille hätte aufheben und zum Galgen führen können. Das war die Moralität und die politische Nützlichkeit des Buches. Allein unglücklicherweise zeigt dasselbe außer den verbrecherischen Ursprüngen des Kaiserreichs auch noch etwas Anderes: die verblüffende Leichtigkeit, mit welcher ein Staatsstreich ausgeführt werden kann. Wenn man bei der letzten Seite des Buches angelangt ist, fragt man sich unwillkürlich: Also eine so einfache, so kinderleichte Sache ist es, einer großen Nation Alles zu stehlen, was ihr theuer ist? Es genügt also, einem Obersten ein Päckchen Bankbillets zu geben und einem andern die Generalsepauletten zu versprechen, damit sie ihre Regimenter gegen das Volk führen? Es genügt also, 48 Polizeikommissären und 500 Stadtsoldaten zu sagen: „Geht hin und verhaftet Unschuldige, schleppt Volksvertreter ins Zellengefängniß, schlagt Spaziergänger todt" — damit sie wirklich hingehen und so thun? Die Richter, die Bischöfe, die Präfekten warten also nur auf einen Wink, um dem Verbrechen Treue zu schwören, für dasselbe Tedeums zu singen und ihm die Departements zu Füßen zu legen? Wenn das wirklich ein solches Kinderspiel ist, so wäre es ja eine Sünde, es nicht bei nächster Gelegenheit zu wiederholen!

Die Lage im Oktober 1877 hatte eine verhängnißvolle Aehnlichkeit mit der im Dezember 1851 und wenn die Männer des 16. Mai schwankten, diese Lage so zu beenden, wie Napoleon sie beendet hatte, so konnte ihnen Victor Hugos Darstellung die Lust dazu erwecken. Die Sache lag sogar 1877 noch einfacher als 1851. Die Männer, die damals den Staatsstreich machten, mußten fürchten, daß ihrer im Fall eines Mißerfolges das Bagno harre, allein sie wußten nicht, ob sie im Falle des Gelingens ihren Lohn erhalten würden. Die Männer, die 1877 den Staatsstreich machen wollten, wußten dagegen, daß ihnen im Falle des Gelingens wieder wie während der neunzehn Jahre des Empire die Taschen des französischen Volkes offen stehen würden, während sie im Falle des Mißlingens als einzige Strafe höchstens den Verlust ihres Amtes riskirten. Denn das ist nun einmal so: wenn das Volk zur Vertheidigung seiner Rechte die Waffen ergreift und besiegt wird, so brüllen alle Wolgesinnten: „Brennt! Mordet! Schießt! Keult! Keine Gnade für die Canaille! Missethäter müssen durch Strenge geschreckt werden!“ Wenn aber das Volk siegt und die Verbrecher festhält, die ihm seine verbriefte Freiheit rauben wollten, dann säuseln dieselben Wolgesinnten: „Mäßigung! Mäßigung! Man darf die besiegte Partei nicht erbittern! Man muß sie durch Milde versöhnen.“ So kommt es, daß für die Revolution die Niederlage Tod und Deportation bedeutet, für den Staatsstreich dagegen die Niederlage nur die Bedeutung hat, daß die Minister und Präfekten sich neue Visitenkarten stechen und auf dieselben „Ex-Minister“ und „Ex-Präfekt“ schreiben lassen

müssen. Als der Staatsstreich am 2. Dezember siegte, füsilirte und deportirte er; als die geschichtliche Gerechtigkeit am 4. September 1870 siegte, pensionirte sie. Maupas und Rouher blieben auch unter der Republik Kandidaten für die Abgeordnetenkammer, Baudin aber ist todt und daß Victor Hugo den Staatsstreich überlebt hat, ist nicht das Verdienst der Dezembermänner.

Alle diese Wahrheiten stellt die „Geschichte eines Verbrechens" ins hellste Licht und weit entfernt, von der Wiederholung eines Staatsstreichsversuchs abzuschrecken, scheint das Buch, wie die Ereignisse lehrten, die Männer des 16. Mai zu einem solchen geradezu ermuthigt zu haben. Glücklicherweise war die Nation im Jahre 1877 nicht müde, apathisch und enttäuscht wie im Jahre 1851 und Dank dem patriotischen Zorne, den Victor Hugo in jedem der zwei Millionen Leser seines Werkes zu entzünden verstanden hatte, verfolgte ganz Frankreich jeden verdächtigen Schritt seiner damaligen Regierung mit so heftig erregtem Mißtrauen, mit so drohend blitzenden Augen und geballten Fäusten, daß es schließlich bei den ersten Anfängen einer Ausführung des geplanten neuen Verbrechens blieb. Und dieses Ergebniß kann immerhin als eine Wirkung des rechtzeitigen Erscheinens der „Geschichte eines Verbrechens" hingestellt werden.

Nur kurze Zeit ruhte der Dichter auf seinen Lorbern und schon in den letzten Apriltagen 1878, knapp vor der Eröffnung der Weltausstellung, bescherte er uns wieder ein neues Werk, die Dichtung „Der Papst". Es ist ein Drama, jedoch von jener Verschwommenheit und Uneingeschränktheit der Um-

riſſe, die wir im zweiten Theile des Fauſt oder in Byrons Manfred beobachten. Stimmen aus dem Himmel und der Hölle, Betrachtungen des Dichters, Zwiegeſpräche mit der Unendlichkeit und der Finſterniß durchbrechen jeden Augenblick den Rahmen, der die loſen Einzelſzenen zu einem einheitlichen Ganzen zuſammenfaßt. Der Anfang des Gedichtes iſt in der bizarrſten Manier Victor Hugos gehalten. Er lautet wörtlich: „Erſte Szene. Schlaf. Der Vatikan. Das Zimmer des Papſtes. Die Nacht. Der Papſt, in ſeinem Bette. „„Ach. Ich entſchlummere. Endlich!““ Er entſchlummert.“ Die Worte des Papſtes bilden einen halben Alexandriner. Dieſer Halbvers iſt die ganze erſte Szene und zugleich die ganze Expoſition des Gedichtes. Am Schluſſe desſelben finden wir die zweite Hälfte des Alexandriners und zwiſchen den beiden Hemiſtichen iſt eine ganze Welt von phantaſtiſchen Traumſzenen eingeſchaltet. Kaum hat der Papſt die Augen geſchloſſen, ſo hebt eine Stimme aus dem geſtirnten Himmel an: „O Lebende, Männer, Frauen, ſchlaft. Komm zur Ruhe, ſchwarzes Gewimmel der Seelen. Vergeſſenheit! Waffenruhe! O Böſewichte, haltet euch ſtill. Genug! Die Stunde des Friedens, nach der die Erde verlangt, iſt gekommen .... Menſch, du weißt Alles, wenn du weißt, daß du gerecht ſein mußt“ u. ſ. w. Dieſer myſtiſche, nicht immer leicht faßbare Aufruf leitet eine Reihe verſtändlicherer Szenen ein. Die Könige der Erde erſcheinen im Zimmer des Papſtes und es entſpinnt ſich zwiſchen ihnen und ihm folgende Wechſelrede: „Könige: Sei gegrüßt, Papſt, wir ſind die Allmächtigen, die Könige, die Herren! Papſt: Seid gegrüßt, Menſchen.

Könige: Wir sind Könige, Priester! Papst: Und Gott? Könige: Du weißt, daß es auf Erden Höhen gibt. Papst: Von der Höhe Gottes aus sehe ich nur eine Ebene. Könige: Wir sind groß, siegreich, stark. Papst: Alles ist menschlicher Schatten. Könige: Wir sind die Auserlesenen! Papst: Alle Menschen sind gleich ... Könige: Bist du nicht selbst König? Papst: Ich? Regieren? Nein. König: Was thust du sonst? Papst: Ich liebe."

Diese Szene gibt den Ton für die Stimmung des ganzen Gedichtes. Auf jeder Seite tritt uns immer wieder die weltumfassende mystische Liebe entgegen. Der Papst tritt in der nächsten Szene an die Schwelle des Vatikans und ruft urbi et orbi zu: „Hört, o Lebende, von so viel Schatten bedeckt, welche so lang ein knechtischer Betrug irreführte! Das Szepter ist eitel, der Thron ist schwarz, der Purpur ist schmachvoll. Es gibt nur einen Purpur unter dem großen, undurchdringlichen und milden Himmel: das ist die Liebe ..." Dann legt der Hoheprieſter seine Schätze ab, kleidet sich in ein härenes Gewand, besucht die Hütten der Elenden, die er beschenkt, tröstet die Leidenden, umarmt die Sünder, donnert gegen Erzbischöfe, die all ihre Reichthümer an den Bau einer prächtigen Kathedrale verschwenden, während um sie Arme hungern und frieren, mahnt feindliche Armeen, einander zu lieben, versöhnt Parteien, die einander im Bürgerkriege gegenüberstehen, entreißt einen Verbrecher dem Schaffot, weil ein Menschenleben, selbst das eines Mörders, heilig sei, zieht zuletzt in Jerusalem ein und schließt seine Osterrede an das versammelte Volk mit den Worten: „Völker, liebet euch. Friede über Alle." Auf

diese höchste Steigerung des Gedichtes folgt das jähe Ende, das ich in der lapidarischen Kürze des Originals anführe: „Zweite Szene. Erwachen. Der Papst, erwachend: Welch schrecklichen Traum ich soeben geträumt habe!" Diese zugespitzte Gegenüberstellung der idealen Reden und Handlungen eines echt evangelischen Papstes und des unerwarteten Ausrufes, daß ein solcher Traum, der jedem Leser ein beneidenswerther scheinen mußte, im Gegentheil ein schrecklicher sei, diese Gegenüberstellung, die vollständig in einem einzigen Halbvers enthalten ist, macht aus dem Gedicht eine der mächtigsten Satiren, die je gegen das Papstthum geschrieben worden sind.

Die zwei folgenden Dichtungen, die Victor Hugo nach dem „Papst" veröffentlichte, umschreiben denselben Grundgedanken: die allgemeine Liebe. Die eine, „Das höchste Erbarmen" (la pitié suprême), predigt Verzeihung und Mitleid für die Peiniger der Menschheit, für die Könige, für die Verbrecher, für die Räuber und Meineidigen. Es ist das „Liebet eure Feinde" des Heilands bis auf die äußerste Spitze getrieben. Die andere Dichtung, „Religion und Religionen", analysirt und verspottet die Dogmen, ironisirt die Priester, weist die positiven Glaubensformen zurück und sublimirt aus allen Religionsbekenntnissen der Menschheit ein einziges stetiges Element: das Dasein eines allgütigen Wesens, dessen einzige Eigenschaft die Liebe ist. Es ist also ein Deismus, der durch das Stadium des Christenthums hindurchgegangen ist und davon gefärbt wurde. Diese drei Werke, „Der Papst", „Das höchste Erbarmen" und „Religion und Religionen", fassen die letzte Weltanschauung Victor Hugos vollständig zusammen. Die-

selbe ist evangelischer als das Evangelium und christlicher als Christus; sie ist eigenthümlich weichmüthig-geheimnißvoll und süßlich-priesterhaft; sie hat etwas vom christlichen Sozialismus und etwas von der stillfriedlichen All-Liebe der brahminischen Philosophie an sich. Man spürt aber dennoch, daß sie nur eine schöne ideale Selbsttäuschung sei, in welche Victor Hugo sich vor den Erscheinungen der wirklichen Welt flüchtet.

Wir haben die letzte Umwandlung des Dichters kennen gelernt, die in die Zeit der dritten Republik fällt; wir haben gesehen, welche Widersprüche die Seele des alternden Genies zerreißen; wie Victor Hugo nun den Kosmopolitismus und dann wieder die Revanche predigt; wie er jetzt die Wissenschaft und jetzt den Gottglauben rühmt; wie er einmal mit den glühendsten Worten des Hasses die Urheber des Staatsstreichs brandmarkt und ein andermal für die Tyrannen Erbarmen und Verzeihung fordert und wie er zuletzt in einer mystischen Liebe die Lösung und Versöhnung dieser innern Gegensätze sucht. Es erübrigt nur noch ein Wort über die allgemeine Bedeutung Victor Hugos für das Geistesleben Frankreichs im neunzehnten Jahrhundert.

Victor Hugo ist in sehr großem Maße ein nationaler und in sehr kleinem ein menschlicher Dichter. Er wird einen gewaltigen Platz in der französischen, einen mit den Jahren immer schmäler werdenden in der Welt-Literatur einnehmen. Sein Einfluß auf die Zeitgenossen war größer als der Shakespeares und Goethes, aber diese beiden Namen sind auf die Erinnerungstafeln der Menschheit mit einer Farbe geschrieben, die kräftiger wird, indem sie altert, während der Name Victor

Hugos schon jetzt, wenige Jahre nach seinem Tode, tief verblaßt ist und alles Geklapper der Hohenprieſter seines Kults, die ihn überlebt haben und im „Rappel" weiter für ihren Halbgott oder Gott Meſſen leſen, für die immer noch erſcheinenden posthumen Werke des faſt Verſchollenen keine Theilnahme mehr erwecken kann. Warum? Weil seine Zeit und seine Umgebung wichtige Elemente seiner Größe waren. Victor Hugo war ein Kämpfer, ein Revolutionär; er war eine der Verkörperungen des Fortſchrittsgedankens in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts. Frankreich bedarf ſolcher Neuerer, wenn es nicht verflachen ſoll. Es iſt eine ſchöne Eigenthümlichkeit des franzöſiſchen Geiſtes, daß er nüchtern und proſaiſch iſt; das franzöſiſche Auge ſieht ſcharfe, klare Umriſſe und durchdringt Verſchwommenheiten; der franzöſiſche Gedanke iſt einfach, geradlinig, beſtimmt, ich möchte ſagen geometriſch; das franzöſiſche Wort nennt die Dinge beim einfachſten Namen und vermeidet ängſtlich die Uebertreibung, das Bild, mit einem Worte die poetiſche Umſchreibung. Dieſe großen Vorzüge werden jedoch auch zu einem Fehler; ſie führen leicht zu einer abſoluten Herrſchaft der Proſa und des hausbackenen Menſchenverſtandes, kurz geſagt zum reſpektablen Spießbürgerthum. Daher finden wir in der franzöſiſchen Literatur die ſtete Neigung, in den Klaſſizismus mit ſeiner vernünftigen Regelmäßigkeit, ſeiner klugen Routine, ſeiner bedächtigen Flachheit zurückzufallen; ſie würde unleidlich philiſtrös und ſchablonenhaft werden (wie ſie es zur Zeit des erſten Kaiſerreichs und der Reſtauration geworden iſt), wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Ausnahms-Genius käme, die alten

Formen zerbräche, einen entschlossenen Aufflug nähme und die Nation aus den bequem gleichgemachten Flachthälern ihres Geisteslebens in höhere Regionen der Poesie mit sich emporrisse. Fast in jedem Jahrhundert der französischen Literaturgeschichte finden wir einen solchen Neuerer, dessen Extravaganz und Romantik die gewohnheitsmäßige Prosa des französischen Geistes auf eine Weile unterbricht. Das fünfzehnte Jahrhundert hat seinen Villon, die Renaissance ihren Rabelais, das neunzehnte Jahrhundert endlich hat seinen Victor Hugo. Sein erstes Auftreten war eine Auflehnung gegen den Klassizismus, das heißt gegen das Philisterthum, gegen die Routine, gegen die Pedanterie, gegen die Autoritätenherrschaft. Die Romantik, deren erster und größter Name er ist, sündigt durch überspannten Idealismus, durch kraftgeniale Leidenschaftlichkeit, durch Sturm und Drang, aber alle diese Ueberschwenglichkeit war nöthig, um den radikalen Gegensatz zur korrekten Gemessenheit des Klassizismus genügend scharf zu markiren. So werden alle die Eigenschaften, welche eine blos von ästhetischen Gesichtspunkten ausgehende Kritik die großen Fehler Victor Hugos nennen muß, in den Augen des sittengeschichtlichen Kritikers zu nothwendigen Mitteln seines Erfolges, freilich zu Mitteln, die werthlos und unberechtigt werden, so wie der Erfolg errungen ist.

Victor Hugo hat niemals wirkliches Leben schildern wollen oder können, sondern nur Vorgänge und Personen eines blauen Wunderlandes, welches allein in seiner Einbildung existirte; er hat keine einzige menschliche Gestalt geschaffen, die den Eindruck der Wahrheit oder auch nur Möglichkeit

macht, sondern Monstra, Ungethüme der Tugend und des Lasters, der Liebe und des Hasses. In der Wahrheit und Wirklichkeit liegt also nicht die Größe dieses Dichters und da nur das Wahre und Wirkliche zu allen Zeiten und an allen Orten verständlich ist, so fehlen seinen Schöpfungen die Bedingungen der zeitlichen und räumlichen Dauer. Allein etwas Anderes, was fast ebenso groß ist wie die Wahrheit und Wirklichkeit, bildet ein Attribut nahezu jeder Zeile, die Victor Hugo in Vers oder Prosa geschrieben hat, und das ist die Stimmung. Hierin finde ich die ungeheure Bedeutung Victor Hugos. Jedes seiner Worte erfaßt uns und entreißt uns der prosaischen Alltagsgemächlichkeit, um uns in eine erhöhte, poetische, rauschähnlich-phantastische Stimmung hinüberzuzaubern. Naturbeobachtung und treue Menschenschilderung brauchte die französische Literatur nicht; diese besaß sie von jeher, diese waren von jeher ihre Stärke. Allein was ihr fehlte, das war eben poetische Stimmung. Sie war nüchtern, trocken, spießbürgerlich. Victor Hugo kam und erfüllte sie mit Extravaganz, mit Romantik, mit einer manchmal bis zur Tollheit gesteigerten Sturmnachtstimmung. Das ist sein großes Verdienst um die Literatur und das Geistesleben seines Volkes und dieses Verdienst sichert ihm einen fast noch größern Platz in der Kultur- als in der Literaturgeschichte Frankreichs.

Zola und der Naturalismus.

Jeder Geſchichtsabſchnitt eines Volks bringt ein eigenes Schriftthum hervor, deſſen Beſonderheiten ſich meiſt in einer typiſchen Perſönlichkeit verkörpern. In dieſem Sinne ſind Corneille, Voltaire, Victor Hugo für beſtimmte Zeitabſchnitte kennzeichnend. Die literariſche Erſcheinung nun, welche die dritte Republik begleitet und vielleicht von ihr herbeigeführt wurde, iſt der Naturalismus und die Verkörperung dieſer Richtung iſt Emil Zola.

Dieſer Schriftſteller, einer der größten, die das Jahrhundert hervorgebracht hat, iſt ein Produkt der republikaniſchen Ideen, auf deren Untergrund allein ſeine gewaltige dichteriſche Schöpfung aufgebaut werden konnte. Ich verſuche, meinen Gedanken noch deutlicher auszudrücken. Dieſelbe Ideenſtrömung, die im politiſchen Leben Frankreichs zum Republikanismus, im geſellſchaftlichen zur Demokratie führte, veranlaßte in der Literatur und Kunſt den Naturalismus und nahm ſpeziell in Zolas Hirn die Form des Romanzyklus „Les Rougon-Macquart“ an.

Der Naturalismus, Zola und ſein Romanzyklus müſſen

von zwei verschiedenen Seiten betrachtet werden, von der politisch-sittengeschichtlichen und von der ästhetischen. In politischer Hinsicht sind „Die Rougon-Macquart" eine nachträgliche Anklage und Verurtheilung des Kaiserreichs, ebenso großartig wie die „Châtiments" und „Die Geschichte eines Verbrechens" von Victor Hugo, aber noch wirkungsvoller, weil sie den Abscheu gegen das Empire durch die sichersten Zugänge, durch die der poetischen Rührung und Erschütterung, in das innerste des Herzens und Geistes der Leser einzuführen verstehen. Zola hat sich zum poetischen Erläuterer des Geschichtsschreibers gemacht. Dieser zeigt die äußeren großen Umrisse der Ereignisse: den Staatsstreich, das persönliche Regiment Napoleons, die freiheittödtenden Gesetze des Kaiserreichs, die Entwickelung der staatlichen Einrichtungen unter demselben; Zola legt die Farbe in diese Umrisse; er weist die menschliche Seite der Geschichtsvorfälle nach; er zeigt, wie sie auf Einzelgeschicke zurückgewirkt haben, wie sie durch dunkle Einzelgeschicke herbeigeführt worden sind. Seine Thätigkeit ist mit der des Mikroskopikers zu vergleichen. Der Arzt tritt zu einem Kranken und konstatirt dessen schweres Leiden, dessen verfallenes übles Aussehen. Der Mikroskopiker legt aber das Blut und die Säfte des Patienten unter sein Glas und nun sieht das Auge mit Schaudern das grause Gewimmel winziger Organismen, deren vergiftende Lebensthätigkeit das Leiden und den Tod des angegriffenen Menschenleibes verschuldet. Der Historiker macht die makroskopische Diagnose des Kaiserreichs: er sagt, die Nation sei während desselben krank und verfallen gewesen: Zola fügt die mikroskopische

Diagnoſe hinzu; er macht mit poetiſcher Vergrößerung oder vielmehr Verdeutlichung die zerſtörenden Mikroben ſichtbar, die das Blut der Nation vergifteten und ſie ohne die heilende Kriſe des Krieges und der Revolution getödtet hätten.

Die „Rougon-Macquart“ ſind ein literariſches Denkmal von gewaltiger Großartigkeit; nicht blos in ihrer Konzeption, ſondern auch in ihrem äußern Umfange. Sie ſollen zwanzig Einzelromane umfaſſen, von denen bisher ſechzehn erſchienen ſind. Alle zwanzig hängen inſofern zuſammen, als ſie die Schickſale von Mitgliedern derſelben Familiengruppe darſtellen, welche wir durch vier und zum Theil durch fünf Geſchlechter verfolgen. Im erſten Roman „La Fortune des Rougon“, erzählt uns der Dichter die frühen Geſchicke der Familien Rougon und Macquart, die ſich vielfach mit einander verſchwägern und deren geborene und angeheiratete Sproſſen den ganzen Romanzyklus bevölkern. Die Stammmutter der Familie Rougon, eine geborene Fouque, war ſchwachſinnig und epileptiſch und hat chroniſche Geiſteskrankheit in ihre Sippe gebracht, von der kein einziges Mitglied völlig geſunde Nerven, einen völlig normalen und harmoniſchen Charakter hat. Vielleicht ſind ſie darum ſammt und ſonders hinterliſtig, gewaltthätig, neidiſch, ehrgeizig, geil, bereit zu jeder offenen und geheimen Schandthat, die ſie fördern oder ihre ſchmutzigen Leidenſchaften befriedigen kann, mit einem Worte verſchiedenartig individualiſirte Verkörperungen eines monſtrös übertriebenen, ruchloſen Egoismus. „La Conquête de Plassans“ zeigt, wie der Staatsſtreich von dieſer Sippe in der von ihr beherrſchten Stadt Plaſſans in der Provence

aufgenommen und für die eigenen Zwecke ausgenützt wurde; wie die Rougons und Macquarts die Republikaner terrorisirten, sich der politischen Leitung des Ortes bemächtigten und die gute Stadt Plassans mit heroischen Geberden dem neuen Regiment zu Füßen legten, ohne daß sie in den Momenten der Gefahr ihre Haut auch nur im Geringsten gefährdet hätten, und wie sie für die vorgeschützten Dienste im Interesse des Staatsstreiches ihren hohen Lohn forderten. „La Curée“ führt uns nach Paris; wir sind Zeugen der ungeheuern Umgestaltungen, die Paris unter dem Haußmann'schen Régime erfuhr, und blicken hinter die Coulissen dieser großartigen Arbeiten. Wir sehen, wie unerhört bei den Expropriationen geraubt und geplündert wurde, wie der offiziell organisirte Massendiebstahl einzelne Anhänger des Kaiserreichs und ihre sämmtlichen Schützlinge zu Millionären machte, wie diese Emporkömmlinge schwindelten, schwelgten, sich mit aller Schmach und allen Verbrechen bedeckten, wir sehen mit einem Worte, um den Preis welcher grauenhaften Korruption der Glanz des heutigen Paris erkauft wurde. „Son Excellence Eugène Rougon“ entrollt das Bild der Verderbniß in den höchsten Kreisen der Regierung; der Dichter findet hier Gelegenheit, die prächtigen Momente des Hoflebens in den Tuilerien und in St. Cloud zu schildern und zugleich den monumental aussehenden Würdenträgern des Kaiserreichs die goldgestickten, ordenbedeckten Uniformen auszuziehen, um unter denselben die durch und durch verfaulten Leiber unskrupulöser Glücksjäger in ihrer ganzen abschreckenden Nacktheit zu zeigen. „Le Ventre de Paris“ ist das Gemälde der

kleinen bürgerlichen Gesellschaft von Paris während des Kaiserreichs; jeder Ladenbesitzer, jeder Hausbesorger steht im Solde der Polizei, deren geheime Agenten die ganze Bevölkerung durchsetzen und in jeden Familienkreis dringen; man erfindet Komplote, opfert Betrogene, die dumm genug waren, den Spitzeln ins Netz zu laufen, und gibt jede derartige, von der Polizei zuerst gemachte und dann mit großem Aufgebot von Kraft und Strenge unterdrückte Verschwörung als neue Rettung der Gesellschaft vor den Schrecken der radikalen Revolution aus. „La faute de l'Abbé Mouret" malt die klerikalen Umtriebe, die sich in Frankreich unter dem Empire breit machten; die Regierung ließ die schwarze Horde gewähren, unterstützte sie wol auch in ihren Unternehmungen, lieferte ihr die Gewissen und den Geldbeutel, die Schule und die Kirche der Nation aus und wurde zum Dank dafür von den allgewaltig gewordenen Pfaffen begönnert. „L'Assommoir" stellt die Verwüstungen dar, welche der in den drei letzten Jahrzehnten immer drohender um sich fressende Krebsschaden des Alkoholismus in der Arbeiterbevölkerung angerichtet hat; wir sehen, wie das Gift des Absinths und Schnapses die unteren Klassen der Gesellschaft entsittlicht, die Charaktere anätzt, das Familienleben auflöst, aus den einzelnen Arbeitern gewissenlose, faullenzende, zu jeder Schandthat fertige, geistig und sittlich verthierte Scheusäler macht, aus deren unheimlicher Masse ein entsetzlicher Geruch von Fusel und Eiter aufsteigt. „Nana" ist das Gegenstück dieses Bildes; der vorige Roman malte die Arbeiterklasse, dieser malt die sogenannte gute Gesellschaft; das Gift der Proletarier ist der

Schnaps, das Gift der Vornehmen ist die Cocotte, dieses Fäulnißprodukt der Zersetzung der unteren Volksschichten; wie der Fusel die Armen auffrißt, so frißt die feile Dirne die Reichen auf; das vornehme Opfer der Prostitution und das niedrige des Alkohols werden einander ganz ähnlich: sie sind beide Haufen verwesenden Fleisches, ohne Willen, ohne Verstand, baar jeder Menschenähnlichkeit, die Luft und den Boden um sich her verpestend, nicht einmal gut genug, um mit einer Schaufel auf den Dünger geworfen zu werden.

Zwischen die beiden grauenhaften Gemälde, welche der „Assommoir" und „Nana" enthalten, schob Zola ein lyrisches Intermezzo ein, „Une page d'amour", einen Band, der einigermaßen aus der Serie heraustritt und nur durch die Wurzeln des Familienstammbaums mit den übrigen Nummern der „Rougon-Macquart" zusammenhängt.

In „Pot-Bouille" steht das Bürgerthum auf dem Pranger, die sogenannte anständige Gesellschaft, welche äußerlich alle Vorschriften des Herkommens und alle staatlichen Gesetze ziemlich genau beobachtet, im Geheimen aber jede Schurkerei und jede Niedertracht ohne die leiseste Gewissensregung begeht und sich in Schlamm und Verwesung mit greulichem Behagen wälzt. Von einem vornehm aussehenden Miethhause wird, ein wenig nach dem Vorgange des Gil Blas, die Vorderwand weggehoben und wir sehen, wie Unzucht und Lotterei vom obersten bis zum untersten Stockwerk herrscht, sich über alle Vorder- und Hintertreppen ergießt, in die Dachstube des Dienstmädchens und in das Boudoir der Hausbesitzerin im ersten Stocke dringt und alle Bewohner in der scheußlichen Vermischung

einer Bacchanalie betrunkener Satyre und geiler, waldschweifender Buhldirnen durcheinander flicht. „Au honheur des Dames“ entrollt das Gemälde der großen Pariser Magazine, welche den alten, rechtschaffenen Kleinhandel allmälig wie mit den Fangarmen und Saugnäpfen eines entsetzlichen Polypen umfassen und ersticken und durch ihre beständige Ausstellung lockender Waarenmassen, durch ihre alle Zeitungen, Theatervorhänge, Häusergiebel bedeckenden Reklamen, durch die schlaue Darreichung kleiner Geschenke die Begehrlichkeit der Frauen ins Ungeheuerliche steigern und ihre natürliche Hysterie bleichsüchtiger Großstädterinen bis zur Tollheit und zum Stehlwahnsinn großziehen.

„La joie de vivre“ ist wieder ein Zwischenspiel wie „Une page d'amour“. Das Zeugen, Gebären und Vergehen, der Haß und die Liebe, die Hoffnung und die Verzweiflung, das Leben und der Tod sind der Inhalt dieser seltsamen Idylle, welche an kleinen Einzelmenschen das Walten des großen Naturgesetzes vom ewigen Erblühen des Lebens aus dem Tode zeigen will.

In „L'Oeuvre“ erinnert sich Zola zum letztenmal seiner ursprünglichen Absicht, die dem „Rougon-Macquart“-Zyklus zu Grunde liegen sollte, und wir werden die Zeugen des Lebens eines Abkömmlings der von einem physiologischen Fluche beladenen Familie, eines Malers, in welchem höchstes Wollen mit unzulänglichem Können ringt und der schließlich an der Erkenntniß seiner Ohnmacht erschütternd zu Grunde geht. Der Maler des Romans „L'Oeuvre“ ist das einzige Beispiel eines Mitglieds der Familie, in welchem das Nerven-

Erbübel die Form des Talentes annimmt, ſtatt, wie bei allen ſeinen übrigen Verwandten, in der Form des Wahn- und Blödſinns, der Wolluſt und Grauſamkeit, der rückſichtsloſen Selbſtſucht und des Verbrechens, der Schwäche und des Alkoholismus aufzutreten. „Germinal“ malt das großartige Bild der Arbeiterbewegung. Dieſes bisher gewaltigſte Werk der Reihe zeigt an dem Beiſpiel eines Kohlenbergwerkes den Kampf des Menſchen gegen die ſtiefmütterliche Natur, welcher im Erdenſchoße die eiferſüchtig gehüteten Kohlenſchätze geraubt werden ſollen, aber zugleich den feindlichen Gegenſatz zwiſchen der Noth und ahnenden Genußgier des Proletariers und der Härte des Kapitals, das dem Tagelöhner gegenüber mit der Macht und Unerbittlichkeit einer Elementarkraft auftritt. „La Terre“ macht dem Bauernſtande den Prozeß und ſchildert den Landmann als ein Unthier in vager Menſchengeſtalt, als eine Zuſammenfaſſung aller Laſter und teufliſchen Triebe, als ebenſo verkommen wie das ſtädtiſche Bürgerthum, nur roher in der Form und rückſichtsloſer in ſeiner viehiſchen Gewaltthätigkeit. „La bête humaine“ endlich iſt die Darſtellung einer jener großen Eiſenbahn-Verwaltungen, die in Frankreich einen Staat im Staate bilden und ihre beſonderen Korruptions-Formen haben.

So weit iſt das gewaltig angelegte Werk bisher gediehen; es hat vier Fünftel ſeiner geplanten Ausdehnung erreicht und die drei oder vier Bände, die uns noch verſprochen ſind, können kaum mehr Ueberraſchungen oder Enttäuſchungen bringen; die ſechzehn Bände, die vorliegen, geſtatten demnach

ein vollgewichtiges Urtheil über den Dichter, seine Methode und seine Schöpfung.

Die politische und kulturhistorische Seite dieser Romane habe ich bereits kurz beleuchtet. Sie zeigen mit entsetzlicher Deutlichkeit die Fäulniß, die während des Kaiserreichs alle Schichten der französischen Nation befallen hatte. Sie gestatten außerdem an zahlreichen Stellen Einblicke in das intimere Leben einzelner Klassen und Individuen, die kein anderes zeitgenössisches Dokument dem künftigen Geschichtsschreiber unserer Zeit gewähren wird. Es ist unmöglich, die „Rougon-Macquart" zu Ende zu lesen, ohne einen Fluch gegen das Empire auf den Lippen zu haben und ein überzeugter Demokrat und Republikaner zu werden. Das ist der Dienst, den Zola der Republik erwiesen hat. Aber es ist auch unmöglich, ans Ende dieser Romane zu gelangen, ohne einen tiefen Ekel vor allen Gemeinheiten und allen Lastern und eine leidenschaftliche, aufgeregte Sehnsucht nach reiner Luft und anständigen Menschen zu empfinden. Das ist der Dienst, den Zola den guten Sitten erwiesen hat. Vielfach macht man aus dieser Schlußempfindung, die seine Romane hinterlassen, dem Dichter einen Vorwurf. Ich halte sie für das größte Lob, das man seiner Absicht und seiner Kunst spenden kann.

Dies die politische und kulturhistorische Bedeutung des Zyklus. Ihre poetische ist größer, ist sehr groß. Es gibt wenige Schilderer von der Kraft und Gewalt Zolas. Seine Palette enthält die glühendsten Farben, seine Plastik ist unübertrefflich. Die Idee der leblosen Dinge ist ihre Form, die Poesie der leblosen Dinge ist die Stimmung, die ihre

Gesammtheit im Beschauer hervorbringt. Zola erfaßt mit wunderbarer Sicherheit die Form, das heißt die sinnliche Erscheinung der Dinge, die er mit einer erstaunlichen Wahrheit wiederzugeben weiß, und in die Stimmung, das heißt in die Metaphysik der leblosen Dinge, ist überhaupt noch kein Poet so tief und geheimnißvoll eingedrungen wie er. Diese Eigenschaften des Dichters bewirken, daß die mit Worten gemalten Bilder in seinen Romanen einen unauslöschlichen Eindruck auf den Geist des Lesers hervorrufen. Ob er nun den verlassenen, blumenüberwucherten Friedhof in Plassans oder die Heimfahrt aus dem Bois de Boulogne; die Pariser Hallen oder ein Cabinet particulier der Maison dorée; eine Morgenstunde auf den äußeren Boulevards oder einen Abend im Foyer des Vaudevilletheaters; ein schlagendes Wetter in einer Kohlengrube oder eine Ernte in den Ebenen der Beauce schildert, es sind immer Meisterwerke, die dem wirklichen Leben selbst seine Wärme, seinen Blutumlauf, seine unfaßbaren Halbtöne, seine verworrenen Geräusche, seine wechselnden Anblicke entlehnt haben und darum mit fast unheimlicher Wahrheit wirken. Die leblosen Hintergründe seiner Geschichten, die Couliſſen und Soffiten, sind sogar mit solcher Meisterschaft gemalt, daß man über ihnen manchmal die handelnden Personen auf der Bühne vergißt und diese fast zu einer bedeutungslosen Staffage herabsinken. Das ist nur darum kein zerstörender Fehler, weil er sich zum Glück doch nur ausnahmsweise ereignet. Gewöhnlich sind die Menschen Zolas interessant genug, um unsere Augen von den blendenden Dekorationen, in deren Mitte sie sich bewegen, ab- und auf

ſich zu lenken. Zola iſt eben nicht blos ein großer Schilderer, nicht blos ein wunderbarer Pſycholog der unbelebten Welt, er iſt auch ein Seelenmaler und ein Dichter. Er vermag die höchſten Affekte in ſeinen Leſern zu erregen. Er feſſelt, er rührt, er erſchüttert ſie. Der Mann, der die Geſtalten von Silvère und Miette (in der „Fortune des Rougon-Macquart"), ihre zauberiſch duftige, berauſchend poetiſche Liebe und ihren märchenhaft rührenden tragiſchen Tod; der (in „La Curée") die athemraubend dramatiſche Szene zwiſchen dem Vater Ariſtid, ſeinem Sohne Maxim und ſeiner zweiten Frau Renée, die mit dem Stiefſohn ein blutſchänderiſches Verhältniß hat; der (im „Assommoir") den Tod des kleinen ſchwindſüchtigen, vom verſoffenen Vater bis zum letzten Momente grauſam gepeitſchten Mädchens; der (in „Une page d'amour") die nächtliche Begegnung zwiſchen Helene und ihrem Geliebten zu erſinnen und darzuſtellen gewußt hat, dieſer Mann iſt eine dichteriſche Schöpferkraft allererſten Ranges, dieſer Mann beſitzt jenen nur von den wenigſten Poeten aller Zeiten gehandhabten Zauberſtab, deſſen Berührung die Thränen und das Lachen entfeſſelt, der allen menſchlichen Leidenſchaften gebietet, mit dem der Dichter nach ſeinem Belieben den Leſer aufregen und beruhigen, in tiefe Schwermuth verſenken und zu flammender Begeiſterung emporraffen, mit der wahnſinnigen Liebe Fauſt's zum Schatten Helenens und mit dem aberwitzigen Haſſe Don Quijotes gegen den Verzauberer Dulcineens erfüllen kann.

Nach dieſem aufrichtigen Lobe, das nur derjenige übertrieben finden wird, der die angeführten Romane nicht geleſen

hat, darf ich nun wol auch meine Vorbehalte machen. Zola nennt seinen Zyklus „Naturgeschichte einer Familie unter dem Kaiserreich". Diese Bezeichnung ist nur dann richtig, wenn man den Ton auf „eine" legt. Es ist die Geschichte einer Familie, einer einzigen, und Zola hat Unrecht, dies meist zu vergessen und seine poetischen Gesichte so darzustellen, als wären sie ein Bild allgemeiner Verhältnisse, als wären seine Romane die Naturgeschichte der Nation unter dem Empire. Die Korruption war allgemein, aber nur in den amtlichen Kreisen, in der Verwaltung, in den großen Städten, deren unstäte, gährende Bevölkerung von den Wurzelfäden der Regierungsgewalt dicht durchsetzt waren; außerhalb dieser amtlichen Welt und ihrer nächsten Umgebung lagen die Verhältnisse ganz anders; da fand das herrschende System keinen Widerhall in den Sitten und Anschauungen; da lebte und dachte und handelte man wie unter dem Bürgerkönigthum, das dem Empire voranging, wie unter der Republik, die ihm folgte, blos nach den festen physiologischen Gesetzen des französischen Volkslebens, die von einem vorübergehenden Regierungssystem kaum beeinflußt und gewiß nicht radikal geändert werden. Es ist auch nicht richtig, die ehrgeizigen, gewissenlosen Streber der Rougon-Macquart'schen Sippe als einen weitverbreiteten Typus aufzufassen. In einem Lande, das häufigen Umwälzungen unterworfen ist, erzeugt das Beispiel erstaunlicher Lebensläufe und wunderbaren Emporkommens, diese nothwendige Begleiterscheinung innerer Umstürze, einzelne Geistesverfassungen von derjenigen Rougons, neidische, macht- und geldgierige Streber, die von einem Bürgerkriege Be-

friedigung ihrer schmutzigen Leidenschaften erhoffen. Aber die große Masse der Nation kennt diese Art von Ehrgeiz nicht. Sie hat gar keinen politischen Ehrgeiz. Obskur und mächtig, verrichtet sie alle die Werke, welche die Größe eines Volkes ausmachen, ohne dafür einen andern Lohn zu fordern und zu erhalten als den vagen Abglanz nationaler Glorie, deren zusammengefaßte Strahlen in der Regel auf sich hervordrängende Schreier und Wichtigthuer fallen. Diese dunkle, namenlose Masse liefert die Soldaten, welche die Schlachten gewinnen, deren Ruhm einen General unsterblich macht; sie zahlt die Steuern, deren Ueberschüsse die Renten zum Steigen bringen, an denen einzelne Börsenmänner Millionen verdienen; sie stellt die Arbeiter, welche die Wunderwerke der Industrie hervorbringen, für die der Fabrikbesitzer dekorirt und weltweit berühmt wird. Dieses breite, solide Fundament des Volkes hat, ich wiederhole es, keinen politischen, sondern nur einen sozialen und menschlichen Ehrgeiz: es fordert für sich materielles Wolbefinden und eine möglichst große Summe individuellen Glücks. Für politische Ideale begeistern sich die Millionen des Volkes erst dann aufrichtig und dauernd, wenn ihr schlichter Verstand erkannt hat, daß die Verwirklichung dieser Ideale ihr Dasein behaglicher und angenehmer machen wird. Ein anderes als dieses praktische, auf die eigene Glücksempfindung zurückgeführte Interesse nimmt das Volk niemals an der Politik und darum bleiben Geschicke wie die der Rougon-Macquart, weit entfernt, typisch zu sein, stets nur sehr vereinzelte Ausnahmen im nationalen Leben.

Eine zweite Einwendung, die ich gegen den Romanzyklus

Zolas erhebe, ist die, daß er demselben als Grundidee eine sonderbare Theorie der Vererbung untergelegt hat. Aus einer geistesschwachen Stamm-Mutter gehen mehrere Generationen krankhaft veränderter Individuen mit zerrüttetem Nervenleben hervor, deren sämmtliche Handlungen durch ihr Erbübel bestimmt werden. Dieser körperliche Fatalismus schädigt die poetische Konzeption aller seiner Gestalten. Der Dichter rückt sie aus der Sphäre allgemein menschlicher Wahrheit, in der allein eine poetische Schöpfung sich bewegen sollte, und verbannt sie in eine pathologische Ausnahmshürde, die ganz abseits liegt von den Wegen unserer täglichen Erfahrung. Dabei haben diese dichterischen Spittelstudien nicht einmal das Interesse der Exaktheit, weil sie nicht auf wirklicher Beobachtung beruhen, sondern willkürliche Fiktion Zolas sind. Uebel aller Art, auch Nervenübel, vererben sich; gewiß; aber bei fortgesetzter Blutmischung, wie sie in den Romanen Zolas durch die Ehen mit fremden, physisch gesunden, wenn auch an Charakterfehlern leidenden Personen herbeigeführt wird, hört das Erbübel auf, der Angelpunkt des ganzen Lebens, Charakters und Geschicks der Individuen zu sein, und behält nicht entfernt die Bedeutung, die Zola ihm beimißt.

Allein wenn ich Zola einen falschen, pseudowissenschaftlichen Ausgangspunkt und eine unwahre Verallgemeinerung vereinzelter Erscheinungen im Volksleben vorwerfe, so kann ich mich durchaus nicht dem Protest anschließen, den manche Kritiker gegen die angebliche Unsittlichkeit Zolas erheben. Es kann allenfalls eine Frage des Geschmackes sein, ob er es nöthig hatte, selber im Interesse der Lokalfarbe eine niedrige Pöbel-

ſprache anzuwenden, wenn er Szenen aus dem Leben des Pöbels ſchilderte, und ob es nicht mit dem pöbelhaften Dialog der handelnden Perſonen genug geweſen wäre. Allein ihm daraus einen Vorwurf zu machen, daß er gewiſſe anſtößige Dinge darſtellt, iſt eine unleidliche Tartüfferie. Virgil, der die Bucolica ſchreibt, kann harmlos und unſchuldig bleiben wie ein weißgewaſchenes Lämmlein; Sueton, der das Leben der zwölf Cäſaren erzählt, muß nothwendig für Inſtitutsvorſteherinen anſtößig werden. Zola ſchildert verfaulte Zuſtände und verweſende Menſchen; er muß alſo, wenn er wahr bleiben will, Schwären auf der Haut und Geſchwüre an den Sitten zeigen; das iſt garſtig, aber es iſt nothwendig. Er iſt ein patriotiſcher Arzt, der die Krankheiten ſeiner Nation heilen will; zu dieſem Zwecke muß er die Schäden aufdecken; das können ihm nur die Paraſiten übelnehmen, die von der Fäulniß leben, die ein Intereſſe daran haben, die ſoziale Eiterung zu unterhalten. Um die Schnapspeſt und die Cocottenſeuche in ihrer ganzen Abſcheulichkeit ſichtbar zu machen, um ihre Verwüſtungen dem Geiſte des Leſers recht nahe zu bringen, mußte er ſtarke Mittel anwenden. Und wer die Größe des Uebels kennt und es mit dem franzöſiſchen Volk ehrlich meint, wird nicht eine einzige Nuance von den kräftigen Farben vermiſſen wollen, die Zola für das Gemälde der Nationalkrankheiten auf ſeiner Palette miſcht.

Der Leſer hat bemerkt, daß ich bisher, indem ich es verſuchte, den Werken Zolas gerecht zu werden, dieſelben als Dichtungen wie alle anderen, als Romane wie andere auch, nur als bedeutendere und beſſere Romane behandelt und die

Anmaßung völlig übersehen habe, die sie als eine neue, noch nie dagewesene literarische Gattung, als das Produkt einer ästhetischen Revolution hinzustellen liebt. Ich habe es bisher vermieden, das Wort „Naturalismus" auszusprechen, mit dem seit Jahren so viel Lärm gemacht wird und das immer in Verbindung mit dem Namen Zola auftritt. Der Grund dieser Unterlassung ist einfach der, daß ich nicht weiß, was die guten Leute mit ihrem berühmten „Naturalismus" eigentlich meinen, und daß ich eine ausreichende Erklärung des Wortes vergebens sowol in den bändestarken Lobhymnen der Bewunderer Zolas als auch in den weiß Gott genug schwatzhaften Angriffen seiner leidenschaftlichen Feinde gesucht habe.

Manche Kritiker definiren den Naturalismus als eine Neigung, mit brutalen, cynischen Schilderungen gewagter Situationen die Sinnlichkeit der gemeinen Masse zu reizen und dadurch die Millionen der Leser heranzuziehen. Und in der That, das Treiben der Nachahmer Zolas scheint dieser Definition Recht zu geben. Bonnetain, Vast-Ricouard, Céard, und wie die Apostel des Meisters alle heißen, haben eine abjekte Bordell-Literatur geschaffen, die unter der Flagge Zolas segelt und den Namen dieses großen Schriftstellers schwer kompromittirt. In diesen Büchern wird jeder Schmutz mit dem professionellen Behagen des Kanalräumers aufgewühlt und der ekelhafte Brei der Unzucht mit dem lüstelnden Raffinement der greisenhaften Impotenz um und umgerührt. Aus den Romanen ist dieser Priapismus in die Zeitungen hinabgestiegen und die letzten Jahre haben ein erschreckendes Emporwuchern von Dutzenden schmieriger Schandblätter gesehen, die geradezu

eine Ausgeburt wahnsinniger Satyriase zu sein scheinen. Der gesunde Menschenverstand empört sich gegen diese tolle Orgie, man schreit nach der Polizei, die Gerichte schreiten ein, einige dieser unaussprechlichen Blätter werden zu schweren Strafen verurtheilt, aber die Masse derselben fährt fort, ihren unflätigen Kram auszubieten, und die Wächter der guten Sitte, die angesichts dieser beispiellosen Ausartung in Verzweiflung gerathen, verlieren mit dem kalten Blute die Gerechtigkeit und beschuldigen offen Zola, der Urheber dieser widerwärtigen Bewegung zu sein. Die Beschuldigung ist eine ungerechte. Zola geht schlüpfrigen Situationen nicht aus dem Weg, aber er sucht sie nirgends absichtlich auf. Er malt sie nie mit faunisch grinsendem Wolgefallen, sondern mit der unbeweglichen Ruhe und amtlichen Kühle, mit der ein Gerichtsarzt das Gutachten über einen sittenpolizeilichen Fall verfaßt. Es mag ja sein, daß gerade diese bedenklichen Stellen gewisse Leser angezogen haben, die für die Bedeutung der Werke Zolas im Uebrigen weder Sinn noch Verständniß haben, wie es ja vorkommt, daß vorwitzige Frauen aus schmutziger Neugier verstohlen medizinische Bücher lesen, die gewiß nicht geschrieben wurden, um solchen Kontrebande-Lesern einen Sinneskitzel zu verursachen. Aber in den „Rougon-Macquart" sind ganze Bände, die nicht ein Wort enthalten, welches das empfindlichste Ohr verletzen könnte, und diese unbedenklichen Romane werden doch auch vom „Naturalismus" für sich in Anspruch genommen. Es ist also klar, daß trotz einzelner starker Stellen, die eben von den Tendenzen des Dichters und von seinem Stoff erheischt

wurden, und trotz der Verkommenheit seiner Nachahmer, die blos diese zweideutigen, nicht aber die weitaus zahlreicheren hochmoralischen und poetischen Kapitel gesehen und verstanden haben, der Naturalismus unmöglich mit Obszönität identisch sein kann. Wir stehen somit wieder vor der obigen Frage: Was ist Naturalismus?

Zola selbst, offenbar der berufenste Wortführer seiner eigenen Sache, antwortet auf die Frage mit einem ganzen Phrasenschwalle. Seine Romane, sagt er, seien realistisch; sie seien „menschliche Dokumente“ und „experimentelle Romane“; er habe eine Methode und diese Methode sei eine wissenschaftliche, genauer gesagt eine naturwissenschaftliche. Das sind recht stattliche Worte, die sich vortrefflich präsentiren und einen ganz vornehmen Eindruck machen. Wer nicht recht fest auf seinen Beinen steht, wird sich von ihnen vielleicht einschüchtern lassen und nur mit der Mütze in der Hand vor sie hintreten. Wenn man ihnen aber unerschrocken ins Gesicht leuchtet, so sieht man alsbald, daß sie der reine Galimathias sind.

Statt „Naturalismus“ „Realismus“ zu sagen ist ein kindisches Spiel mit Worten, das uns nicht um Haaresbreite dem Verständnisse näher bringt, denn der eine Ausdruck bedeutet ganz so viel oder so wenig wie der andere. Von jeher haben sich Bierhaus-Aesthetiker damit vergnügt, in der Kunst wie in der Literatur einen Realismus und einen Idealismus zu unterscheiden und die beiden Begriffe als Gegensätze gegeneinander zu halten. Diese Klassifikation ist aber von einer geradezu verblüffenden Oberflächlichkeit und wer tiefer analysirt,

findet nicht den geringsten wesentlichen Unterschied zwischen den Werken, die man realistisch, und jenen, die man idealistisch nennt. Soll man unter Realismus das Bestreben des Künstlers verstehen, die Dinge zu beobachten und wahr wiederzugeben? Dieses Bestreben hat jeder, absolut jeder Schriftsteller. Absichtlich weicht Niemand in seinen Darstellungen von der Wahrheit ab. Und selbst wer es wollte, könnte es gar nicht, weil sich die intimste Konstruktion des menschlichen Geistes dem widersetzen würde. Jede unserer Vorstellungen beruht auf einer Beobachtung, die wir einmal gemacht haben. Die sogenannten „eingeborenen Ideen" sind ein längst überwundener philosophischer Standpunkt und jeder Denker nimmt heute an, daß wir keinen einzigen Gedanken im Kopfe haben, den nicht ein durch unsere Sinne vermittelter äußerer Eindruck angeregt hat. Auch wenn wir frei erfinden, operiren wir nur mit geistigen Elementen, die uns von einer vorangegangenen realen Beobachtung geliefert worden sind; wir können überhaupt nichts erfinden, nur zusammenfügen; das extravaganteste Märchen ist nichts anderes als eine Kombination beobachteter, realer Thatsachen, die nur nicht nach den Gesetzen der Wirklichkeit, sondern nach den übrigens ganz so festen Gesetzen unserer Phantasie geordnet sind. Es ist also dem Menschen schlechterdings unmöglich, aus dem Kreise der beobachteten Thatsachen, in den er gebannt ist, herauszutreten, mit einem Worte, in seinem Denken und folglich auch in seinem geistigen Schaffen anders als realistisch zu sein. Wenn dennoch das eine Werk den Eindruck größerer Wahrheit macht als das andere, so ist dies nicht eine Frage dieser oder jener

äſthetiſchen Richtung, einer realiſtiſchen oder idealiſtiſchen Darſtellungsweiſe, ſondern ausſchließlich eine Frage des größern oder kleinern Talents. Ein genialer Dichter iſt immer wahr, ein mittelmäßiger iſt es nie, der erſtere auch dann, wenn er es vernachläſſigt, in den Details ſeiner Schilderungen ſtets exakt zu ſein, der letztere auch dann nicht, wenn er mit peinlicher Aufmerkſamkeit und mit der Methode des Photographen an den kleinen Aeußerlichkeiten haftet. Shakeſpeare iſt wahr, trotzdem bei ihm Geiſter erſcheinen, Elfen durch die Luft fliegen und Prag am böhmiſchen Ozean liegt; Goethe iſt realiſtiſch, trotzdem Fauſt mit dem Teufel einen Pakt macht und der Hexenſabbath in der Brockennacht an uns vorübertanzt; die Nachahmer und Anempfinder, die kleinen Durchſchnitts-Skribenten ſind unwahr, trotzdem ſie ſich vor jedem Hinüberſchweifen ins Gebiet der Geiſter und Geſichte ängſtlich hüten und brav am platten Boden haften. Es iſt eben ein Attribut des genialen Auges, das charakteriſtiſche Weſen der Dinge zu erfaſſen und feſtzuhalten, während das talentloſe Auge an den Phänomenen blöde herumſchaut, ohne zu ſehen, was eigentlich an ihnen zu ſehen iſt.

Das charakteriſtiſche Weſen der Dinge: darin liegt das ganze Geheimniß der poetiſchen Wirkung. Wer jenes trifft, der macht den Eindruck des Wahren; wer es nicht zu treffen oder plaſtiſch herauszuarbeiten vermag, kann den Leſer nicht überzeugen, in ihm nicht die Empfindung lebendiger Wirklichkeit erregen. Zola iſt wahr, denn er iſt ein echter Dichter; aber er iſt nicht wahrer, als es alle großen Dichter vor ihm geweſen ſind. In dieſem höhern Sinne iſt er realiſtiſch, aber

er hat den Realismus nicht erfunden; der Realismus ist so alt wie die Literatur; Homer war schon realistisch und noch realistischer als Zola; von einer neuen Schule, von einer neuen Richtung zu sprechen, ihr einen neuen Namen zu geben, ist eine thörichte Anmaßung, die sich gegen eine ernste Analyse nicht einen Augenblick lang halten kann.

Oder soll die Besonderheit jenes Realismus, der sich den neuen Namen „Naturalismus" beilegt, etwa darin bestehen, daß er nicht blos das Wesentliche, sondern auch das Zufällige der Dinge wiederzugeben sucht, daß seine Schilderungen nicht das Ergebniß einer subjektiven Analyse, eines rationellen Eklektizismus, sondern eine naive, vollständige Reproduktion des Objekts selbst sind? Zola behauptet es, aber er versündigt sich mit dieser Behauptung gegen eine der grundlegenden Errungenschaften des modernen Denkens. Seit Kant weiß es jeder Schuljunge, daß wir ans „Ding an sich", ans Objekt, gar nicht herankönnen. Es ist uns unnahbar und unfaßbar. Wir nehmen nur das Spiegelbild des Objekts in unserem Geiste wahr. Wir haben stets nur mit unserem eigenen Ich, mit unseren eigenen Sinnen zu thun. Unser Geist ist aber kein achromatischer Spiegel. Er färbt die Bilder, die er zurückwirft, mit seiner eigenen individuellen Farbe. Der Poet, der Dinge schildert, gibt sie nie so wieder, wie sie sind, sondern so, wie er sie sieht und wie muthmaßlich kein anderer Beobachter sie sehen würde. Seine Schilderung ist subjektiv und das Gegentheil von realistisch, wenn unter Realismus Objektivität verstanden sein soll. In diesem Sinne ist Zola nirgends, absolut nirgends Realist. Die Dinge gewinnen

unter seiner Hand ein Leben, eine Bedeutung, die sie in Wirklichkeit nicht haben. Sie bekommen eine Seele, einen Schopenhauer'schen Willen; sie treten in handelnde Beziehungen zu einander und zu den Menschen, die sich zwischen ihnen bewegen; sie werden zu transszendentalen Wesen, die an allen Dramen theilnehmen, deren Zeugen sie sind. Und das soll Realismus sein? Das ist Idealismus, wenn es überhaupt einen solchen gibt. Die Dinge an sich haben keine Stimmung, diese ist eine anthropomorphische Belebung, die die Individualität des Beschauers in die Dinge hineinträgt, und bei Zola athmet jedes Objekt eine gewisse Stimmung, die mit den sich eben abspielenden Vorgängen zusammenklingt. Man könnte ihn also mit vollem Rechte den größten Idealisten unserer Epoche nennen.

Wir haben nun gesehen, daß, wenn Realismus Wahrheit bedeuten soll, alle wirklich begabten Dichter Realisten sind und daß im Gegentheil, wenn man unter Realismus volle Objektivität verstehen will, Niemand ein Realist ist. Aus den vorstehenden Betrachtungen geht ferner hervor, daß es überhaupt willkürlich und oberflächlich ist, von Realismus und Idealismus als von Gegensätzen zu sprechen, da diese Begriffe nicht existiren und alle Unterschiede in der Wirkung von Kunstwerken auf das Talent oder die Talentlosigkeit ihrer Urheber zurückzuführen sind. Wahr ist dagegen, daß manche Zeiten sich nur mit sich selbst beschäftigen, andere dagegen aus sich heraustreten, von sich abgelenkt sein wollen. Jene Zeiten fordern von ihrer Literatur, daß sie zeitlich und räumlich naheliegende Vorwürfe behandle, diese, daß sie ihre

Stoffe in so entlegenen Gegenden und Zeiten wie möglich suche. In Epochen der geistigen Erschlaffung, der Gedrücktheit, der aussichtslosen Stagnation nehmen die Völker ihre Zuflucht zu Büchern, die ihnen ferne, schönere, freiere und erfreulichere Horizonte aufrollen; in Epochen dagegen, wo das Geistesleben erregt ist, wo zahlreiche große Fragen einer Lösung zudrängen, wo die Völker mit fieberhaftem Interesse die sichtbare Umgestaltung der alten Ordnung der Dinge verfolgen, finden nur Schriftsteller Gehör, die an den leidenschaftlichen Redekämpfen des Tages theilnehmen, und die Debatten des Marktes setzen sich ganz allgemein in den Werken der Künstler fort. Wenn man diese beiden Richtungen Idealismus und Realismus nennen will, so habe ich gegen das Wort keine Einwendung. In diesem Sinne gibt es idealistische und realistische Zeitströmungen, idealistische und realistische Literaturepochen und Schriftsteller. Unsere Zeit ist, immer nach der vorstehenden Definition, eine intensiv realistische; sie will sich nur mit sich selbst beschäftigen; sie fordert von Schriftstellern und Künstlern Behandlung der Tagesfragen. Zola kommt diesem Zuge der Zeit entgegen und hängt in seiner Produktion am Heute und an Paris. Darin erschöpft sich sein ganzer Realismus, den er mit nahezu allen zeitgenössischen Schriftstellern theilt. Was der Naturalismus Neues, Nochnichtdagewesenes sein soll, wird immer unfindbarer, je weiter wir in der Analyse fortschreiten.

Doch ja — Zola spricht ja von „menschlichen Dokumenten", vom „Experimentalroman", von „naturwissenschaftlicher Methode". Er gibt sich den Anschein, als wäre er

nicht ein Dichter wie alle seine Vorgänger seit so und so viel tausend Jahren, sondern ein Forscher, der eine neue Wissenschaft begründet hat. Das ist eine Anmaßung, die nur lächeln machen kann. Was will er damit sagen, daß er seine Romane „menschliche Dokumente" nennt? Meint er, daß sie Beiträge zur Kenntniß des menschlichen Lebens und der menschlichen Seele sind? Wenn er das meint, so hat er Recht, aber dann sind auch alle anderen guten Romane und Dramen, die seit Jahrhunderten geschrieben worden sind, „menschliche Dokumente" und es war überflüssig, für die „Rougon-Macquarts" eine besondere Bezeichnung zu erfinden, die zwischen ihnen und all ihren Vorgängern eine Unterscheidung aufstellt, welche keinerlei Berechtigung hat. Meint er aber, daß sie ernste Dokumente sind, aus denen die exakte Forschung positive Thatsachen schöpfen kann, so befindet er sich in einem sonderbaren Irrthum. Die Wissenschaft kann mit der Fiktion nichts anfangen. Sie braucht keine erdichteten Menschen und Handlungen, auch wenn sie noch so wahrscheinlich sind, sondern Menschen, die gelebt, und Handlungen, die stattgefunden haben. Der Roman behandelt die Geschicke einzelner Individuen und Familien, die Wissenschaft braucht Mittheilungen über die Geschicke der Millionen. Polizeiberichte, Steuerlisten, Handelsausweise, Kriminal- und Selbstmordstatistik, Angaben über die Preise der Lebensmittel, die Höhe des Tagelohns, die durchschnittliche Lebensdauer der Menschen, das Verhältniß der Eheschließungen, der ehelichen und unehelichen Geburten, das sind „menschliche Dokumente"; aus diesen erfahren wir, wie ein Volk lebt, ob

es fortschreitet, ob es glücklich oder unglücklich, rein oder verdorben ist; die Kulturgeschichte legt die so amusanten Romane Zolas mit Geringschätzung beiseite und greift zu den langweiligen statistischen Tabellen, wenn sie Thatsachen braucht. Daß er seine Werke als Quellenschrift für den Forscher ausgibt, ist eine unerklärliche Schrulle Zolas.

Und eine noch sonderbarere Schrulle ist sein „Experimentalroman". Daß er dieses Wort erfinden konnte, beweist wol, daß er einen vagen Respekt vor den Naturwissenschaften hat, die das moderne Leben beherrschen und die Grundlage der modernen Weltanschauung bilden, aber es beweist auch, daß er denselben mit der Unwissenheit eines Kindes gegenübersteht. Der Begriff des Romans schließt von vornherein den Begriff des Experiments aus. Dieses hat mit Thatsachen, jenes hat mit Einbildung zu thun. Zola glaubt, ein Experiment gemacht zu haben, wenn er nervenkranke Personen erdichtet, diese in erdichtete Verhältnisse stellt und sie erdichtete Handlungen vollführen läßt. Das ist aber ebensowenig ein nevropathologisches Experiment, wie ein lyrisches Gedicht ein biologisches Experiment ist. Ein naturwissenschaftlicher Versuch ist eine an die Natur gerichtete Frage, auf welche die Natur, nicht der Frager selbst, die Antwort geben soll. Zola stellt ebenfalls Fragen, das gebe ich zu; aber an wen? An die Natur? Nein, an seine eigene Einbildungskraft. Und wer beantwortet sie? Die Natur? Nein. Seine eigene Einbildungskraft. Hierin liegt der Unterschied zwischen Zola und dem Naturforscher, ein Unterschied, der so groß ist, daß er komisch wirkt. Die Thatsachen, zu denen der Experimen-

tator gelangt, sind objektiv, sie sind unseren Sinnen zugänglich, wir müssen an sie glauben, weil wir uns von ihrer Wesenheit überzeugen können. Die Lösung dagegen, die Zola für seine Probleme findet, sind subjektiv; sie existiren nur in seinem Geiste; wir können sie nicht objektiv feststellen; er kann uns überreden, sie als wahr anzunehmen, aber wenn wir ihm nicht glauben wollen, so steht uns das frei und er hat kein Mittel, uns zur Anerkennung ihrer Wirklichkeit zu zwingen. Unter solchen Umständen von „Experimenten" zu reden heißt entweder nicht wissen, was ein Experiment ist, oder bewußt auf die Ideenverwirrung der unwissenden Menge spekuliren, welcher in unserer Zeit die exakte Wissenschaft mehr imponirt als die Fiktion.

Das Unglück Zolas ist, daß er sich nicht darauf beschränkt, Dichter zu sein, sondern daß er auch als philosophischer Aesthetiker die Theorie seines Schaffens darlegen will. Damit scheitert er aber aufs kläglichste. Er trägt in seine Werke Dinge hinein, die weder ein unbewaffnetes noch ein bewaffnetes Auge darin entdecken kann, und nachdem er unsterbliche Romane geschrieben hat, klügelt er nachträglich ein System und eine Methode aus, welche denselben angeblich zu Grunde liegen sollen, von denen sich aber in den Romanen selbst keine Spur findet. Welch ein Jammer, daß Zola auf diesen Irrweg gerathen ist! Wer lebendige Werke zu schaffen vermag, kann sich's damit genügen lassen; die Eunuchenarbeit des Theoretisirens mag den Unvermögenden überlassen bleiben

Natürlich kann der Mißerfolg des spekulativen Aesthetikers dem Erfolge des naiv schaffenden Romandichters nicht

ſchaden. Zola, der Verfaſſer der „Rougon-Macquart“, iſt für Zola, den Verfaſſer von „Mes haines“ und „La République naturaliste“, in keiner Weiſe verantwortlich. Seine Romane bleiben großartige Sittenſchilderungen aus der Zeit des Empire, ſeine Menſchen feſſelnde, wahre Geſtalten, ſeine Beſchreibungen unübertreffliche Beiſpiele farbenprächtiger Wortmalerei, ſeine Stimmungsbilder merkwürdige Verſuche tiefſinniger Belebung des Unbelebten. Ein neues Genre wird jedoch kein in der Analyſe geübter Kritiker in dieſen Werken entdecken; ein ſolcher wird nicht zugeben, daß dieſelben wahrer, „realiſtiſcher“ ſeien als zahlloſe frühere Werke bedeutender Schriftſteller, er wird ſogar in den Details manche Ungenauigkeiten nachweiſen können, ohne dem Dichter daraus einen Vorwurf zu machen, weil ſie eben unweſentlich ſind; er wird geltend machen, daß Zola in ſeinen Stillleben die todten Dinge idealiſirt und in ſeinen Seelenmalereien, wo er das Unſichtbare, die inneren Vorgänge wiedergibt, ohnehin nicht realiſtiſch, nach einem Modell arbeiten kann, ſondern die objektive Photographie durch die ſubjektive Intuition erſetzen muß, wie es eben jeder Dichter vor ihm gethan hat; ein ſolcher Kritiker wird mit einem Worte die neue Bezeichnung „Naturalismus“ für den Stil Zolas als unnöthig und bedeutungslos zurückweiſen und deſſen Werken außer ihrem poetiſchen Werthe nur eine beſondere Eigenſchaft zugeſtehen: die brennende Aktualität.

Doch nein — er wird zugeben, daß ſie noch eine andere äſthetiſche Bedeutung haben, eine Bedeutung, auf die merkwürdigerweiſe noch kein einziger der zahlloſen Kritiker hin-

gewieſen hat, welche in den letzten Jahren Zola, ſeine Romane und den Naturalismus bis zum Ueberdruſſe ſezirt, analyſirt, glorifizirt und verdammt haben. Die „Rougon-Macquart“ erweitern die Form des Romans und geben dieſer Dichtungsart eine neue Entwickelung; nicht indem ſie von ich weiß nicht was für pſeudowiſſenſchaftlichen Halluzinationen ausgehen, über die man nur die Achſel zucken kann, ſondern indem ſie an die Stelle des bisher üblich geweſenen Einzelhelden des Romans einen Kollektiv-Helden ſetzen. Das iſt ein Fortſchritt, welcher mit demjenigen zu vergleichen iſt, den die Geſchichtſchreibung machte, als ſie anfing, ſtatt einer Biographie von Königen und Feldherren eine Darſtellung des Volkslebens zu werden, als ſie ſich aus einer Chronik von Hof- und Staatsaktionen zur modernen Sittengeſchichte und Völkerpſychologie entwickelte. Der ältere, man muß jetzt ſchon ſagen der veraltete Roman nimmt eine Perſönlichkeit und erzählt deren Leben, vernachläſſigt aber ihre weitere menſchliche Umgebung, die in tiefem oder halbem Dunkel bleibt, während alles Licht ſich auf den Helden konzentrirt. Der Zola'ſche Roman widmet der Umgebung dieſelbe Aufmerkſamkeit wie dem Helden; der Held verſchwindet ſogar unter dieſer nivellirenden Behandlungsweiſe; das Licht fällt nicht auf eine einzelne Perſon, ſondern auf eine weite Menſchengruppe, deren einzelne Mitglieder mit einander in zahlreiche wechſelnde Berührungen kommen; die handelnden Perſonen ſind in ihrem natürlichen Mittel; wir können alle ihre weitverzweigten Intereſſen verfolgen, die ſie an zahlreiche Menſchen knüpfen; alle dieſe Menſchen wirken auf einander, beeinfluſſen einander; jeder von ihnen gewinnt

eine Bedeutung für das Leben und die Entwickelung aller übrigen; das Licht, das auf einen fällt, verbreitet sich in natürlicher Abstufung über sein Haus, seine Familie, deren Freunde, deren Bekannte, deren ganze Gesellschaftsschichte, und an den äußersten Grenzlinien dieses vom Poeten beleuchteten Kreises erscheint, von den verdämmernden Strahlen gerade noch bis zur Sichtbarkeit erhellt, die vage Masse der ganzen Nation. Das ist das wirkliche Leben. Der einzelne Mensch hat keine isolirte Existenz, sondern steht in Wechselbeziehungen zu zahllosen anderen Menschen; man kann seine Entwickelung und sein Leben nicht einleuchtend darstellen, ohne alle die Personen vorzuführen, mit denen die Existenz eines zivilisirten Staatsbürgers das Individuum in stete und folgenreiche Berührung bringt; man muß zeigen, wie die Einzelexistenzen mit der Existenz von Volksklassen und Nationen zusammenhängen; wie die feinen Wurzelfasern des Einzellebens den ganzen Körper der Nation durchdringen, so daß man dieses Einzelleben nicht ungeschädigt herausheben kann, ohne ein weites Stück des Bodens, in dem es wurzelt, mit auszuschneiden. Der alte Roman kennt diese Art von lebendiger Verpflanzung eines Menschen- oder Familienschicksals aus der Wirklichkeit in die Dichtung nicht; er fällt das Individuum entschlossen vom Stock und präsentirt es dem Leser; er ist ein Herbarium; der neue Roman ist eine Baumschule. Das ist der Fortschritt, den Zolas Romane bedeuten, ein Fortschritt, der für die Dichtungsart des Romans so wichtig ist, wie es die Durchbrechung der pedantischen Einheiten für die dramatische Dichtungsart war.

Der erste, der den Roman so auffaßte, war Balzac und Zola hat Recht, ihn seinen Lehrer zu nennen. In Stil und Methode von Zola urverschieden, hat er mit diesem das eine gemein, daß er eine Menschengruppe, eine Volksschichte, nicht einen Einzelhelden zum Mittelpunkte seiner Darstellung macht. Diese Entwickelung der Form des Romans ist eine demokratische; sie ist ein ästhetischer Widerhall der tönenden Schlagworte des Jahrhunderts. Dieselben Gedankenströmungen, die in der Politik die Gleichheit schufen und das allgemeine Stimmrecht an die Stelle des persönlichen Regiments setzten, mußten in der Literatur zum Massenroman Balzacs und Zolas, zu den das ganze Leben der Nation umfassenden Gemälden der „menschlichen Komödie“ und der „Rougon-Macquart“ führen. Diese Richtung ist ein neuer Sieg des republikanischen Kollektivismus über den monarchischen Individualismus und darum habe ich zu Beginn dieses Kapitels Zola und sein Werk eine Begleiterscheinung und Folge der Republik genannt.

Alfons Daudet und seine Tendenzromane.

Der Nebenbuhler Zolas in der Gunst des französischen und europäischen Publikums war in den ersten anderthalb Jahrzehnten der dritten Republik Daudet, nach jenem bis zum Emporkommen von Guy de Maupassant und Bourget der meistgekaufte französische Schriftsteller der Gegenwart. Obwol sein erstes Hervortreten noch in die letzten Jahre des Empire fällt, trifft sein eigentlicher Aufstieg und das weltweite Bekanntwerden seines Namens doch mit der Republik zusammen und der künftige Literarhistoriker wird ihn als eine der Glorien der republikanischen Zeit ansprechen. Man thut den Thatsachen in keinem Fall einen Zwang an, wenn man behauptet, daß Daudets Schaffensthätigkeit, sowol was die Wahl der Stoffe als auch was die charakteristische Ausführung betrifft, von den herrschenden Gedanken des republikanischen Jahrzehnts beeinflußt worden ist, und man ist berechtigt zu untersuchen, in welchem Maße sich dieser Einfluß geltend gemacht hat.

Man wird in Daudets Romanen nicht eine scharf hervortretende politisch-sittengeschichtliche Tendenz finden wie in denen Zolas. Daudet ist nicht wie der letztere ein Rufer im

Streit; sein Temperament ist kein polemisches; er hat kein Behagen am Getöse des Kampfes und wird nicht freudig erregt im Raufgewühle, wo man fröhliche Faustschläge versetzt und gesunde Hiebe zurückerhält. Dieser Felibre mit den idealen Locken, die ihm bis in den Nacken hinabrollen, mit dem gabeligen Christusbarte, dem reinen, edeln Profil und dem unbestimmten, in den Wolken schwebenden Blicke der großen, vagen, kurzsichtigen Augen ist ein sanfter Träumer, der eigentlich nicht in diese aufgeregten Zeiten paßt. Zola hat etwas vom tobenden Klopffechter an sich; Streit ist sein Element; er befindet sich nur wol, wo es Beulen setzt; er schnarcht den harmlosen Straßenwanderer an, wischt beim geringsten Anlaß mit der Klinge heraus und behält nur dann guten Muth, wenn er im Laufe des Vormittags ein halb Dutzend Philister blutrünstig gefuchtelt hat. Daudet ist friedlich, nachdenklich, schwermüthig; er vermeidet jede zänkische Wechselrede, die ihn aus seiner Innerlichkeit herausreißen würde; er ist eine holde, harmlose Dichternatur, ein spätgeborener Nachkomme jener provençalischen Troubadours, seiner Landsleute, die, mit dem Saitenspiel als einziger Wehr ausgerüstet, durch die blühenden Lande zogen und mit den Vögeln des Waldes um die Wette von Liebe, Lebenslust und Frühlingswonne sangen. Zolas Stimme ist die eines Führers von Gewalthaufen, rauh und donnernd wie sie sein muß, um den Lärm der Walstatt zu überdröhnen. Daudets Stimme ist anmuthig, weich und einschmeichelnd; sie braucht Stille ringsum, damit ihre Schönheit zur Geltung komme; sie wendet sich an liebevolle, andächtige Zuhörer, die ihre Wärme, ihren Wollaut,

ihre kunstvollen Biegungen zu würdigen wissen. Daude
seiner innersten Natur nach ein Dichter einer Epoche, in
man von der Literatur nur menschliche Wahrheit, aber
Theilnahme an dem Wortzanke des Tages fordert. E
der Dichter einer Weimar'schen Zeitstimmung. Er hat
sprünglich kein Verlangen nach Aktualität, dieser Leben
Zolas. Seine ersten Werke: seine Gedichte, seine „L
aus meiner Mühle", seine „Montags-Geschichten", selbs
Romane „Der kleine Dingsda", „Der arme Jack" u.
sind rein menschlich und haben unwesentliche Beziehu
zum Tag. Allein auf die Dauer entging er dennoch
Einflüssen der Stunde nicht. In dem Maße, wie das
Jahrzehnt der dritten Republik vorrückte, nahmen
Werke einen aktuellen Charakter an. Vielleicht ohne da
es merkte, schlich sich die Tendenz in die verborgensten Ark
stuben seiner Phantasie ein und stand dabei, wenn er
Stoffe wählte. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß E
vögel, die in einer stillen Stube leise vor sich hin zwitsc
lauter zu singen beginnen, wenn man zu sprechen anf
und ihre Töne immer stärker anschwellen lassen, je lärm
das Gespräch um sie wird. Daudet that, wie die Sing
zu thun pflegen. Seine Stimme war in der Stille
Empire ein poetisches Vogelgezwitscher. Im Lärm der
publik wurde sie lauter und zuletzt schmetternd. Demost
ging ans donnernde Meer, um sein schwaches Orga
Kampfe mit dem Wogengebrause zu stärken. Daudet w
holt unbewußt das absichtvolle Beispiel des willensst
Griechen. Die Nothwendigkeit, das Getöse der Brandu

ibertönen, hat seiner Stimme allmälig eine Kraft und ehernes
Dröhnen gegeben, die sie ursprünglich nicht besaß.

Zwei Romane Daudets, die mit das größte Aufsehen
regt haben, „Der Nabob“ und „Die Könige im Exil“, sind
Wirkungen des Einflusses, den die Zeit und die Umgebung
if den Dichter ausübten. Sie sind, vielleicht ohne es zu
ollen, politisch, tendentiös und aktuell. Ganz so wie die
Geschichte eines Verbrechens“ von Victor Hugo und wie
e „Rougon-Macquart“ von Zola ist der „Nabob“ von
audet eine poetische Verarbeitung des unerschöpflichen
hemas aller heutigen französischen Schriftsteller von Be-
utung: des zweiten Kaiserreichs. Welcher großartige Vor-
urf ist es aber auch für einen Dichter, die theils lächer-
chen, theils grauenhaften Szenen der Polichinell-Posse zu
hildern, deren Schauplatz Frankreich fast zwei Jahrzehnte
ng war!

„Der Spaß wird nicht lange dauern, aber er wird
nusant sein“, hatte Morny gesagt, als er seinen Halb-
uder Louis Napoleon drängte, den Staatsstreich zu machen;
d so kam es auch ungefähr. Der Spaß, das Empire
mlich, dauerte nicht allzulang, obwol immerhin länger
s Morny selbst, und er war sehr amusant. Frankreich
wann das Ansehen eines großen Maskenballs, auf dem
windelnde Börsenmänner, fallite Kaufleute, ruinirte Karten-
eler, entlassene Galeerensträflinge, vaterlandslose und un-
upulöse Abenteurer beiderlei Geschlechts in übermüthiger
stigkeit und prächtigen Verkleidungen umherwirbelten, die
ien als Minister und Senatoren, die anderen als Hofdamen,

große Finanziers und offizielle Publizisten, alle zusammen aber als die „hohe Gesellschaft", als die „crême de la crême" des Kaiserreichs. Von außen tönten undeutlich die Verwünschungen der Verbannten, das Kettengeklirre der Cayenne-Schüblinge und das Grollen der Victor Hugo'schen „Châtiments" in den Ballsaal herein, allein die rauschende Musik des ewigen Festes übertönte diese störenden Laute und erst als die Kanonen der Deutschen vor den Pforten zu donnern begannen, nahm der tolle neunzehnjährige Mummenschanz ein Ende.

In dem Romane „Der Nabob" gaukeln nun die allerbezeichnendsten Gestalten dieser Maskerade an unseren Augen vorbei; er malt die Sittenverwilderung, die gesellschaftliche Fäulniß und den erbärmlichen Mammondienst des Kaiserreichs, wenn auch mit ganz anderen Kompositionsmitteln und Farben wie Zolas „Rougon-Macquart". Als Kunstwerk steht der „Nabob" vielleicht etwas hinter den früheren Schöpfungen Daudets zurück; die Zusammenfügung der Elemente ist lose; zwei verschiedene Handlungen, die kaum einige gemeinsame Berührungspunkte haben, der Liebesroman einer extravaganten Bildhauerin und die Lebenstragödie eines ehrgeizigen Emporkömmlings, schlingen sich locker durcheinander und der Roman gleicht eher einer buten Mosaik kaum zusammenhängender Einzelbilder als einer einheitlichen Erzählung; allein er hat neben der edeln und reichen Schreibweise, die in allen früheren Werken Daudets ebenfalls zu finden ist, auch noch einen zeitgeschichtlichen Werth, der jenen abgeht, denn alle seine Personen sind meisterhafte, nach dem

Leben gemalte Bildnisse, deren Originale in der politischen und Sitten-Geschichte des Kaiserreichs einen bleibenden Platz gefunden haben. Eine der Hauptgestalten des Buches, der Herzog Mora, ist beispielsweise niemand anders als der Herzog von Morny, den in seinen intimsten Anblicken zu schildern Daudet um so zuständiger war, als er jahrelang der Privatsekretär des allmächtigen Senatspräsidenten gewesen ist.

Bonapartisten haben den „Nabob" eine Undankbarkeit Daudets genannt. Mit Unrecht, wie mich dünkt. Er hat ihn gewiß nicht mit dem Vorsatze geschrieben, das Kaiserreich und seine Größen odios darzustellen. Aber die Gewalt der Wirklichkeit war stärker als seine poetische Absicht und sein künstlerisches Gewissen hat die stillen Neigungen seines Gemüthes besiegt. Wenn der „Nabob" eine Verurtheilung des Kaiserreichs und eine Rechtfertigung der Republik ist, wenn Daudet mit einen Stein aufs Grab das Empire geworfen, mit auf den Halsstumpf der bonapartistischen Hydra einen glühenden Feuerbrand gedrückt hat, der verhindern wird, daß ihr je wieder neue Köpfe wachsen, so hat dabei nicht sein vorgefaßter Beschluß, sondern der Fatalismus der Thatsachen seine Hand geführt. Wer wie Daudet das Talent der tiefen, innern Wahrhaftigkeit besitzt, kann eben das Kaiserreich nicht anders als abschreckend darstellen.

Auf den „Nabob" folgten „Die Könige im Exil", ein Roman, der für die innere Entwickelung Daudets nach den republikanischen Anschauungen hin noch bedeutungsvoller ist als der vorhergehende. „Der Nabob" ist ein objektives

Zeitgemälde, ohne Zorn noch Eifer gemalt; „Die Könige im Exil“ sind ein mühsam hervorgeschluchztes Glaubensbekenntniß, womit Daudet eine Ueberzeugung abschwört und zu einer neuen übertritt.

Alfons Daudet war ursprünglich Legitimist. Die Anekdote ist bekannt, wie er, als er dem Herzog von Morny vorgestellt wurde und dieser ihn fragte, ob er sein Privatsekretär werden wolle, ihm zur Antwort gab: „Herr Herzog, ich muß Ihnen zunächst sagen, daß ich Legitimist bin.“ „Ich verlange von Ihnen nicht, daß Sie mir Ihre Ueberzeugungen, ich verlange nur, daß Sie mir Ihre Locken opfern. Lassen Sie sich Ihre Haare scheeren und behalten Sie Ihre politischen Meinungen“, gab der Herzog lachend zur Antwort und Daudet wurde sein Sekretär, sammt seinen Locken, die er nicht kürzen ließ, und sammt seinem Legitimismus, den er sich im Dienste der eigentlichen Seele des Kaiserreichs bewahrte. Und daß Daudet am Königsglauben hing, begreift sich. Der Legitimismus wie die Religion enthält ein Element des Märchenhaften und Uebersinnlichen, das ihn den Kindern, Frauen und Poeten, überhaupt den zu Illusionen geneigten Geistern theuer machen kann. Derselbe Zug, der jedes poetische Gemüth zu den Sagen und Abenteuern des romantischen Mittelalters hinführt, kann auch eine stille Schwärmerei für das feudale Königthum in einem Lande veranlassen, wo dasselbe ganz so ein Ding geheimnißvoll verklärender Vergangenheit ist wie Lindwurmkämpfe und fahrendes Ritterthum. Der Glaube an den Legitimismus ist aber um so schwerer zu erschüttern, als er nicht im Ver-

lande, sondern im Gemüthe wurzelt und bei einem erwachsenen Menschen meist nicht ein Grundsatz, sondern ein Gefühl, die Erinnerung an eine Kindheitstimmung ist, der man mit Vernunftgründen nicht beikommen kann.

Nun denn, was der Glanz des Kaiserhofs und der Umgang mit den bedeutendsten Geistern des Empire nicht vermocht hatten, das brachte der unwiderstehliche Druck der das ganze Bewußtsein der Nation beherrschenden demokratischen Anschauungen zuwege: sie machte aus dem orthodoxen Legitimisten zuerst einen Skeptiker und dann einen überzeugten Republikaner. „Die Könige im Exil" sind nichts anderes als die Geschichte dieser Bekehrung. Es ist ein Vorrecht der Dichter, daß sie Gefühlen, welche ihr Herz bedrücken, eine Form einer Dichtung geben und sich von ihnen befreien können, indem sie sich ihnen objektiv gegenüberstellen. In „Les rois en exil" gibt Daudet den widerstreitenden Empfindungen seines Herzens plastische Erscheinung und alle Personen, alle Episoden des Romans sind nichts anderes als verkörperte Weg-Abschnitte des seelischen Werdeganges, auf dem der Dichter die legitimistische Schwärmerei aus seinem Gemüthe herausgerissen hat.

Der hochbegabte, begeisterungsvolle Elysée Méraut, der mit der ganzen Innigkeit eines tiefen Gemüths an der Idee des Königthums von Gottes Gnaden hängt und für dieselbe mit Wort und Schrift kämpft, leidenschaftlich und schwärmerisch, mit völliger Selbstlosigkeit, blos um dem Herzensdrange zu genügen, unbekümmert um die Aussichten des Erfolgs und eine Hoffnung auf etwaigen Lohn; der alte Herzog von

Rosen, der sein Leben, sein Vermögen, sein einziges Kin
seine Ehre dem Könige zum Opfer bringt, ohne zu schwanken
ohne an den bodenlosen Erbärmlichkeiten des Königs Anstoß
zu nehmen, ohne sich über den an ihm selbst geübten Verrath
zu beklagen; die hochherzige, starke Königin, die so viel bitteres
Leid erträgt, ohne ihre Würde einen Augenblick lang zu ver
gessen, diese Märtyrerin der Krone, in der erst nach unsäg
lichen Schmerzen die Mutter die Königin besiegt; der ver
bitterte Marquis de Hezeta, dieser wilde Freischaarenführer
der nach einem Leben voll übermenschlicher Kämpfe für da
Legitimitätsprinzip zuletzt, von seinem Könige verrathen, m
einer greulichen Verwünschung gegen die Könige auf de
Lippen stirbt, alle diese wunderbar idealen Gestalten, d
ganz Begeisterung, ganz Aufopferung, ganz selbstlose Trei
und Hingebung sind, deren felsenfester Glaube aber schließli
doch unter der Wucht unbarmherziger Thatsachen zusammer
bricht und die ausnahmslos an dem frommen Irrthu
ihres Lebens zu Grunde gehen, alle diese Gestalten sin
verschiedene Verkörperungen der eigenen Jugendüberzeugunge
Daudets und in der Bitterkeit, mit der die einen in d
Todesstunde den König verwünschen, in der erschütternde
Wehmuth, mit der die anderen dem Schiffbruch all ihr
theuersten Träume anwohnen, in dem tragischen Verzich
mit dem einige Wenige alle grausamen Enttäuschungen e
tragen, spiegeln sich die tiefschmerzlichen Empfindungen wide
unter welchen der Dichter den hartnäckigen Glauben an de
Legitimismus in seiner eigenen Seele niedergerungen hat.

Die Gestalten des Königs Christian und des Prinze

Axel, genannt Hühnerschwanz, sind im Gegentheil schematische Zusammenstellungen all der Anklagen, welche der Radikalismus gegen das Königthum von Gottes Gnaden erhebt. Mit einer grausamen Wollust der Selbstquälerei häuft der Dichter jede Schmach, jede Niedertracht auf das Haupt des bemitleidenswerthen Exkönigs; er findet nicht genug dunkle Farben, um seinen Charakter anzuschwärzen; er wird unwahrscheinlich in seinem Bestreben, ihn als unfaßbaren Schurken hinzustellen; er, der sonst so feinsinnig und künstlerisch Maß zu halten weiß, verfällt in groteske Uebertreibung, wo er die Schlechtigkeit des Königs herausarbeitet; man fühlt, daß der Dichter diesen Christian nur darum so widerlich macht, um sich selbst die thörichte Liebe zu ihm und Seinesgleichen zu verleiden; der König hat durch seine eigene Schuld den Thron verloren; das genügt noch nicht, um ihn widerwärtig zu machen; er geht in der Verbannung leichtfertigen Vergnügungen nach; das ist bedenklich, aber der König bleibt darum noch immer die erhabene Erscheinung, die er gewesen; er verführt die Frau seines treuesten Dieners — oh, nicht doch! — er wälzt sich im Schlamm gemeiner Orgien, während seine Königin daheim weint und leidet und mit übermenschlicher Anstrengung den Nimbus der Souveränetät erhält; er bestiehlt im Geheimen seine eigene Krone, das geheiligte Sinnbild seiner göttlichen Sendung — halt ein, halt ein! — er verräth um eines feilen Weibes willen die Märtyrer, die ausziehen, um ihm seinen Thron wiederzuerobern, und sendet sie in ruhmlosen Tod, während er selbst in den Armen der Buhlerin schwelgt — genug! nicht weiter! — jetzt ist endlich

der Zauber überwunden, der die Gestalt des Königs umgibt solcher Gemeinheit kann keine Nachsicht Stand halten; wenn der König ein so elendes, verächtliches Subjekt ist, dann hat der Glaube an ihn keine Berechtigung; und der Dichter wendet sich von dem Scheusal, das er selbst geschaffen, ent schüttert ab und blickt mit tiefer Bewegung in die Leere hinunter, welche die Demolirung des Legitimismus in seiner Seele zurückläßt.

So stellt sich mir der Roman „Die Könige im Exil" dar welcher, objektiv als Kunstwerk betrachtet, große Schwäche hat, jedoch als ein in die Form einer Dichtung gegossenes Stück Seelen- und Gemüthsleben des Dichters vom höchsten psychologischen Interesse ist. Die Schwächen selbst sind eine unvermeidliche Folge der Idee und Anlage des Buchs. Die handelnden Personen sind schattenhafte Gestalten ohne rechtes inneres Leben — natürlich, sie sind eben absichtsvoll kon struirte sinnbildliche Verkörperungen von Theorien und Grund sätzen und nicht selbstständige Lebewesen; sie sprechen und handeln nur zu dem Zwecke, um die These, deren Personi fikation sie sind, von allen Seiten ins rechte Licht zu stellen sie sind mit Polemik und Beweisführung, nicht mit Herz und Seele gefüllt und es beweist eine ganz außerordentlich dichterische Kraft, daß diese blassen, theoretischen Lehrfiguren uns dennoch an vielen Stellen menschliche Theilnahme einflößen. Man muß ferner einwenden, daß der Schluß des Romans ein unbefriedigender sei; der König Christian ver schwindet vom Schauplatz, ohne daß man weiß, was aus ihm wird; er verdämmert wie eine Gespenstererscheinung

die Königin gibt es auf, für ihren Sohn die Krone zu wünschen, aber daß sie auch innerlich den Glauben an die Heiligkeit seiner Herrscherſendung aufgibt, ist nirgends ersichtlich gemacht; allein auch dieser Fehler geht nothwendig aus der Anlage des Werkes hervor; der Dichter hat sich selbst die Nichtigkeit des Legitimismus bewiesen und verzichtet auf seinen lang und liebevoll gehegten Glauben; das ist ein durchaus genügender Abschluß eines innern Gedankenvorganges, wenn auch ein ungenügender Abschluß für eine erzählende Dichtung. Die Bekehrung eines tiefempfindenden Poetengemüths vom Legitimismus zur Demokratie kann nicht anders enden als mit einem wehmüthigen Scheideblick auf eine schöne, zerstörte Jugendtäuschung. . .

Die Manier Daudets ist von derjenigen Zolas völlig verschieden. Seine Schilderungen sind warm, plastisch, poetisch, aber er geht nicht bis zur Beseelung der leblosen Dinge und sieht zwischen diesen und den Menschen nicht die aktiven Beziehungen, die Zola mit so merkwürdiger Beharrlichkeit und Kraft hervorhebt. (Diese Eigenheit steigert sich bei Zola bis zur Schrulle. Wenn bei ihm etwas Fröhliches geschehen soll, so ist das Wetter prächtig; liegt im Gegentheil ein Unheil in der Luft, so ist es gewiß regnerisch. Im „Assommoir" wird erzählt, daß im Hause, wo die Heldin wohnt, ein Färber seine Werkstatt hat; die Gosse nun, welche die Spülwässer der Färberei abführt, hat immer die Farbe, die den jeweiligen Vorgängen entspricht; sie ist roth an Freudentagen, gelb an Tagen häuslichen Zwistes, schwarz, wenn ein schweres Unglück geschieht u. s. w.) Sein Roman hat noch

die alte Form, die ich im vorigen Kapitel definirt habe; möchte ihn bildhaueriſch nennen, weil er nach dem Beiſp der Bildhauerei blos eine Hauptperſon oder Hauptgru voll ausbildet, die Umgebung aber entweder blos ande oder höchſtens ſtiliſirt wiedergibt, wogegen man den Z ſchen Roman maleriſch nennen könnte, weil er nach Vorgange der Malerei die Träger der Handlung und menſchliche und unbelebte Umgebung mit gleicher Sorg wenn auch nach Vorder-, Mittel- und Hintergrund perſ tiviſch abgeſtuft, behandelt. Trotz dieſem Grund-Unterſch rechnen Manche Daudet zur naturaliſtiſchen Schule. finden eben zwiſchen ihm und Zola Aehnlichkeiten, die ſie eine Gemeinſamkeit des äſthetiſchen Ausgangspunktes zu führen. Allein mit Unrecht. Die Aehnlichkeit zwiſchen Da und Zola iſt eine Familienähnlichkeit, die die Zeit auf ihre Kinder vererbt. Beide haben Aktualität, beide ſchei politiſche Tendenzen zu verfolgen. Allein dieſe letzte bei Zola Abſicht, ſind bei Daudet ungewollte, vielleicht ſo unbewußte Folge des Einfluſſes, den zeitliche und örtl Umgebung auf den Schriftſteller üben. Daudet ſchrieb a imperialiſtiſche und anti-legitimiſtiſche, alſo demokratiſche republikaniſche Romane, weil ſein Geiſt von den repu kaniſchen Ideen durchtränkt wurde, die er ſeit der Septem Umwälzung ſo zu ſagen mit der Luft einathmete. nimmt eine Blume, ſie mag urſprünglich welche Farbe im haben, allmälig die Färbung des Erdreichs an, worein Ziergärtner ſie geſetzt hat.

Die Republik und die Denker.

Eine eigenthümliche, um nicht zu ſagen beunruhigende Erſcheinung iſt es, daß, während alle jüngeren Talente, deren Ruf ein Kind der letzten zehn oder fünfzehn Jahre iſt, abſichtliche oder unwillkürliche Glaubensprediger des republikaniſchen Gedankens ſind, im Gegentheile viele der ausgezeichnetſten Geiſter Frankreichs, Denker und Schriftſteller, die während der erſten Hälfte ihres Lebens begeiſterte Vorkämpfer der Republik waren, jetzt, wo ſie die Ideale ihrer Jugend verwirklicht ſehen, wo die von ihnen verherrlichte, herbeigeſehnte Republik eine herrſchende Thatſache iſt, ſich gegen ſie kühl, wenn nicht gar feindſelig verhalten.

Ehe ich es verſuche, eine Erklärung dieſer auffallenden Erſcheinung zu bieten, ſei es mir geſtattet, das Thatſächliche derſelben kurz darzuſtellen.

Nehmen wir zunächſt die Proſadichter erſten Ranges des vorigen Geſchlechts. Es findet ſich unter ihnen kein einziger Republikaner, dagegen mancher Farbloſe und ein ausgeſprochener Feind der Republik. Alexander Dumas hat nie etwas geſagt oder gethan, was einen Schluß auf ſeine

politischen Ueberzeugungen gestatten würde, doch knüpfen ihn seine persönlichen und journalistischen Beziehungen jedenfalls mehr ans reaktionäre als ans fortschrittliche Lager. Emil Augier war ein schneidiger Bekämpfer der Verderbniß in den höheren Klassen und der Dichter des „Fils de Giboyer", dieser blutigen Geißelung der Feilheit in der Politik und Literatur, der „Lionne pauvre", dieses erschreckenden Gemäldes der zerstörenden Einflüsse des Beispiels vornehmer Verschwendung auf kleinbürgerliche, mittellose, aber glanzsüchtige Obenhinaus, der „Fourchambault" dieser begeisterten Predigt für die Herzensehe und gegen die in den vornehmen französischen Familien allein übliche Verbindung zweier Vermögen oder Stellungen, der Dichter dieser unerschrockenen Standreden gegen die Laster der guten Gesellschaft, sage ich, mußte jedenfalls den Freunden sozialer Reform sympathisch sein; doch wußte man in Paris, wo man sich auch um das Privatleben der bedeutenden Menschen kümmert, daß Augier persönlich ein Konservativer, um nicht zu sagen ein Reaktionär sei. Victorien Sardou aber, ah, das ist etwas anderes! Victorien Sardou ist ein erbitterter Widersacher der gegenwärtigen Zustände und er trägt seinen Haß gegen die Republik mit einem Muthe, der seine einzige sympathische Seite ist, bei jeder Gelegenheit zur Schau. Bald nach dem Sturze des Kaiserreichs rächte er sich an den Urhebern der Septemberrevolution mit dem „Rabagas", diesem dramatisirten Pamphlet gegen Gambetta; nicht zufrieden, die Demokratie im eigenen Land angegriffen zu haben, zog er, wie ein mittelalterlicher fahrender Ritter, in die abenteuerliche

Fremde aus, um seine Feindin auch dort aufzusuchen und zu bekämpfen, und er schrieb „Oncle Sam“, einen Versuch, die demokratischen Sitten der großen Republik jenseit des Wassers lächerlich zu machen. Diese reaktionäre Klopffechterei hat freilich nicht der Republik, sondern nur Herrn Sardou selbst geschadet. Sehr fein, sehr geistreich hat ihm dies der bekannte Aesthetiker Charles Blanc anläßlich seiner Aufnahme in die französische Akademie, die am 23. Mai 1878 stattfand, vorgehalten. Die Sitzung war eine besonders pikante. Blanc, dem die Aufgabe zugefallen war, die panegyrische Empfangsrede über Sardou zu halten, war ein ebenso entschiedener Republikaner wie trefflicher Aesthetiker. Als er im Jahre 1876 in die Akademie aufgenommen wurde, kanzelte ihn sein damaliger Bekomplimentirer, ein reaktionärer Bockbeutel, mit einer in den Räumen des Instituts ganz ungewöhnlichen Brutalität wegen seiner republikanischen Gesinnung ab. Bei dem Empfange Sardous lag die Sache umgekehrt; der Republikaner Blanc hatte den Reaktionär Sardou anzusingen und er konnte den Anlaß zu einer Heimzahlung der empfangenen Schmähungen mit Wucherzinsen benutzen. Allein der Pathe Sardous verfiel nicht in die Geschmacklosigkeit, deren Opfer er selbst gewesen. Er begnügte sich, dem Verfasser des „Rabagas“ Folgendes zu sagen: „Ich habe, mein Herr, Ihre Komödien nicht spielen sehen noch lesen können, ohne mich unwillkürlich des antiken Theaters zu erinnern, nicht um Aehnlichkeiten zu suchen, sondern im Gegentheil um die tiefen Unterschiede zu bemerken, welche die Jahrhunderte und die Sitten trennen. Ehemals fasste der komische Dichter, der sich

für einen Diener der Sittenpolizei hielt, jede Person am Kragen, die er beim frischen Verbrechen der Lächerlichkeit ertappte. Er schleppte sie vor den Gerichtshof des Theaters und ließ sie vor den Richtern erscheinen, zitternd, verwirrt, erschrocken über ihre von aller Welt erkannte Identität und eine Karikatur ihrer selbst, während das athenische Volk, dasselbe, das dem Attizismus seinen Namen gegeben hat, diesen blutigen und häufig schlüpfrigen Satiren Beifall klatschte, ohne daß es zu ahnen schien, daß sein Beifallklatschen einen Euripides entehrte und einen Sokrates verunglimpfte . . . Glücklicherweise wurde die Komödie seither gezwungen, die Dinge aus einer Höhe zu betrachten, von der aus sie nicht mehr Individuen wahrnehmen, nur noch typische Figuren darstellen kann; von der aus sie uns alle Welt schildert, ohne eine bestimmte Person zu nennen; von der aus sie alle Welt lachen macht, ohne eine bestimmte Person zu betrüben; Frankreich, das sich mit Recht etwas darauf einbilden darf, in diesem Punkte mehr Attizismus zu haben als das Attika das mit Aristoteles zeitgenössisch war, duldet auf dem Theater nicht leicht Anspielungen, die zu durchsichtig wären. Frankreich gibt zu, daß man aus Tartuffe und aus Harpagon und aus Agnes Hauptwörter mache, aber es gestattet nicht, daß sich hinter einem Phantasie-Namen ein wirklicher Eigenname verberge. Aus diesem Anlasse, mein Herr, wäre ich versucht, mit Ihnen einen schweren Streit heraufzubeschwören oder wenigstens Ihnen einige lebhafte Vorstellungen zu machen — ein Vorgehen, das nicht ohne Beispiel wäre; allein wenn ich mir die Sache überlege, so finde ich, daß es besser ist, zu

ſchweigen . . . Dennoch laſſen Sie mich Ihnen ſagen, daß Ihre ſeltenen Ausflüge in das Gebiet der Politik nicht immer glücklich geweſen ſind und nichts zu Ihrem Talent und zu Ihrem Ruhme beigetragen haben. Mehr als einmal hat Ihr ſonſt ſo wolgeſchliffener Scherz an der Politik ſeine Spitze abgeſtumpft, Ihr Stift, ſonſt immer ſo fein und ſo feſt, zerbröckelt ſich an den Rändern, wenn Sie die Umriſſe einer Geſellſchaft zeichnen wollen, die nicht die Ihrige iſt, der Vereinigten Staaten oder Monacos zum Beiſpiel.“ („Rabagas“ ſpielt bekanntlich in Monaco.)

Blanc konnte in einer Bekomplimentirungs-Anſprache Sardou unmöglich deutlicher ſagen, was er von ſeinen politiſirenden Komödien dachte. Sardou iſt übrigens kein Gegner von einem Wuchſe, der der Republik Furcht einjagen könnte. Seine Komödien ſind Werke von großer Geſchicklichkeit, die weder mit Wahrheit noch mit Poeſie etwas gemein hat, und ſie werden nicht dauern. Er iſt eine jener lärmenden Reputationen, die ein halbes Jahrhundert mit tauſend Echos erfüllen und dann mit faſt lächerlicher Plötzlichkeit verſtummen. Ein Bischen Brauſepulver, in einen Löffel Waſſer geworfen, bringt ein überaus prätentiöſes Rauſchen und Brauſen hervor und füllt ein großes Glas ganz mit einer Giſcht- und Schaummaſſe, die das Gefäß für ihre Fülle zu eng findet und heftig überläuft. Das währt ſo eine halbe Minute lang; und dann? Dann ſieht man, daß das ganze Geraſche und Gebrauſe ein Schwindel war, daß die ſcheinbare Fülle, die das Glas nicht faſſen konnte, aus Luftblaſen beſtand und daß das lärmende Geprudel von einem klug ausgeſonnenen

chemischen Gemisch und einem jämmerlichen Löffel voll Wasser herrührte. Es gibt auch Reputationen, die eine geschickte Reklame wie ein Brausepulver aufbranden macht, und ich kann mir nicht helfen, aber mir scheint Sardous großer Ruhm nur eine Brausepulver-Reputation zu sein.

Bedenklicher als die Gleichgiltigkeit oder offene Feindseligkeit dieser Schriftsteller, denen man überdies keinen Gesinnungswechsel vorwerfen kann, ist die Haltung der Philosophen und Gelehrten, die, früher mächtige Stützen des freien Gedankens in Frankreich, unter der Republik lau, zweideutig oder gar reaktionär wurden. Man wird schmerzlich berührt, wenn man sich die Namen der Männer wiederholt, die mehr oder weniger rechtwinkelig von der Bahn des Republikanismus abgeschwenkt sind. St. René Tallandier hat zwei Jahre vor seinem Tode die liberalen Sünden eines langen und nicht ruhmlosen Schriftstellerdaseins mit einem Schmähvortrag über Danton und Robespierre gesühnt, welcher übrigens im Poltern und Pfeifen seiner entrüsteten Zuhörer, der freisinnigen Sorbonne-Jugend, unterging; Eduard Laboulaye, dieser alte Demokrat, der das Adelspartikel und den Vicomte von sich geworfen und dem die genialen Satiren „Prince Caniche“ und „Paris en Amerique“ einen so vornehmen Platz unter den freisinnigen Bekämpfern des napoleonischen Schandregiments gesichert haben, verdiente sich schließlich die Verzeihung der „Wolgesinnten“, indem er, wenn auch unter dem Vorwande der Unterrichtsfreiheit, die katholischen Universitäten in Frankreich gründen half und im Senate stets mit der Rechten von Broglie'scher Couleur stimmte; J. J.

Weiß, in den Sechziger Jahren der Freund und Genosse Rochefforts, Pyats, Rancs, ein gefürchteter Todfeind des Kaiserreichs, eine Zierde des Café de Madrid, ist eine Säule der Reaktion geworden und war vielleicht ein geheimer Mitarbeiter am Staatsstreichversuche vom Dezember 1877; Littré, diese mächtige und reine Erscheinung, dieser verblüffende Gelehrte, bescheidene, selbstlose Charakter und beispiellose Arbeiter, der als Achtziger, mit den Gebrechen des hohen Greisenalters und eines schweren Siechthums behaftet, noch so viel hervorbrachte wie selten ein Jüngling in der Glut der ersten Schaffenslust und dessen Gedanken bis zur Todesstunde eine erstaunliche Tiefe, Klarheit und Weite hatten, er, der Erbe der Comte'schen Lehre, das Haupt der positivistischen Schule in Frankreich, ein Unabhängiger, der vor der radikalsten Analyse nicht zurückscheute — hat er nicht in seinen letzten Lebensjahren wiederholt in seiner „Revue positiviste" Aufsätze veröffentlicht, deren sich die Feinde der Republik als Waffen gegen die letztere bedienen konnten? Taine, der geniale Verfasser der „Geschichte der englischen Literatur", dieses monumentalen Werkes, das eine Umwälzung in der Geschichtschreibung des Geisteslebens der Nationen bedeutet, indem es die literarischen Werke auf die Einwirkungen der zeitlichen und örtlichen Umgebung zurückführt und die Schriftsteller und Dichter als Verkörperungen der herrschenden Volksideen hinstellt, der freisinnige Taine, der in seinen früheren Geschichtswerken der Entwickelung und dem Fortschritte des demokratischen Gedankens so liebevoll nachgegangen war, schrieb eine mehrbändige Studie „über die Ursprünge des

modernen Frankreichs", „Les origines de la France contemporaine", deren die große Revolution behandelnder Theil von Gehässigkeit gegen die Führer der volksthümlichen Bewegung strotzt und mit einer wahrhaft vandalischen Zerstörungsfreude jede demokratische Reputation jener Zeit niederreißt, jede Heldenthat verkleinert oder karikirt, jeder Maßregel kleinliche oder verbrecherische Beweggründe unterschiebt, mit einem Worte für die Revolution das ist, was für Napoleon I. das Geschichtswerk jenes heitern Père Loriquet war, der die Zeit des ersten Empire als einen Theil der Regierungszeit Ludwigs XVIII. und den großen Kaiser als General-Lieutenant der Heere Sr. Majestät des Königs behandelte. Ernst Renan endlich, dem sein „Leben Jesu" den Ruhm eines Freidenkers, seine vermischten Schriften den eines Republikaners verschafft haben, den die liberale Partei in Frankreich immer gewohnt war als eine ihrer Berühmtheiten zu betrachten, Renan hat im Herbst 1878 eine Arbeit veröffentlicht, die ihm geradezu einen Ehrenplatz neben den Rivarols der dritten Republik, einen Platz in der unmittelbaren Nachbarschaft Sardous sichert.

Das betreffende Werk, welches in Form und Tendenz eine gewisse Aehnlichkeit mit „Rabagas" hat, heißt „Caliban" und ist eine Art phantastischen Dramas. Caliban, einem deutschen Leser braucht man das nicht erst zu sagen, ist eine Gestalt aus Shakespeares „Sturm"; ein wunderliches Zwitterwesen, halb Mensch, halb Erdwurm, unflätig in Sprache und Empfindung, beschränkt im Denken, tückisch an Charakter, der Feind alles Höhern und Edlern, das karikirte Gegenstück des poetischen Luftgeists Ariel. Shakespeare hat in diesen beiden

Gestalten, im Ariel und Caliban, den Idealismus und Realismus verkörpern wollen. Renan bemächtigte sich nun der widerwärtigen Gestalt des Caliban und machte ihn zum Helden eines Dramas, welches er die Kühnheit hatte, eine Fortsetzung des „Sturmes" zu nennen. In einer Vorrede, die er dem Stücke vorausschickte, bediente er sich eines einfachsten rhetorischen Kunstgriffs, um dem Leser durch die Blume zu verstehen zu geben, was er eigentlich beabsichtigt habe. „Lieber Leser", sagt er, „sieh in dem Spiele, welches hier nachfolgt, die Unterhaltung eines Ideologen, nicht eine Theorie; eine Ausgeburt der Einbildungskraft, nicht eine politische These." Das heißt für jeden Leser, der seine Augen nicht in der Westentasche trägt: „Sieh in dem Stücke, welches hier folgt, eine Theorie und eine politische These und nichts Anderes." Und in der That, der „Caliban" ist ein hervorragend politisches Werk. Der Titelheld soll die Verkörperung der zeitgenössischen Demokratie sein, er soll das Volk mit seinen Kämpfen und Bestrebungen darstellen, jedoch vom Lichte der Gehässigkeit beleuchtet und mit der Schellenkappe unbarmherziger Verhöhnung gekrönt. Prospero, der im „Sturme" mit so hartnäckigem Mißgeschicke zu kämpfen hat, ist wieder auf den Thron von Mailand gesetzt worden. Er hat Caliban von der wüsten Insel mit sich genommen und hält ihn, einen grollenden und überflüssigen Diener, in seinem Palast. Einige Selbstgespräche Calibans werden von dem Geiste, der das Renan'sche Drama beseelt, einen Begriff geben: „Mein Herr hat mir die Freiheit versprochen", sagt er im ersten Auftritt, „und ich erwarte sie noch immer. Ich habe ein Anrecht auf diese Freiheit. Ehe-

mals hatte ich keinerlei Gedanken; allein in dieser lombardischen Ebene haben sich meine Gedanken gut entwickelt. Die Menschenrechte sind absolut. Wie kann sich Prospero erlauben mich zu verhindern, mir selbst anzugehören? Mein Menschenstolz empört sich. Ich besaufe mich in seinem Keller, das ist wahr; allein ist es nicht das erste Verbrechen der Fürsten, daß sie das Volk durch ihre Wolthaten beschämen? Um diese Schmach auszulöschen, gibt es nur ein Mittel und das ist, sie zu tödten." Ariel kommt hinzu und wird von Caliban mit Schimpfreden empfangen. Der Luftgeist macht ihm Vorstellungen: „Warum empörst du dich? Wo könnte es dir besser gehen als hier? Der Keller steht dir offen und du kennst den Weg, der zu ihm führt. Frei wärst du weit weniger glücklich." „Das ist wahr", antwortet Caliban, „aber man beutet mich aus. Kriechender Sklave, du weißt also nicht, daß es das unerträglichste ist, von einem andern ausgebeutet zu werden? Du hast also kein Fünkchen Ehrgefühl? Ein Mensch hat nicht das Recht, einen andern sich zum Untergebenen zu machen. Die Empörung ist die heiligste Pflicht in diesem Falle."

Wer erkennt in diesen grotesken Reden nicht die Parodie der demokratischen Schlagworte?

Nachdem Renan Caliban als ebenso undankbares wie gemeines und einfältiges Wesen gekennzeichnet hat, läßt er ihn sich empören, Prospero entthronen und selbst dessen Stelle einnehmen. Caliban, der das Volk mit Deklamationen gegen das Herrscherthum und mit dem Versprechen der Güterverttheilung und materiellen Wolergehens aufgewiegelt hat, wird

ein Konservativer in dem Augenblicke, da er sich als Fürst in Prosperos Palaste befindet. Er fängt an, die Aristokratie als eine sehr schöne und sehr nützliche Einrichtung zu achten; die Forderungen des Volks scheinen ihm unsinnig und lächerlich; er wird ein Tyrann und bedrückt seine Unterthanen hundertmal mehr, als es Prospero gethan hat. Dieser aber verläßt als ein Verbannter das Land seiner Väter, um in der Fremde den Augenblick zu erwarten, wo das Volk der Herrschaft Calibans überdrüssig werden und den legitimen Fürsten wieder zurückrufen würde. Damit endet das Drama. Als poetisches Werk ist es unbedeutend, langweilig, ohne rechten Sinn; die Anmaßung, eine philosophische Arbeit zu sein, kann es nicht erheben. Es ist unmöglich, daß Renan mit dem „Caliban" eine andere Absicht gehabt habe als die, den Republikanern unangenehm zu werden.

Fragt man sich nun, was diese unbestreitbar ausgezeichneten Geister zu lauen Freunden oder gar zu Feinden der Republik macht, so findet man für die verschiedenen Charaktere verschiedene Erklärungen. Bei den einen geht die Feindschaft gegen die bestehende Ordnung einfach aus der Erbitterung hervor, mit welcher gekränkte Eitelkeit ein kleinliches und selbstisches Gemüth erfüllt. Die gegenwärtige Epoche ist nämlich keine literarische, sondern eine politische; die Schriftsteller nehmen einen kleinen, die praktischen Staatsmänner einen großen Platz im nationalen Leben ein. Das Land ist viel zu sehr von seinen materiellen Interessen, von dem Kampf um die Entwickelung seiner Einrichtungen, von der Abwehr reaktionärer Versuche in Anspruch genommen, als daß es

seine Aufmerksamkeit ästhetischen Fragen zuwenden könnte. Der Geist, der von den großen Aufgaben der Verweltlichung des Unterrichts, der Steuerreform, der Altersversorgung der Arbeiter erfüllt ist, hat weder Neigung noch Muße, eine neue Komödie oder einen neuen Roman als etwas Wichtiges zu behandeln. Diese öffentliche Stimmung drängt natürlich die Schriftsteller der Fiktion in den Hintergrund und das können die unpatriotischen unter ihnen nicht verschmerzen. Unter dem Kaiserreich waren sie Gegenstände des heftigsten öffentlichen Interesses. Die Nation, die bevormundet war und der man nicht gestattete, sich mit ihren wichtigsten Angelegenheiten zu beschäftigen, erfüllte ihre erzwungene Muße mit literarischen Klugredereien und mit persönlichen Anekdoten. Eine erste Vorstellung war ein großartiges Ereigniß; Carpeaux' Tanzgruppe an der Opernschauseite nahm den Umfang einer brennenden Tagesfrage an; die Blätter brachten tägliche Berichte über das Thun und Treiben aller Schriftsteller und Künstler; Paris hatte nichts Wichtigeres zu thun, als sich zu merken, was Sardou gern esse, wer Dumas' Maitresse sei und wie viel Schulden Rochefort habe. Das hat nun aufgehört und es ist ein Glück für das Land. Die verhätschelten Salonhelden von gestern, die Halbverschollenen von heute können es aber der Republik nicht verzeihen, daß sie sie von dem angemaßten Platze weg- und an den ihnen gebührenden zurechtgerückt hat; und ich fürchte, daß einige Unmuthsäußerungen Zolas gegen die Republik und ihre politischen Größen auch nur auf diese persönliche Ursache zurückzuführen sind.

Ein wenig anders liegt der Fall bei jenen, die eine radikale Jugend mit reumüthiger Umkehr zum Konservatismus sühnen. Hier handelt es sich um einen recht gemeinen, aber gewöhnlich gelingenden Kniff. Zur Zeit, als Alfons Karr nicht gehirnerweicht war und noch Geist hatte — das ist allerdings schon lange her, aber immerhin innerhalb Menschengedenkens — that er einen tiefsinnigen Ausspruch über die politischen Parteien seines Vaterlandes. „Die Rothen", sagte er, „das sind die Weißen unterwegs; die Weißen, das sind die ans Ziel gelangten Rothen." Wenn man diesen gutgeprägten Satz seines epigrammatischen Lakonismus entkleidet, so drückt er einfach die Wahrheit aus, daß viele Ehrgeizige sich in der Politik freisinniger Grundsätze blos bedienen, um auf den Schultern des gläubigen und begeisterten Volks emporzuklimmen, daß diese Gattung von Strebern jedoch augenblicklich reaktionär und fortschrittsfeindlich wird, so wie sie sich im Besitze der Regierungsgewalt fühlt. Dieses Verfahren ist aber nicht blos Vorrecht der Politiker geblieben. Es hat durch die Sicherheit und Bequemlichkeit, mit der man dadurch Erfolge erzielt, auch Männer der Literatur und Wissenschaft zur Nachahmung angereizt. Die Sache ist aber auch so kinderleicht! Man beginnt seine Laufbahn als grundstürzender Gottesleugner, macht sich über Himmel und Hölle lustig, verspottet alle Autoritäten und verspeist coram publico mit kannibalischem Appetit ein Ragout von Königen, Aristokraten und Priestern. Die Jugend, die aus physiologischen Gründen stets und überall radikale Triebe hat, klatscht Beifall wie toll; die große Masse, die in Frankreich entschieden freisinnig

ist, bricht in ein Gemurmel der Bewunderung aus und die vornehmen Kreise, die gegen diese Richtung den lebhaftesten Abscheu empfinden, werden durch den allgemeinen Lärm gezwungen, von dem neuen Erben Voltaires, dessen Namen die Volksstimme an ihr widerspenstiges Ohr trägt, unwillig Kenntniß zu nehmen. Nun hat der literarische Streber seinen Zweck erreicht; alle Welt kennt, die Liberalen lieben, die Reaktionäre fürchten und hassen ihn. Jetzt ist es Zeit, daß Saulus nach Damaskus reite, um zum Paulus bekehrt zu werden. Der Augenblick ist gekommen, wo unser Mann daran denken kann, sich mit den vornehmen Faubourgs zu versöhnen und die rauhen Sympathien der plebejischen Menge gegen die feinen Huldigungen der Reichen und Mächtigen zu vertauschen. Er verleugnet seine Vergangenheit und nimmt mit Anmuth eine Mauser vor. Die geräuschvolle Volksthümlichkeit der Hörsäle, Estaminets und Werkstätten geht dann freilich zum Henker, aber dafür öffnen sich ihm duftende Seidenboudoirs, feine weiße Hände markiren mit weicher Bewegung einen Applaus, alte und junge Legitimisten hätscheln ihn, Erzbischöfe und Herzöge klopfen ihm auf die Schulter und da ein reuiger Sünder dem Herrn willkommener ist denn zehn Gerechte, die nie gefehlet, so wird er das Schoßkind der vornehmen Gesellschaft, die im Gegentheile für die alten Lohnschreiber der Partei, welche in ihrem jämmerlichen Küster- und Lakaiendienst à la Veuillot alt geworden sind, weder einen Blick der Anerkennung noch ein ermunterndes Lächeln hat.

Eine bessere Gattung als die Eiteln und die Schlauen stellen die edeln Schwärmer dar, die in der Republik von

heute das leuchtende Ideal ihres Lebens nicht wiedererkennen wollen und eine schmerzliche Enttäuschung fühlen, wenn sie das Bild ihrer Träume mit der prosaischen Wirklichkeit vergleichen. Aber auch diese Abtrünnigen sind, wenngleich sympathisch und entschuldbar, so doch ungerecht. Gewiß, man begegnet in der Politik manchmal unlauteren Beweggründen und zweifelhaften Charakteren. Nicht alle Leute, die heute die Republik im Munde führen, sind Catone. Man stößt da und dort auf niedrigen Ehrgeiz, auf grundsatzlosen Eigennutz, auf Männer, die in der Demokratie nur ein Mittel des Emporkommens sehen und die Republik nur dazu benutzen, um sich an den Tisch der Macht und Würde zu setzen, der sonst für sie nicht gedeckt war. Aber welche Ungerechtigkeit und zugleich Kurzsichtigkeit, die Republik für die Schwächen einzelner Republikaner verantwortlich zu machen! Wie voreilig, einen im Bau begriffenen Tempel zu verdammen, weil die Bauleute nach Knoblauch riechen, rohe Reden führen und schmutzige Hemden tragen! Nur gemach, der Tempel wird bald fertig werden und dann wird sein weißer Marmor nicht mehr den Duft des Knoblauchs bewahren und die zu ihm emporführende Straße nicht mehr von Schlamm und Baustücken unwegsam gemacht und mit zerlumpten Arbeitern bevölkert sein!

Eine letzte Gruppe von Neubekehrten der Reaktion endlich bilden gewisse zartorganisirte, aristokratische Naturen, feinsinnige nervöse Mimosen, die vor der rauhen Berührung der banausischen Menge zurückbeben und die Demokratie zu grobhaarig für ihre überempfindliche Haut finden. Das sind die

geiſtigen Sybariten, die das hochmüthige Wort des
wiederholen: „Odi profanum vulgus“; die einen inſti
Abſcheu gegen eine Geſellſchaft empfinden, welche ein
geſchliffene Anſpielung auf einen griechiſchen Philoſophe
verſteht, ein geiſtreich angewandtes Zitat aus Martic
würdigt und überhaupt der groben Beredſamkeit eine
Kampfe gegen die Prieſter ſprechenden Volksredners
Aufmerkſamkeit zuwendet und mehr Bedeutung beilegt c
tadelloſen Perioden eines Akademikers, der wichtige un
Geſichtspunkte zur Beurtheilung des franzöſiſchen Alexan
gefunden hat. Man kann dieſen großen Herren der G
ariſtokratie nicht unbedingt Unrecht geben. „Vulgus
gute, große, mühſelig lebende, ſchwerarbeitende Men
„profanum“. Es gehört für einen ſtolzen Gelehrte
Ueberwindung dazu, aus ſeinem Arbeitszimmer, welche
Bücherdufte köſtlich parfumirt iſt, hinauszutreten ai
Markt, der nach Nahrungsmitteln, Waarenballen und
athem riecht. Aber dieſer Herzog des Stils und der W
ſchaft geht zu weit, wenn er das arme profanum v
haſſt. „Vulgus“ kann nichts dafür, daß es ungebili
„vulgus“ bedauert es ſelbſt am meiſten, daß es die ai
Feinheiten, die zarten Halbtöne der Bildungs-Ausleſ
aufzufaſſen vermag; es hat den beſten Willen, ſich zu
gute Manieren anzunehmen, ſich das Wolwollen des G
ariſtokraten zu verdienen. Möge der letztere doch die
nicht ſcheuen, ſich unter das banauſiſche Volk zu miſch
ſeines Umgangs zu würdigen, es aufzuklären und zu
und er wird nach einer nothwendigen Uebergangszeit ei

sein zu finden, daß der Geist das profanum vulgus genügend erschlossen ist, um selbst seine feinen Anspielungen und glänzenden Zitate voll zu schätzen, so daß er gar keine Ursache mehr haben wird, dieses profanum vulgus zu hassen, ein Ergebniß, das gewiß niemals erreicht würde, wenn die Grandsseigneurs der Geisteswelt, die vornehmen Denker à la Taine, Littré und Renan, fortführen, die Demokratie um ihrer Grobschlächtigkeit willen geistreich zu verspotten.

Die republikaniſchen Salons.

Wenn die Reaktionäre der Republik einen recht vernichtenden Vorwurf machen wollen, ſo ſagen ſie, daß ihr die Frauen fehlen. „La République manque de femmes!“ Und in den Augen der verführeriſchen Herrchen der vornehmen Faubourgs iſt das eine Todſünde, aber zugleich ein Todesübel, woran ein Regierungsſyſtem unfehlbar zu Grunde gehen muß. Sie bewahren angeſichts der erſtaunlichen Siege, welche die Republik bei jeder Wahl erringt, nur darum noch eine letzte Hoffnung im Grund ihres Herzens, weil ſie wiſſen, daß die Republik den Frauen antipathiſch iſt. Dieſe werden vielleicht noch die gute Sache retten, denken ſie. Haben ja doch auch — sans comparaison — die Gänſe das Kapitol gerettet!

Die Thatſache, daß der Republik die Frauen fehlen, iſt unbeſtreitbar, wenn auch die auf dieſe Thatſache gebauten Hoffnungen der Reaktion ſehr eitle ſind. Man kann natürlich nicht behaupten, daß alle franzöſiſchen Frauen reaktionär ſeien; es gibt Beiſpiele von bewunderungswürdigem Republikanismus unter ihnen; man hat während des Kaiſerreichs, während der tragiſchen Monate der „année terrible“, während der Auf-

regungen der Epoche des 16. Mai Frauen einen republikanischen Muth und Heroismus entfalten gesehen, den viele Männer von angeblich freier Gesinnung in den kritischen Zeiten nicht hatten. Allein wenn es auch zahlreiche Ausnahmen von der Regel gibt, so bleibt es doch wahr, daß die weitaus größere Mehrheit der Frauen Frankreichs heute noch nicht für die Republik geworben ist.

In einer Broschüre, die seinerzeit merkwürdiger Weise großes Aufsehen erregte, obwol sie vom Anfang bis zum Ende nichts ist als ein Gewebe von mystischem und paradoxem Unsinn, verficht Alexander Dumas das politische Stimmrecht der Frauen. Der vernünftige Theil der französischen Kritik hat sich über den Verfasser und seine Lehre gebührend lustig gemacht. Die erste Folge der politischen Emanzipation der Frauen, wandte sie ein, wäre die Erfindung einer neuen Wahlversammlungs-, einer Abstimmungs-, einer Ballotage-Toilette; die zweite wäre die Wahl aller bekannten Tenore und Heldenliebhaber in die Abgeordnetenkammer; Capoul würde alsbald zum Präsidenten der Republik ernannt, Littré wegen seiner strafbaren Häßlichkeit nach Neu-Kaledonien verbannt werden; ein bejahrter Bewerber hätte geringere Aussichten als ein junger, ein verheirateter geringere als ein lediger, ein glattrasirter kleinere als ein schnurrbärtiger. Das sind angenehme Scherze, die einen Kern von Wahrheit einschließen. Allein wenn man auch nicht so weit gehen will wie diese Spötter, so kann man doch mit gutem Gewissen sagen: hätten die Frauen Frankreichs heute das Stimmrecht, so würde morgen die Mehrheit der Kammer

zwar vielleicht nicht aus Tenoren und Huſarenlieutenants, aber ganz gewiß aus Reaktionären beſtehen.

Warum? Aus allgemeinen und aus örtlichen Gründen. Das Weib vertritt in der ganzen Welt den Konſervatismus. Es klammert ſich an das Beſtehende; es hat Furcht vor dem Unbekannten; es ſcheut die Ungewißheiten der Uebergangsperioden. Und das Weib iſt auch eine Feindin der Demokratie, weil es eine Feindin der geſellſchaftlichen Gleichheit iſt. In den vornehmen Klaſſen iſt der Kaſtenſtolz bei den Frauen viel ausgeprägter als bei den Männern. Mesalliancen, bei welchen die Frauen unter ihren angeborenen Rang hinunterſteigen, gehören zu den größten Seltenheiten. Und in den mittleren Klaſſen ſucht das Weib in den Vorrechten ſeines Geſchlechts einen Erſatz für die Vorrechte des Standes, die es nicht hat, die es aber erſehnt. Zu dieſen allgemeinen Gründen, die in der Natur des Weibes ihre Wurzel haben, treten in Frankreich noch beſondere, um das Weib zur Feindin der Demokratie und der Republik zu machen. Wie in allen katholiſchen Ländern, ſo ſteht auch in Frankreich das Weib unter dem Einfluſſe des Prieſters; dieſer aber iſt aus den natürlichſten Gründen der Selbſterhaltung Todfeind eines Syſtems, welches Weltlichkeit und Aufklärung an die Spitze ſeines Programmes geſchrieben hat. Bis es nicht durch Verbeſſerung der weiblichen Erziehung gelungen iſt, das Weib dem Einfluſſe des Prieſters zu entreißen, wird alſo die große Maſſe der weiblichen Provinzbevölkerung Frankreichs die politiſche Ueberzeugung der Beichtväter theilen und dieſe iſt heute eine reaktionäre.

In Paris kommen außer den Einflüſſen des Beichtſtuhls noch andere in Betracht. Die Frauen der Geſellſchaft können die Abweſenheit eines Hofes nicht verſchmerzen. Unter dem Empire gab es für Frauen Hoftitel, Ehrenſtellen, Orden. Die Republik kennt nichts dergleichen. Damals hatte man Bälle und Feſtlichkeiten, wo man glänzen, ausſchweifende Toiletten auslegen, Nebenbuhlerinen im Turnier der Eleganz beſiegen konnte. Die republikaniſchen Feſte bieten hierfür keinen Erſatz; ſie ſind für Krethi und Plethi da; es iſt keine Auszeichnung, an ihnen theilzunehmen; man kann ſich der Zulaſſung zu ihnen nicht rühmen. Und die Galanterie, die unter dem Empire eine ſo furchtbare Macht war, was iſt aus der Galanterie geworden? Die Republik hat ſie, mindeſtens als politiſche Einrichtung, unterdrückt. Der Unterrock iſt für ſie kein Parteibanner mehr. Das Madrigal kann nicht länger ein politiſches Glaubensbekenntniß erſetzen. Der Cotillon hat aufgehört, eine Staatsaktion zu ſein. „Was hilft dir Schönheit, junges Blut“, die Republikaner ſind Bären, die für die Blicke hübſcher Augen und für das Lächeln verführeriſcher Lippen keine Abſtimmungen feil haben. Wenn ein Andlau, Caſſarel, Wilſon ſich von einer Limouſin umgarnen ließen, ſo hatte die Galanterie ſchwerlich etwas damit zu thun, denn die runzelige alte Hexe war nicht geeignet, in zärtlichen Schäferſtunden nach Geßner'ſcher Art eine andere als höchſtens eine — Vermittlerrolle zu ſpielen. Das Weib hat nur bei einem perſönlichen Regiment einige Ausſicht, politiſche Macht zu erlangen. Man kann einzelne einflußreiche Individuen in zarte Feſſeln ſchlagen, das allgemeine Stimm-

recht iſt ein zu großes, zu ungeberdiges Angriffsobjekt für die weibliche Kriegskunſt. Man ſtelle ſich das ehrgeizige Weib vor, welches acht Millionen Stimmbürger mit Mitteln verführen will, die eine ganz beſonders individuelle Anwendung erheiſchen! Ich will nicht ſagen, daß das Weib nicht auch mit dieſer Zahl fertig werden könnte; Ausdauer und guter Wille vermögen ſo viel! Aber die acht Millionen müßten ja gleichzeitig herumgekriegt werden und das überſteigt die Fähigkeit ſelbſt der begabteſten Kokette.

Die Damen der guten Geſellſchaft brachten der Republik anfangs guten Willen entgegen; es wäre ungerecht, dies zu verſchweigen; es wurde unter ihnen guter Ton, in die Kammerſitzungen zu gehen und auf den Tribünen von Verſailles Bonbons zu eſſen; eine Herzogin trieb ihre Verſöhnlichkeit ſogar ſo weit, daß ſie 1876 einen Hut erfand, der in ſeiner Form eine leiſe Anſpielung auf die phrygiſche Mütze enthielt und die herrſchende Mode wurde, bis er durch die aus England herübergekommenen Rembrandt- und Velasquez-Hüte verdrängt wurde. Allein — wird man es glauben? — die Republik hatte nicht die geringſte Dankbarkeit für dieſe huldreichen Herablaſſungen. Die republikaniſchen Abgeordneten fühlten ſich nicht geehrt durch die Anweſenheit bejahrter Schönheiten, die oben auf der Galerie mit dem Fächer raſſelten, laute Geſpräche führten, frech lachten und geziert Schönmäulchen machten, während unten über die größten Intereſſen des Landes geſprochen und abgeſtimmt wurde, und ſelbſt die Aufpflanzung einer „Toque“, die eine niedliche Nachahmung der phrygiſchen Mütze und folglich ein Kompliment an die Republik war, ge-

nügte nicht, um den „ſchönen Weltdamen“, den „belles mondaines“, deren Schönheit allerdings gewöhnlich eine Sache der Schneiderrechnung und nicht ein Geſchenk der Natur iſt, den politiſchen und geſellſchaftlichen Einfluß wiederzugeben, den ſie während des Kaiſerreichs gehabt. Nach ſolchen Erfahrungen gaben ſie die Republik als Perſon ohne Erziehung und Lebensart auf und ſie verſchließen ihr nunmehr hochmüthig ihre Salons.

Die Republik tröſtet ſich hierüber ſo gut ſie kann, aber daß ſie keine Salons hat, iſt unbeſtreitbar. Bisher hat ſich die Republik in Frankreich überhaupt ſtets ohne Salons behelfen müſſen. Die große Revolution war eine grundſätzliche Feindin des Salons, dieſes Bollwerks des ancien régime, dieſer Miniaturnachbildung in mehr oder minder edlem Material des Hofes von Verſailles, und ſie unterdrückte ihn, weil ſie ſeine kleinen Ränke, ſeine leichtfertigen Galanterien, ſeine unwürdigen Geiſtesſpiele und ſeine ariſtokratiſche Ausſchließlichkeit verabſcheute. Sie rechnete übrigens mit dem Bedürfniſſe der Zerſtreuung und Unterhaltung und verordnete die Liebesmahle, „agapes fraternelles“, die die Bevölkerung einer ganzen Straße oder doch einiger Häuſer auf dem Bürgerſteig um eine einzige Tafel zu einer Mahlzeit vereinigten, deren Beſtandtheile von den Feſttheilnehmern im Verhältniß ihres Vermögens beigeſteuert wurden. Das war der revolutionäre Erſatz der Salons: eine Verſammlung am Ufer der Goſſe, im Freien, unter der eiferſüchtigen Ueberwachung grimmiger Republikaner, eine Verſammlung, von der die Eleganz ſtreng verbannt war, wo alle Welt ſich duzte, wo die

einzige erlaubte Schönrednerei ein überſchwenglicher Trinkſpruch auf die Republik war und wo man um jeden Preis heiter ſein mußte, um nicht als Unzufriedener und Kontrerevolutionär direkt vom Liebesmahle zur Guillotine geſchleppt zu werden, wenn man ſich durch üble Laune bloßſtellte. Erſt als die Revolution weſentlich beendet war und nachdem die während der Schreckensherrſchaft vom Entſetzen erſtarrten Glieder des Volkes ſich in einem monatelang währenden Anfall von Tanzraſerei gelöſt hatten, öffneten ſich unter dem Direktorium die Salons wieder und es iſt kein Zweifel, daß in ihnen der Staatsſtreich vom 18. Brumaire und das Empire vorbereitet wurden.

Die dritte Republik geht nicht ſo weit wie die erſte; ſie unterdrückt die Salons nicht, ſie verordnet keine Liebesmahle; aber die letzteren leben aus freiem Antriebe des Volks in einer andern Form wieder auf, in Geſtalt häufiger Bankette zu mäßigen Preiſen, welche die demokratiſche Bevölkerung in gewiſſen Lokalen — ſo z. B. im „Salon des familles“ von St. Mandé — vereinigen, und die Salons verkümmern unter der Ungunſt der Verhältniſſe von ſelbſt. Diejenigen der Ausländer und der Börſenmillionäre haben keinerlei Beziehungen zum ſpezifiſchen Pariſer Geiſte und ſind bloße Dauer-Ausſtellungen oſtentationsbedürftiger Reichthümer; die Salons der Reaktionäre beſitzen nicht den geringſten Einfluß, weil ſie ſyſtematiſch von allen Elementen gemieden werden, die heute in Frankreich etwas bedeuten, die „neuen Schichten“ aber ſind noch nicht zur Schöpfung eigener Salons gelangt, weil ihre Führer nicht die Bedingungen vereinigen, unter

denen allein der wirkliche Salon entſtehen kann. Gambetta war unverheiratet und konnte darum nur amtliche Diners und Soiréen für Herren oder vertrauliche kleine Junggeſellen-Partien geben, von denen die Frauen noch entſchiedener ausgeſchloſſen waren als von jenen. Victor Hugo hatte auch keine Hausfrau, was freilich ſchwärmende Damen nicht hinderte, zu ihm zu gehen; allein der Ton, der bei ihm herrſchte, war zu ſehr der gottesdienſtlicher Verehrung, als daß der leichte Fluß des Geſprächs und die Vertraulichkeit zwiſchen Hausherrn und Gäſten hätten aufkommen können, die die erſte Vorausſetzung eines richtigen Salons bilden, und man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß man bei Victor Hugo nicht in einen Salon, ſondern in einen Tempel trat. Emil de Girardin beſaß die Ueberlieferungen des franzöſiſchen Salons wie kein anderer ſeiner Zeitgenoſſen; allein ſeit dem Tode ſeiner genialen Frau empfing er nicht regelmäßig, öffnete ſein Haus nur noch den Vertrauten und verzichtete darauf, ein geſellſchaftlicher Mittelpunkt und Kriſtalliſationskern zu ſein, um nur durch ſeine Feder auf ſeine Landsleute zu wirken. Thiers war ein leidenſchaftlicher Freund der Konverſation; er war reich und hatte eine Hausfrau; dennoch hielt er weder während ſeiner Präſidentſchaft noch nachher einen Salon, angeblich, weil die wolbekannte Sparſamkeit ſeiner Gemalin ſich den mit geſellſchaftlicher Gaſtfreundlichkeit immerhin verbundenen Ausgaben widerſetzte. Grévy öffnete die Feſtſäle des Elyſée auch nur bei amtlichen Anläſſen; dann drängten ſich zweitauſend Perſonen in den glänzenden Hallen und um die reichbeſetzten Buffets, die Unbekannten, ohne ſich für

einander zu intereſſiren, die Bekannten, ohne ſich finden und mit einander plaudern zu können, alle von der Hitze und dem Gedränge leidend und froh, wieder wegzukommen; außer dieſen amtlichen Empfängen aber machte der Präſident keinerlei geſellſchaftliche Anſtrengungen und er führte in ſeinem Palaſt im Ganzen ein ſehr ſtilles, ſehr zurückgezogenes Leben, ganz ſo wie früher in der Rue St. Arnaud (heute Rue Volney), wo er nur wenige alte Freunde und Verwandte zu empfangen pflegte, und wie ſeit ſeinem Rücktritt im Prachthotel beim Trocadero. Carnot macht zwar mehr Aufwand und bei ſeinen Abendempfängen herrſchen ein etwas höherer Ton und gewähltere Formen als unter ſeinem Vorgänger. Aber es geht bei ihm noch immer recht ſteif und kühl her und von einem wirklichen Salon mit einer harmoniſch zuſammengeſtimmten, von Freundſchaftsbanden umſchlungenen Geſellſchaft kann nicht die Rede ſein. Was endlich die Miniſter, die Präſidenten der parlamentariſchen Gruppen und die einflußreichen Politiker betrifft, ſo halten ſie wol darum keinen Salon, weil ihnen ihre Vergangenheit geſellſchaftliche Zurückhaltung auferlegt. Dieſe Männer ſind nämlich zum Theil Plebejer, die ſich durch Begabung, Willenskraft und Vaterlandsliebe aus Dunkel und Niedrigkeit zu den höchſten Stellen des Staates emporgearbeitet haben, zum Theil ſind ſie lange Jahre dazu verurtheilt geweſen, die ſtolze Armuth der Verbannung zu ertragen und deren heldenmüthige Entbehrungen zu leiden. In beiden Fällen hat ihr Leben ſie mit Leuten von ſolchen Geſellſchaftsklaſſen in mehr oder minder innige Verbindung gebracht, die heute tief unter ihnen ſtehen; ſie waren die Ge-

noſſen des Elends von Menſchen, die wol ein goldenes Herz und einen leuchtenden Charakter haben, aber, minder begabt oder minder glücklich als ihre begünſtigteren Freunde von ehedem, in ihrer urſprünglichen Dürftigkeit zurückgeblieben ſind. Würden nun die ehemaligen Verbannten und die zu Macht und Anſehen gelangten Söhne des Volkes heute Salons eröffnen, ſo fänden ſie ſich vor dem peinlichen Zwieſpalt, entweder ihre Freunde aus den dunkleren Tagen nicht mehr zu kennen oder ſie in eine Geſellſchaft zu ziehen, die nicht die ihrige iſt; zum erſtern ſind ſie zu ſtolz, denn weit entfernt, ſich ihrer kleinen Anfänge oder der harten Zeiten der Verbannung zu ſchämen, rühmen ſie ſich ihrer und es koſtet ſie nicht die geringſte Ueberwindung, den kleinen Leuten die Hand zu drücken, die ſie an die ſchwierigen Augenblicke ihres Lebens erinnern können; aber auch das letztere mögen ſie nicht wagen, vor Allem weil es einem kleinen Handelsmanne, Handwerker oder Geiſtesarbeiter nicht immer angenehm iſt, mit einem General, Botſchafter oder Miniſter Ellenbogen an Ellenbogen zu ſitzen, und dann weil auch die Demokratie noch nicht tief genug in die geſellſchaftlichen Sitten eingedrungen iſt, um die Anweſenheit eines biedern, aber ſchlechtgekleideten Patrioten im Salon eines Miniſters oder Parteiführers zu einer allſeitig angenommenen, keinen Spott herausfordernden Erſcheinung zu machen. Unter ſolchen Umſtänden beſchränken ſich die Perſonen, von welchen hier die Rede iſt, auf amtliche Empfänge, die aller Welt zugänglich ſind, während ſie ihre vertrauteren geſellſchaftlichen Beziehungen in einer durchaus

privaten Form pflegen, die mit der Halböffentlichkeit des Salons nichts gemein hat.

Seit der Gründung der dritten Republik hat es in Paris eigentlich nur zwei wirklich republikaniſche Salons gegeben, die aber alle beide nach kurzer Blüthe verödeten. Der erſte war der Salon der Fürſtin Trubetzkoi. Große Dame, Beſitzerin eines ihrem Rang entſprechenden Vermögens, reich an Beziehungen, die die ganze Pariſer Geſellſchaft umfaßten, dabei eine Freundin der Literatur und ſchönen Künſte, eine gebildete Sprachkundige und geiſtreiche Konverſationskünſtlerin, war die intereſſante Ruſſin vorbeſtimmt, die Königin eines Salons zu ſein. Sie hatte überdies zu ihren anderen Eigenſchaften auch einen lebhaften Geſchmack für politiſche Ränke, die ſie ein wenig als Sport betrieb, und eine Sympathie für die Republik und ihre Stützen, die in der Geſellſchafts-Schichte, der die Fürſtin Trubetzkoi angehörte, nicht häufig iſt. Dies alles machte, daß ihr Hotel in den Champs Elyſées der Sammelplatz aller republikaniſchen Berühmtheiten wurde, welche hier zum erſtenmale mit Elementen in Berührung kamen, denen ſie bis dahin fremd geblieben waren. In den Salons der Fürſtin ſah man oft Thiers und Gambetta, die hier einander näher traten; die Botſchafter der fremden Mächte verkehrten hier mit den Abgeordneten von der Linken; durchreiſende ausländiſche Fürſtlichkeiten und Ariſtokraten lernten hier die Menſchen von Zukunft und Vergangenheit, die glänzenden Namen jedes Berufs kennen; die Unterhaltung war mannigfaltig und ungezwungen; man tauſchte die Neuigkeiten des Tages aus; man hörte die Meinungen der maßgebendſten

erſönlichkeiten über die Lage und die obſchwebenden Fragen; ännner ſo verſchiedener Richtung wie franzöſiſche Radikale id deutſche Botſchafter diskutirten die aufs Tapet gelangen- n Gegenſtände von ihren eigenen Geſichtspunkten aus und nten in höflicher Debatte gegentheilige Anſchauungen kennen, e ſie bis dahin nicht in Betracht gezogen hatten. Es ſchien, s vereinigte der Salon Trubetzkoi alle Elemente, um eine litiſche und geſellſchaftliche Macht erſten Ranges zu werden. nglücklicherweiſe beging die Fürſtin kleine Unvorſichtigkeiten id erregte ſie den Haß der vornehmen Reaktionscliquen gegen ch. Sie verſuchte manchmal franzöſiſche Politiker in inneren nd äußeren Fragen zu beeinfluſſen, was jene nicht ganz takt- oll fanden; ſie erwies fremden Zeitungsberichterſtattern eine aſtfreundſchaft, die weder den Diplomaten noch den repu- likaniſchen Führern ſonderlich gefiel; die Stammgäſte der ürſtin mußten wiederholt erfahren, daß ihre harmloſen leußerungen aus den Trubetzkoi'ſchen Salons ihren Weg in roße europäiſche und amerikaniſche Blätter gefunden hatten, icht ohne auf dieſer Wanderung mannigfache Aenderungen n Geſtalt und Bedeutung zu erleiden; man begann mißtrauiſch und vorſichtig zu werden, um ſich nicht bloszuſtellen; an beobachtete einzelnen aus Beruf indiskreten Gäſten gegen- ber eine Zurückhaltung, die dem ganzen Verkehr den Charakter es Kühlen, Gemeſſenen, Zeremoniöſen aufdrückte und die ühere Gemüthlichkeit verbannte; dazu kam, daß Sardou in iner „Dora" den Trubetzkoi'ſchen Salon öffentlich karikirte, an kann geradezu ſagen an den Pranger ſtellte, was wieder nen wichtigen Theil der Gäſte aus dem verleumdeten Hauſe

vertrieb. Und da um dieſe Zeit die Fürſtin auch in ihrem Familienleben allerlei Kümmerniſſe erfuhr, ſo ſchloß ſie eines Tages ihren Salon und verließ Paris in welchem ſie von 1873 bis etwa 1877 eine erſte Rolle geſpielt hatte.

Der zweite republikaniſche Salon, der die Erbſchaft des Trubetzkoi'ſchen Hauſes antrat und deſſen Thüren, freilich nicht mehr viel beachtet, noch immer offen ſtehen, iſt der der Madame Adam, früher beſſer bekannt unter ihrem Mädchennamen Juliette Lamber, der auf dem Umſchlage vieler Romane und Reiſebeſchreibungen zu leſen ſteht. Obwol bereits Großmutter heiratsfähiger Enkelinen und vorausſichtlich bald Urgroßmutter, iſt Frau Adam noch immer eine hübſche Erſcheinung, mit leuchtenden, großen Schwarzaugen, ſchwarzem Haare, das der Schnee des Alters, von ſelbſt oder mit Nachhilfe, bisher verſchont hat, einer jugendlichen Büſte und einem ſchelmiſchen, ewigbeweglichen, ausdrucksvollen Geſichte, dem man niemals ſein wirkliches Alter geben würde. Mit dieſen Vorzügen verbindet Frau Adam eine große Anmuth, Lebhaftigkeit und gewinnende Liebenswürdigkeit, die ſie zu einer ungewöhnlichen weiblichen Erſcheinung machen. Dabei iſt ſie auch von ſprudelnder Heiterkeit, paradoxalem Witz und einer gewiſſen Meiſterſchaft in der Plauderei, ſo daß ſie den großen Salonvirtuoſen des achtzehnten Jahrhunderts nahekommt. Eine ſolche Individualität mußte Freunde erwerben, wohin ſie immer kam. Alle Welt drängte ſich um ſie und war glücklich, ihre Gegenwart in ihren Salons zu genießen.

Gambetta verplauderte ganze Abende mit ihr, Victor Hugo küßte ihr die Hand, die Miniſter ſchmückten ihre amtlichen Empfänge mit ihrer Anweſenheit. Man begann ſie als Macht im Staat anzuerkennen. Streber ſchlichen ſich bei ihr ein, in der Hoffnung, durch ihren Schutz vorwärts zu kommen. Die Indiskretion der Journaliſtik heftete ihr forſchendes Auge auf dieſen Salon, in welchem die Ueberlieferungen franzöſiſchen Geiſtes und franzöſiſcher Heiterkeit ſo glücklich gepflegt wurden; ungeſchickte Schmeichler nannten Madame Adam die Tallien der dritten Republik. Das verſcheuchte die hervorragendſten Politiker aus ihrem Hauſe, in das zu viel vom grellen Lichte der Oeffentlichkeit fiel. Die geiſtigen Häupter der dritten Republik ſind in dieſem Punkte ſehr kitzelig: ſie wollen nicht, daß man dieſe für ein Direktorium halte, und vermeiden ängſtlich jeden Anſchein der Beeinfluſſung durch ſchöne Frauen. Dieſem catoniſchen Skrupel verdankte es Frau Adam zuerſt, daß ſich die politiſchen Elemente aus ihrem Salon zurückzogen und nur die literariſchen und künſtleriſchen zurückblieben, welche die von ihr gegründete „Nouvelle Revue“ um ſie gruppirte. Ganz vereinſamt wurde ſie dann, als ſie in ihrem übelberathenen Ehrgeize den Rückzug der wirklich einflußreichen Staatsmänner dadurch wettzumachen ſuchte, daß ſie ſich mit einer anrüchigen diplomatiſchen und politiſchen Halbwelt umgab, Deklaſſirte aller Länder mit offenen Armen aufnahm und mit der Erfindung und Verbreitung hochpolitiſcher Verbrecher- und Geſpenſter-Romane aus dem Gebiete der auswärtigen Politik Lärm machte. Und ſo kann man heute ſagen, daß

es in Paris keinen einzigen republikaniſchen Salon im geſchichtlichen Sinne des Wortes gibt und daß die reaktionären Spötter Recht zu haben ſcheinen, wenn ſie triumphirend immer und immer wiederholen: „La République manque de femmes.“

Die Marſeillaiſe.

War das ein Schrecken im reaktionären Lager, als
Mitte Februar 1879 der Abgeordnete Tallandier in der
Deputirtenkammer den Antrag ſtellte, eine alte Verordnung
aus dem Jahre III der Republik, welche die Marſeillaiſe für
die Nationalhymne Frankreichs erklärte, wieder in Kraft treten
zu laſſen! Die ſchwarzen Zeitungen verſuchten wol über den
Volksvertreter und ſeine Forderung zu ſcherzen, allein der
Witz blieb ihnen in der Kehle ſtecken; ſie brachten es nur
zu einer Grimaſſe, nicht zum Lachen; und als gar der Kriegs-
miniſter in einem Rundſchreiben vom 25. Februar 1879 allen
Corpskommandanten befahl, daß die militäriſchen Muſikkapellen
bei allen öffentlichen Feſten, Paraden und ähnlichen Anläſſen
die Marſeillaiſe zu ſpielen haben, da verging den Reaktio-
nären der Spaß ganz und gar und ſie riefen zeternd den
Zorn Gottes auf ihr ruchloſes Vaterland herab, das ſie, wie
gewöhnlich in ihre Dummheit etwas Niedertracht miſchend,
bei jener Gelegenheit den fremden Nationen als europäiſchen
Brandſtifter denunzirten.

Die Söhne der Emigranten besitzen aber glücklicherweise nicht mehr das Ohr Europas und es gibt keinen vernünftigen Menschen, der den Text der Marseillaise buchstäblich nehmen und dieses Lied für eine Kriegsdrohung gegen alle fremden Völker halten würde. Gewiß, ursprünglich war der Sang des Straßburger Artillerielieutenants ein wilder Schrei nach Blut und Rache, die wuthschnaubende Antwort eines für seine Freiheit kämpfenden Volkes auf die Drohungen einer furchtbaren Koalition von Tyrannen. Es war keine Phrase, wenn der Dichter versicherte, daß „die blutige Standarte der Tyrannei gegen Frankreich erhoben sei"; er sagte keine Unwahrheit, wenn er von den „wilden Kriegern" sprach, die seiner Landsleute „Frauen und Kinder in den Armen der Gatten und Väter erwürgten", und er war berechtigt, sie in einem dröhnenden Kehrreim aufzufordern, „zu den Waffen zu greifen, Streithaufen zu bilden, auszuziehen, bis daß das unreine Blut der Fremden ihre Ackerfurchen tränken würde." Allein heute sind die patriotischen Erregungen und Anfeuerungen Rougets gegenstandslos geworden; kein Tyrann entfaltet seine Fahne gegen Frankreich, kein trotziger Krieger erwürgt französische Weiber und Kinder und es hätte keinen Sinn, wenn die Franzosen zu den Waffen greifen, Streithaufen bilden und ausziehen wollten. Die Marseillaise hat sich zu einer geschichtlichen Erinnerung abgeklärt; sie ist zu einem Sinnbilde geworden, dessen Bedeutung keine materielle, sondern eine traditionelle ist.

Die Sitten unserer Zeit fordern, daß eine Nation eine Hymne habe. Die „provisorische" Republik des Herrn Thiers

konnte einer solchen entrathen, die vizemonarchische Republik des Herrn de Mac Mahon half sich gelegentlich der 1878er Ausstellungsfeste mit einer erbärmlichen Leierkasten-Dudelei, welche der alternde Gounod im Schweiße seines Angesichts aus sich herausgepreßt hatte und welche offenbar der bald zu rehabilitirenden legitimistischen Hymne „O Richard, o mon roi" den Platz warm halten sollte. Die endgiltige, wahre Republik aber, deren Aera seit der Wahl Grévys zum Präsidenten angebrochen war, brauchte nicht zur erschöpften Muse des Herrn Gounod ihre Zuflucht zu nehmen, um eine Nationalhymne zu bekommen, sie griff entschlossen zur Marseillaise zurück und erbrachte damit einen Beweis mehr, daß sie die rechtmäßige Tochter der großen Revolution sei.

Die Marseillaise war das Wiegenlied der Revolution von 1789; unter ihren ehernen Klängen ist diese großgezogen worden; ihr Kehrreim klang den Vaterlandsverräthern, die ihre Verschwörungen gegen die Nation mit dem Kopfe bezahlten, auf dem Todesgang in die Ohren; auf den Schlachtfeldern von Jemappes, Valmy, Fleurus wurde der Donner der Kanonen übertönt vom „Aux armes, citoyens!" der Ohnehosen, welche die ihnen gegenüberstehenden alten, trotzigen Berufssoldaten gleich einer Herde Lämmer von Dan bis Berseba jagten. Die Marseillaise ist der erhabene Schrei, in welchem sich die Revolution versinnlicht, und aus jedem Werke, das deren Idee wiederzugeben sucht, hört ein aufmerksamer Geist einen fernen, abgedämpften Widerhall des machtvollen Liedes leise herausklingen. Michelets Geschichte der Revolution ist nichts anderes als eine breite und leidenschaft-

liche Umschreibung der Marseillaise. In den ganzen langen zehn Bänden der „Histoire de la Révolution française“ von Louis Blanc gibt es keine Seite, auf der nicht zwischen den Zeilen die gewaltige Melodie vernehmlich summte. Wer könnte das Bild „Der Tod Marceaus“ von Jean Paul Laurens betrachten, ohne daß in seiner Seele das „Allons enfants de la patrie!“ wie eine Flamme aufloderte? Und was ist der „Auszug der Krieger“ auf dem Triumphbogen in den Elysäischen Feldern anders als die steingewordene Marseillaise?

Welch ein Werk, diese übermächtige Gruppe von Rude! Sie ist die Weihe und Entschuldigung des großen Denkmals der ungerechten Kriege und der unfruchtbaren Glorie des ersten Napoleon. Habe ich es nöthig, die Gruppe zu beschreiben? Sie ist Jedem bekannt, der nur einen Tag in Paris verbracht hat. Eine Gruppe von fünf Kriegern, darunter ein Greis, ein Mann in der Kraft seines Alters und ein unbärtiger, noch kaum den Knabenjahren entwachsener Jüngling, zieht mit Begeisterung in den Kampf für das bedrohte Vaterland. Es ist ein Schwung, ein Enthusiasmus in ihrem eiligen, weitausgreifenden Dahinschreiten, daß man förmlich jeden ihrer angespannten Muskeln „vorwärts! vorwärts!“ jauchzen zu hören glaubt. Ueber ihren Häuptern schwebt mit weitausgebreiteten Fittigen in ungestümem, rauschendem Flug eine gewappnete weibliche Gestalt, der Genius des Vaterlands. Das düstere Weib streckt den rechten Arm mit dem gezückten Schwert in der Faust weit aus, den Kriegern den Feind in der Ferne zeigend, während die Linke mit einer wilden

stürmischen Bewegung die Säumenden herbeiwinkt, die noch in der Hütte und am Pfluge weilen, die noch die Gefahr des Vaterlandes nicht begriffen haben. Der Kopf der geflügelten Gestalt ist ebenfalls nach rückwärts zu diesen Säumenden gewendet. Es ist ein Antlitz von finsterer Gorgonenschönheit. Strenge, abgehärmte Wangen, furchtbar drohende, zusammengezogene Augenbrauen und ein tragisch geöffneter Mund, aus dem ein donnernder Ruf hervorzubrechen scheint. Wenn man diese dahinstürmenden Männer, wenn man über ihrem Haupte, sie mit den klafternden Fittigen beschattend, den gleich einer Windsbraut ihnen voranfliegenden Genius sieht, so hört man es physisch, so hört man es mit den leiblichen Ohren, wie der steinerne Meduſenmund den Schrei ausstößt: „Aux armes, citoyens! Formez vos bataillons!“ Während der langen Jahre, da es in Frankreich verboten war, die Marseillaise zu singen, donnerte die Gruppe am Arc de Triomphe Tag und Nacht das verpönte Lied und die Pariser, die an schönen Sommerabenden in den elysäischen Feldern und in der Avenue spazieren gingen, hatten von diesem Liede die Seele voll, so oft sie den Triumphbogen betrachteten, der blos an Napoleon und das Empire erinnern sollte.

Ich habe soeben gesagt, daß die Marseillaise durch viele Jahre in Frankreich verboten war. In der That, so oft ein persönliches Regiment auf Frankreich lastete, suchte es dieses Lied, diese Versinnlichung der Revolutionsideen, zu unterdrücken. Alle die Herrscher, die es seit der Revolution versucht haben, in Paris einen vergänglichen Thron zu errichten,

wußten, daß die Marſeillaiſe das Zauberwort ſei, welches die ſcheintodte Rieſin Freiheit ins Leben zurückruft, und ſie zitterten, wenn ſie die ihnen unheimliche Todtenbeſchwörung hörten. Die Schickſale der Marſeillaiſe ſind denn auch aufs Innigſte mit der politiſchen Geſchichte Frankreichs verknüpft. Die erſten Lieder, welche die Revolution volksthümlich machte, waren das „Ça ira“ und die „Carmagnole“. Das Echo von Paris wiederholte das „Les aristocrates à la lanterne“ lange vor dem „Allons enfants de la patrie“ und das „Aux armes, citoyens“ hatte Monate lang mit dem Spottvers der Carmagnole:

„Madam' Veto avait promis
De faire égorger tout Paris . . .“

zu ringen, ehe es dieſes Lied endgiltig verdrängte und ſich in der Gunſt der Nation feſtſetzte. Eine ungetheilte Herrſchaft hatte die Marſeillaiſe eigentlich nie. Während der ganzen Zeit des Schreckens wurde ſie zugleich mit dem Ça ira geſungen, das bei den Jakobinern und Cordeliers wegen ſeines düſtern, wilden Charakters beliebter war als das Gedicht Rougets, das doch noch literariſchen Anſtrich hat. Nach dem 9. Thermidor, dem Tage, der Robespierres Laufbahn beſchloß, kam der ſchöne und einfache „Chant du départ“ auf, der beſonders im Heere, das gegen die Vendeer kämpfte, beliebt wurde. Das Direktorium, welches die Spuren der Schreckensherrſchaft bis auf die Erinnerung vertilgen wollte, erhob die Marſeillaiſe zur amtlichen Nationalhymne mit der unausgeſprochenen Abſicht, daß dadurch das Ça ira und die Carmagnole unterdrückt werde. Faſt zehn Jahre lang behauptet

ſich die Marſeillaiſe, nicht ohne im Chant du départ einen ernſten Nebenbuhler zu haben. Als Napoleon ſich zum Cäſar der Franzoſen gemacht hatte, ſchaffte er die Marſeillaiſe ab. Das war eine der erſten Regierungshandlungen des neugekrönten Kaiſers. Das Lied beunruhigte ihn. Es traf ſein Gewiſſen wie der letzte Angſtruf der Republik, die er am 18. Brumaire erwürgt hatte. Er fürchtete deſſen Wirkung auf das Gemüth der Nation, welche die Freiheit und Alles, was ſie daran erinnern konnte, vergeſſen ſollte. Statt des Liedes, unter deſſen Klängen 1792 vierzehn Armeen nach allen bedrohten Grenzen des Landes ausgezogen waren, wurde das „Partant pour la Syrie“ die Nationalhymne der Franzoſen. Es war dies eine lebhafte und niedliche Melodie, welche die Königin Hortenſe, die Stieftochter Napoleons, zu einem unſäglich albernen Gedichte komponirt hatte. Das Gedicht erzählt die Geſchichte des tapfern Dunois, der ein ſchönes Burgfräulein liebte und ins heilige Land zog, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen, und der ſchließlich aus dem gefährlichen Feldzuge glücklich heimkam und ſein ſchönes Burgfräulein zum Altar führte. Was kümmerten Dunois und ſein Kreuzzug und ſeine Liebe die Nation? Was wußten die Franzoſen des erſten Kaiſerreichs vom heiligen Grabe? Was bedeutete ihnen Syrien, ſofern es nicht in Verbindung mit der Peſt von Jaffa und der Belagerung von St. Jean d'Acre auftrat? Dennoch wurde das flaue Lied ſehr populär und ſeine Rhythmen verwoben ſich ſpäter mit der napoleoniſchen Legende, da es am Tage des „Abſchieds Napoleons von den Garden in Fontainebleau“ geſpielt worden war und die Muſikbegleitung dieſer von Malern

und Dichtern vielfach ausgebeuteten melodramatischen Szene gebildet hatte.

Während der hundert Tage, als alle Mittel gut waren, um im ermüdeten Frankreich neue Kriegsbegeisterung zu erwecken, wurde die Marseillaise wieder hervorgesucht und unter ihrem zaubermächtigen Kehrreime zuckte der von zwanzigjährigem Blutverlust erschöpfte Riesenleib der Nation noch einmal in einem Krampf auf, der fast genügt hätte, um die Heere der Verbündeten zu erdrücken. Dennoch konnte das „Aux armes, citoyens" Waterloo nicht verhindern und seine ehernen Klänge gingen im „Heil dir im Siegerkranz" und im „Rule Britannia" unter.

Die Restauration verfolgte natürlich die Marseillaise mit besonderem Fanatismus und that auch dem „Partant pour la Syrie" die Ehre an, es in ihrem Verbot in einem Athem mit dem Liede der großen Revolution zu nennen. Von 1815 bis 1830 hatte Frankreich keine eigentliche Nationalhymne. Die Legitimisten sangen verschiedene Lieder, bald die gefühlsame Romanze

„O Richard, o mon roi,
L'univers t'abandonne . . ."

aus der Oper „Richard Cœur-de-lion" von Grétry, bald das „Vive Henry IV," bald die „Belle Gabrielle". Diese beiden letzteren Lieder hatten keine von den Eigenschaften, die eine Nationalhymne auszuzeichnen pflegen. „Vive Henry quatre" ist ein gemeines Sauflied, „la belle Gabrielle" eine schwindsüchtige Romanze, wie sie von sentimentalen Näherinen an Sommernachmittagen — leider bei offenen Fenstern — un-

ausstehlich gefühlsinnig gegirrt zu werden pflegen. Sie sind so platt und schwunglos wie das Regime, dessen musikalischer Ausdruck sie sind. Sie hielten sich denn auch nur während der Regierungszeit Ludwigs XVIII., während unter Karl X. das „Malbrouck s'en va-t-en guerre" Verbreitung fand. Kann man sich eine schneidigere Satire denken als die Thatsache, daß ein Kinderlied, gesungen von einer Amme, um ihren Säugling in Schlaf zu lullen, die offizielle Leibhymne des altersschwachen, verblödeten und kindisch gewordenen „ancien régime" wurde?

Die glorreichen Julitage kamen und die ersten Töne der wiedererwachten Marseillaise begleiteten die Flintenschüsse, die Karl X. in die Verbannung jagten. Ludwig Philipp setzte sich auf den frei gewordenen Thron und suchte alsbald die unbequem mahnende Marseillaise, die ihm eine Krone auf den Kopf gesetzt hatte, wieder loszuwerden. Aber nicht mit der brutalen, offenen Gewalt eines Polizeiverbotes, — dazu hatte das lendenlahme Bürgerkönigthum zu wenig Rückgrat — sondern auf schlaue und hinterlistige Art. Casimir Delavigne mußte auf Verlangen der Regierung die „Parisienne" schreiben, deren Refrain „Allons! Marchons! Contre leurs canons!" u. s. w. sich an die Stelle des furchtbaren „Aux armes, citoyens" setzen sollte. Das Volk fühlte aber alsbald den Unterschied zwischen dem wahren, tiefen Heroismus der Marseillaise und der windigen, theatralisch flunkernden Großmäuligkeit der Parisienne und diese fiel nach sehr kurzer, künstlich gemachter Volksthümlichkeit in die verdiente Vergessenheit.

Unter den Klängen der Marſeillaiſe wurden alle Emeuten des Julikönigthums, unter ihren Klängen wurde die Februarrevolution gemacht, mit dem „Allons enfants de la patrie“ ſtarb Baudin, ſtarben die dunkeln Helden, die am 3. und 4. Dezember 1851 das Geſetz gegen ſeinen Meuchelmörder Louis Napoleon zu vertheidigen ſuchten. Neunzehn Jahre lang mit den Todtſchlägern der imperialiſtiſchen Polizeihäſcher verfolgt, wurde das Lied am 19. Juli 1870 plötzlich wieder freigegeben, auf Verlangen Girardins in der großen Oper geſungen, ſogar amtlich von den Militärmuſiken geſpielt. Es ſollte die Begeiſterung für den „kleinen Krieg der Kaiſerin“ („ma petite guerre à moi“) erwecken ebenſo wie das „à Berlin! à Berlin!“, das die in weißen Blouſen gekleideten Spitzel nach dem Rhythmus von „les lampions“ auf den Boulevards gröhlten. Der Neffe ahmte eben auch in dieſen winzigſten Einzelheiten den Onkel nach. Aber wie die Marſeillaiſe 1815 Waterloo nicht verhindert hatte, ſo verhütete ſie 1870 Sedan nicht, dagegen fand das Volk von Paris eine Tröſtung in ihr, als es ſich am 4. September von der kaiſerlichen Fäulniß desinfizirte.

Verfolgt vom Empire, überſchrieen von der Reſtauration, eskamotirt vom Bürgerkönigthum, lebte die Marſeillaiſe immer im Herzen der Nation und ihre Weiſe erklang augenblicklich in alter Kraft, wenn die Hand einen Augenblick lang entfernt wurde, welche ſeit 1798 faſt ununterbrochen auf den Mund Frankreichs gepreßt war. Daß ſie endlich von der dritten Republik wieder als Nationalhymne amtlich anerkannt wurde, war ein Triumph des revolutionären Ge-

dankens und ein kluges Zugeſtändniß an die Gefühle der Maſſen, welchen trotz „Partant pour la Syrie“, trotz „O Richard, o mon roi“, trotz „Malbrouck s'en va-t-en guerre“ und „Pariſienne“ die Schlachtenhymne von 1792 ſtets und durch alle Wandlungen der Geſchicke des Landes das hohe Lied, das Lied der Lieder geblieben war.

II.

Stereoskop-Bilder.

Die neuen Monumente.

Ich habe im erſten Kapitel dieſes Buches bereits kurz
ien Monumente gedacht, die während der dritten Re-
bisher in Paris entſtanden ſind. Sie gehören zu den
rdigſten Hervorbringungen der beiden Jahrzehnte, die am
ember 1870 begonnen haben und die die Weltgeſchichte
nen bedeutenden Zeitabſchnitt nennen wird. Sie ſind
ller als alle älteren Denkmäler von Paris, den
hbogen mit ſeinen Bildhauerarbeiten ausgenommen.
zen Zeugniß dafür ab, daß das franzöſiſche Kunſt-
n dieſem Augenblick erſtaunlich fruchtbar und kräftig
ſind eigenartig, lebendig, voll warmer Aktualität,
m unbeweglichen Klaſſizismus der Schule und von
sdruckloſen Allegorien der herkömmlichen Kunſt. Sie
t völlig aus der Art der früheren Monumente; man
nter ihnen vergebens ſteife Säulenheilige wie die
Napoleons auf der Vendômeſäule; nichtsſagende
in Pirouetten-Stellung wie den um gewiſſer wolaus-
er Einzelheiten willen von den Pariſerinen vielbe-

wunderten nackten Genius auf der Juliſäule; auf ſchweren Gäulen einſchlafende, mehr oder minder abſchiedsbedürftige Kavaleriſten wie Ludwig XIV. auf der Place des Victoires oder den guten Henri IV. auf dem Pont neuf, oder endlich gut gearbeitete, aber kalte und nichtsſagende, den Vorübergehenden höchſtens als rieſige „Bibelots“ intereſſirende Möbelbronzen wie St. Michael mit dem Drachen auf der Place St. Michel. Alle dieſe älteren Werke ſind Schöpfungen eines Ateliers, das gegen den Luftzug des Tages hermetiſch verſchloſſen iſt, und haben keinerlei Zuſammenhang mit den bewegenden Gedanken der Zeit; die neuen Monumente dagegen ſind auf dem offenen Schlachtfelde der modernen Gedanken entſtanden, mitten im Getümmel des Kampfes, im dichteſten Gewühle, wo die Heerrufe der Parteien am lauteſten tönten, und durch die formende Hand der Künſtler zuckten dieſelben Krämpfe, welche die Schwertfauſt der geiſtigen Streiter ringsumher um den Knauf der Waffe eiſern verklammert hielten.

Die neuen Monumente von Paris erfüllen mit unvergleichlicher Vollſtändigkeit die wahre Aufgabe öffentlicher Denkmäler, eine Art Biblia pauperum der Zeitgeſchichte zu ſein; ſie ſind Stimmungsbilder in Marmor und Bronze, an denen auch der Leſensunkundige die innerſten Anſchauungen und Gefühle, welche während der erwähnten, ſo hoch bedeutungsvollen Jahrzehnte im franzöſiſchen Volke vorgeherrſcht haben, ſtudiren und von Wandlung zu Wandlung verfolgen kann. Die Reihe beginnt mit der „Gloria victis“ von Mercié, die lange Zeit im Square Montholon aufgeſtellt

war. Es ist dies eine Bronzegruppe von zwei etwas überlebensgroßen Gestalten. Ein geflügelter weiblicher Genius rafft die Leiche eines junges Kriegers vom Schlachtfelde, wo er eben gefallen, mit sich empor, um sie in den Aether zu entführen. Der Krieger, eine blühende, nackte Jünglingsgestalt, läßt den leblosen schönen Kopf auf die Schulter des Genius sinken, sein linker Arm hängt schlaff herab, seine rechte Hand aber hält noch den Griff eines Schwertes, dessen Klinge zur Hälfte abgebrochen ist. Das hehre Weib, das den schönen Jüngling davonträgt, hat den Oberleib mit einem Panzer bekleidet; es ist im Begriffe, mit der kostbaren Last emporzuschweben; es berührt nur noch mit der Spitze eines Fußes die Erde, die das Blut des jungen Opfers getrunken hat, und die weitklafternden Flügel, die zurückflatternden Gewänder, in welche sich die durch den Flug bewegte Luft verfängt, drücken mit solcher Kraft den Aufschwung ins Blaue aus, daß man die Empfindung hat, als würde sich die ganze Gruppe im nächsten Augenblicke vom Boden loslösen und uns in ihrem sausenden Fluge nach oben mitreißen. Das Antlitz des Genius ist nach der Erde gewendet, die er eben verlassen will. Er wirft auf die uns unsichtbaren fremden Sieger einen Blick, der mehr einen Vorwurf als Haß und Trotz ausdrückt, und in seiner von tragischer Wehmuth überhauchten Miene spiegelt sich vor jedem andern Gefühle die Trauer um den jungen Helden, der sein blühendes Leben dem Vaterlande geopfert hat.

Das ist das Denkmal der Stimmung, die in den ersten Jahren nach dem Krieg in Frankreich geherrscht hat. Es war

faſt noch mehr Trauer um die Todten als Haß gegen den Sieger. Es war ein mühſam verhaltenes Schluchzen angeſichts des erlittenen Kummers und Jammers, angeſichts der furchtbaren Lücken in der ſchönſten Jugend der Nation, angeſichts der Verwüſtungen in Stadt und Land, der florumhüllten Fahnen, der entführten Gloire. In dieſer weichen, tiefſchmerzlichen Gelöſtheit, ähnlich derjenigen, in der man ſich auf dem Rückwege vom Leichenbegängniß eines Theuern befindet, erhoben ſich die erſten Stimmen der Tröſtung; man rechnete ſich den Heldenmuth der Beſiegten, die ſtolze Tapferkeit der Gefallenen vor und horchte mit ganzer Seele auf die ſchmeichelnden Verſprechungen der Zukunft, welche den Gebeugten die Worte: „Neugeburt! Wiedererhebung! Künftige Größe!“ zuflüſterte. Das iſt die Stimmung, aus welcher gewiſſe Auftritte der „Fille de Roland“ von Bornier, aus welcher die „Chants du Soldat“ von Deroulède, aus welcher folgende merkwürdige Worte hervorgingen, die den Schluß der „Histoire d'un crime“ bilden. Victor Hugo ſpricht von der Schlacht von Sedan und fährt fort: „Der Einfall der Deutſchen in Frankreich im Jahre 1870 war eine Wirkung der Nacht. Die Welt ſtaunte, daß ſo viel Dunkel aus einem Volke hervorbrechen konnte. Fünf ſchwarze Monate, da habt ihr die Belagerung von Paris. Nacht hervorzubringen macht Macht bekunden; aber rühmlich iſt es, Tag zu machen. Frankreich macht Tag. Daher ſeine ungeheure menſchliche Popularität. Die Geſittung verdankt ihm ihre Morgenröth. Um hell zu ſehen, wendet ſich der menſchliche Geiſt Frankreich zu. Fünf Monate der Finſterniß, das iſt es, was

Deutschland 1870 den Nationen zu geben vermocht hat; Frankreich hat ihnen vier Jahrhunderte des Lichts gegeben. Heute fühlt die gesittete Welt mehr als je, wie sehr sie Frankreichs bedürfe. Frankreich hat sich durch seine Gefahr erprobt. Die undankbare Gleichgiltigkeit der Regierungen hat die Angst der Nationen nur gesteigert. Angesichts des bedrohten Paris herrschte unter den Völkern ein Schrecken der Enthauptung. Wird man Deutschland gewähren lassen? Allein Frankreich hat sich ganz allein gerettet. Es hat sich nur aufzurichten gebraucht. Patuit Dea. Es ist heute größer als jemals. Was eine andere Nation getödtet hätte, hat Frankreich kaum verwundet. Die Verdüsterung seines Gesichtskreises hat nur sein Licht sichtbarer gemacht. Was es an Gebiet verloren, hat es an Ausstrahlung gewonnen . . ." Man mag in diesen hervorgestoßenen Ausrufungen Ungerechtigkeit gegen die Nation finden, die den Völkern nicht blos fünf Monate der Finsterniß, sondern unter anderem auch jene Sonnen gegeben hat, die Gutenberg, Luther, Leibniz, Kant, Goethe, Beethoven heißen; man mag in ihnen eine kindliche Selbstgefälligkeit und Selbstüberhebung erblicken, die zu billigem Spotte reizt. Allein wer nur die geringste Pietät für eine Nation fühlt, die in ihrer Vergangenheit Voltaire und die Revolution, in ihrer Gegenwart die Republik und in ihrer Zukunft den sozialen Fortschritt, vielleicht die Lösung der sozialen Frage hat, wird sich des Lächelns über diese Ausrufungen enthalten. In der That, nach schweren Unglücksfällen ist ein gewisser Grad von Selbsttäuschung nöthig. In ein offenes Grab hinabzustarren wirkt verhängnißvoll. Das

Auge, das stets der Finsterniß zugekehrt ist, verliert die Gewohnheit des Sehens. Um sich zu trösten, muß man sich von der grausamen Wirklichkeit ab- und den Sinnestäuschungen der Hoffnung zuwenden. Eine kleine Dosis Großsprecherei ist Balsam für die Wunden eines Volkes. Mögen die Nachbarn immerhin lachen. Ihr Hohn gelangt doch nicht zum Bewußtsein der Masse und der Balsam wirkt heilend. Selbstvertrauen unter Umständen, die es vernichten könnten, ist eine Probe der Lebenskraft einer Nation. Ein Volk, das kurz nach der „Année terrible" so denken und sprechen konnte wie Victor Hugo in den angeführten Zeilen, legt eine Elastizität und eine Lebendigkeit an den Tag, die allein schon eine Bürgschaft der Wiedererhebung sind. Schwache, welke Nationen würden nach solchen Schlägen zerknirscht und hoffnungslos vor sich hinbrüten. Die „Gloria victis" von Mercié ist die Anrufung Victor Hugos in Denkmal-Bronze übersetzt, ein tröstendes Kompliment an den eigenen Heldenmuth, ein stolzer Hinweis auf ungebeugte Kraft, ein selbstbewußtes Versprechen, das die Zukunft erfüllen werde.

Wie ganz anders ist die Stimmung, welche das nächste Monument in der Reihe verkörpert! Es ist dies gleichfalls eine Bronzegruppe von Mercié, die das Tympanon über dem Haupteingange des Louvre ausfüllt und „den Genius der Kunst" darstellt. Ein nackter Jüngling schwebt auf einem Flügelrosse, das sein Leib kaum berührt, und hält in der Hand eine weithinleuchtende Fackel hoch empor. Dieses großartige Werk wurde im 1878er Weltausstellungssommer aufgestellt und enthüllt. Es ist gleichsam das Titelblatt des Louvre

mit seinen unvergleichlichen Museen; es fasst den Inhalt dieser unschätzbaren Sammlungen von Kunstschätzen in eine Allegorie zusammen, die durchsichtiger und eigenartiger ist als die gewöhnlichen steifleinenen, phantasielosen Schulallegorien; es ruft den Vorüberwandelnden zu: „Kommt Alle, kommt und genießt. Hier kann sich eure Seele aus der Alltagsprosa in die lichten Höhen des Ideals emporschwingen. Tretet ein, hier sind Götter. Introite, hic Dii sunt.“ Aber dieses edle Werk ist zugleich ein dauerndes Denkmal der Gefühle, die während jenes ersten Ausstellungssommers nach dem Kriege die Bevölkerung von Paris erfüllten. Damals war alles Ungemach des Kriegsjahrs vergessen; jede Wunde, die es geschlagen, war geheilt; man blickte nur noch zurück, um den ungeheuern Weg zu messen, den man seit 1870 auf der Bahn aller Fortschritte zurückgelegt hatte; man sah in dem glänzenden Schauspiele des Marsfeldes und Trocadero eine erste Revanche für die erlittenen Niederlagen und in dem huldigenden Andrang aller Völker zum Gewerbepalast eine Wiederkehr des verloren gewesenen Prestige. Im Festtaumel jener unvergeßlichen Monate war man enthusiastisch, friedlich, großmüthig, kosmopolitisch; man glaubte, alle Menschen zu lieben, und man liebte sie vielleicht auch. Man setzte alle seine Hoffnungen und Erwartungen in die Siege der Kunst und des Gewerbefleißes. Man träumte eine Zukunft des Friedens, der Arbeit, der Gesittung; es sollte Licht werden in der Welt und die Bildung, die Kunst sollte die Leuchte halten. Und damit das Jubeljahr nicht spurlos verrinne, setzte ihm die Regierung ein Denkmal in dem Hoch-

relief von Mercié, welches die Menschen in den spätesten Zeiten an einen Augenblick erinnern wird, wo in Frankreich blos die Stimme der Bruderliebe und der Aufklärung gehört wurde. Dieses Denkmal ist das erste in Paris, das aus dem engern Kreise nationaler Vorstellungen heraustritt und mitten im unermeßlichen Horizont universeller Gedanken dasteht; es wendet sich nicht an Franzosen, sondern an Menschen; es ruft nicht den Patriotismus, sondern den Humanismus an; es schöpft seinen Vorwurf nicht aus irgend einem örtlichen Geschichtsvorgange, sondern aus dem Gange der Gesittung des Menschengeschlechts.

Wir gelangen nun zu zwei Denkmälern, die wol eine Umkehr vom schwungvollen Kosmopolitismus des Ausstellungsjahres zu den nationalen Interessen Frankreichs, aber darum dennoch keinen Rückschritt bedeuten; es sind nämlich zwei Standbilder der Republik, das eine auf der Place de l'Institut, das andere auf der ehemaligen Place du Château d'Eau, die jetzt Place de la République heißt. Der Winter, welcher der Ausstellung folgte, war reich an fruchtbaren Entwickelungen der innern Politik; das unselige Mac Mahonnat wurde endgiltig abgethan und Grévy zum Präsidenten gewählt; Frankreich fühlte sich zum erstenmale völlig sich selbst wiedergegeben und es versagte sich nicht die Genugthuung, der glücklich veränderten Lage einen monumentalen Ausdruck zu geben; es freute sich, endlich einmal sich offen zu der Republik bekennen zu dürfen, die es acht Jahre lang nur dem Namen, aber nicht dem Wesen nach besessen hatte, und es forderte ungestüm, daß Paris nicht länger einer sichtbaren Huldigung des

iblikaniſchen Gedankens entbehre. Um dieſem Drängen
h eine erſte Genugthuung zu gewähren, errichtete man zu-
ſt die Statue der Republik auf der Place de l'Inſtitut,
überlebensgroße Bildſäule aus weißem Marmor, welche
Republik in etwas herkömmlicher Weiſe verkörpert. Auf
m über zwei Stufen aufſteigenden viereckigen Sockel ſteht
jugendliche Frauengeſtalt in antiker Kleidung, mit der
hten ein entblößtes römiſches Schwert haltend, deſſen Spitze
h abwärts gekehrt iſt, über der Stirn einen ſchwebenden
rn. In baulicher Hinſicht iſt die Statue von guter
rativer Wirkung. Wenn man aus dem Haupteingange des
n Louvre tritt, hat man vor ſich den Quai, die Seine
die wenig elegante Brücke „des Arts“, an deren jen-
gem Ende die halbkreisförmige, in der Mitte mit einer
pel gekrönte Schauſeite des Inſtituts von Frankreich auf-
t. Der Halbkreis, den die Flügel des Akademiegebäudes
aſſen, war früher leer, jetzt bildet die neue Statue ſeinen
telpunkt und die blendende Weiße ihres Marmors, welche
Sonne beſonders in den Abendſtunden mit roſigen Lichtern
gießt, hebt ſich leuchtend von dem grauen Hintergrunde
Steinfaçade ab wie ein funkelndes Kleinod vom Sammt-
de ſeines Käſtchens. Allein dieſe Wirkung macht das
mal eben nur, wenn man es aus der Entfernung und
Zuſammenhange mit dem ganzen Bilde des Fluſſes, der
cke, der baulichen Umgebung betrachtet; in der Nähe
et man, daß es einigermaßen flau iſt. Der Sockel zeigt
einzige Inſchrift die Buchſtaben „R. F.“ Die Statue
eine läſſige, ein wenig gelangweilte Haltung. Der Kopf

gleicht dem Bilde der Republik, das auf den Silbermünzen zu sehen ist; ein gleichmüthiges, ausdrucksloses Gesicht, das mit wach-träumenden Augen vor sich hinstarrt und um dessen zufriedene Lippen etwas wie der erfreuliche Nachgeschmack eines annehmbaren Diners schwebt. Diese Statue sagt uns nichts und erinnert uns an nichts besonderes. Sie könnte eine beliebige Schulallegorie darstellen. Wenn sie die Republik symbolisirt, so kann es nur die konservative Republik sein, die alle Ueberbleibsel des alten Regimes ängstlich pflegt, sich fürchtet, der Welt mit lauter Stimme ihren Namen zu sagen, und Jedermann förmlich um Verzeihung bittet, daß sie zu existiren wagt. Schon das zurückhaltende „R. F." der Sockelinschrift, die es bei versöhnlichen und begütigenden Anfangsbuchstaben bewenden läßt, um nicht empfindliche reaktionäre Ohren mit dem kühnen Klange des voll ausgesprochenen Wortes zu verletzen, ist für das Denkmal kennzeichnend. Es ist farblos, es bemüht sich, möglichst wenig zu bedeuten, es hütet sich, irgend eine Tendenz hervorzukehren. Es läßt sich wol herbei, die Republik darzustellen, aber es wäre jeden Augenblick bereit, ein Kompromiß einzugehen und im Falle eines Wechsels der Verhältnisse den Rest seiner Tage in einer beliebigen andern Eigenschaft, etwa als Garten- oder Brunnenfigur, als Gerechtigkeit, Weisheit oder andere Tugend zu verleben.

Ganz unvergleichlich großartiger ist die andere Statue der Republik, die auf der Place de la République steht. Die ehemalige Place du Château d'Eau, einer der größten Plätze Europas, war früher bekanntlich von einem ungeheuern und

ıſäglich geſchmackloſen Brunnen verunſtaltet, der jetzt be-
itigt iſt und deſſen Stelle eben das neue Denkmal einnimmt.
ie Aufgabe, die dem Künſtler wurde, war eine ſolche, in
r ſich ein Genie bewährt und an der eine ehrbare Mittel-
äßigkeit hoffnungslos zu Grunde geht. Es galt ein Werk
ı ſchaffen, das einen faſt unüberſehbar weiten Raum ohne
egelmäßigkeit und von ſeltſamen Perſpektiven zu ſchmücken
nd ganz allein mit ſeiner eigenen Bedeutung auszufüllen
ermöchte. Hier war Platz für jeden Flügelſchlag; hier konnte
er größte bildhaueriſche Gedanke ſich zur vollen Klafterung
usbreiten. Und das Werk, das aus dieſen Bedingungen
ervorging, iſt wirklich in jeder Hinſicht ein rieſenhaftes, ob
ir nun ſeine äußeren Verhältniſſe oder ſeine innere Größe
trachten.

Um die Oede des Platzes zu beleben und das Auge des
eſchauers von den nüchternen Formen der Wohnhaus-Archi-
ktur zu den erhabenen Geſtalten des Monuments hinüber-
leiten, ſind ringsherum zahlreiche dekorative Obelisken und
äulen mit Schiffsſchnäbeln angebracht. Das Denkmal ſelbſt
ſteht aus einem hohen runden Unterbau, der ſich in einem
bſatze verjüngt. Auf dem ſtufenförmigen Vorſprunge, der ſo
der Mitte des Sockels entſteht, ſehen wir drei ſitzende
tatuen, welche die drei großen Grundſätze der Revolution,
e Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit, verkörpern. Die
iberté“ iſt ein wunderſchönes Weib, das in der Rechten
e eben zerriſſenen Feſſeln hält, während die Linke eine
ennende Fackel ſchwingt; das jugendliche, energiſche Geſicht

athmet die wildeſte Leidenſchaft; die Augen ſind weit aufgeriſſen, die Naſenflügel ſcheinen zu fliegen, der Mund iſt halb offen, wie keuchend von der überſtandenen Anſtrengung der Selbſtbefreiung; die „fraternité“ ſitzt friedlich und beſchaulich auf ihrem antiken Stuhl und blickt voll Zärtlichkeit auf zwei nackte Kinder, die ſich zu ihren Füßen in holdem Spiel umarmen; die „égalité“ endlich hat das Haupt kühn und herausfordernd erhoben, ſie ſtützt die eine Hand auf eine Fahne und hält mit der andern das Dreieck, das alte Sinnbild, mit dem die erſte Republik die Gleichheit verſinnlichte. Zwiſchen den drei Frauengeſtalten ſind drei Inſchriftenfelder, auf welchen ſich die Worte wiederholen: „A la gloire de la République française, MDCCCLXXX, 14 Juillet.“ Vor dem einen Inſchriftenſchilde liegt auf einem Vorſprung ein Koloſſallöwe aus Bronze, der mit trotzigem Blick ins Weite ſchaut. Um den Sockel zieht ſich zu Füßen der drei Statuen ein Fries von Bronzereliefs hin, welche die hervorragendſten Auftritte der Revolutionsgeſchichte Frankreichs darſtellen: Camille Desmoulins' Brandrede an die Spaziergänger im Palais Royal; die Erſtürmung der Baſtille; die Eidesleiſtung der Nationalverſammlung; die Erklärung der Menſchenrechte; den heldenmüthigen Untergang des „Vengeur“, die Erſtürmung der Tuilerien im Jahre 1848 u. ſ. w. Auf der hohen Plattform des Sockels endlich ſteht die Statue der Republik, ein ſtolzes, ruhiges Weib mit übermenſchlicher Würde in dem durchgeiſtigten Antlitz; ihr götterhaftes Haupt ſchmückt die phrygiſche Mütze, ihre Linke ſtützt ſich auf eine Geſetzestafel, an ihrem Gürtel hängt ein Schwert, deſſen Klinge ruhig

in der Scheide ſteckt, die hocherhobene rechte Hand aber hält einen blühenden Oelzweig, das Sinnbild des Friedens.

Wenn man kritiſiren wollte, ſo könnte man ſagen, daß die Koloſſalſtatue der Republik für ihre eigene Breite, für die Maſſigkeit des Unterbaues und für die Größe des Platzes etwas zu kurz und zu ſtämmig gerathen iſt und daß es einigermaßen unnatürlich wirkt, die Statue der Freiheit mit ihrem illuminirten Antlitz, ihren feuerſprühenden Augen und der ungeheuern Leidenſchaftlichkeit ihrer Bewegung ſitzen zu ſehen; die erſtere ſollte ſchlanker und höher ſein, die letztere müßte unbedingt ſtehen, doch war dies leider wegen der Symmetrie mit den beiden anderen Statuen nicht auszuführen. Das ſind übrigens Einzelheiten, die bei der Großartigkeit des Ganzen kaum in Betracht kommen. Ich kenne in ganz Europa kein einziges öffentliches Denkmal, das ſo überwältigend wirken würde wie dieſes Denkmal der Republik. Es rieſeln mir Schauer über den Rücken, wenn ich es betrachte. Welche Größe, welche Erhabenheit, welche gewaltige Fülle des Lebens und der Empfindungen! Dieſe „liberté“ namentlich iſt athemraubend in ihrer furchtbaren Schönheit und Leidenſchaft. Das iſt ſie leibhaftig, die zornmüthige Göttin der Freiheit, die ſich eben aus der Hölle der Tyrannei ans goldene Tageslicht emporgerungen hat. Wie grüßt ſie jubelnd die Sonnenſtrahlen! Wie fliegt die hochathmende, jauchzende Bruſt! Da iſt die Feſſel, die ſie bisher geknebelt hat. Sie iſt zerriſſen, ſie wird gleich weit weggeſchleudert ſein. Da iſt die führende Fackel, die den Nachſtrebenden voranleuchten ſoll. Immer nach! Immer

nach! Und wehe dem, der es wagen wollte, der Göttin in den Weg zu treten! Die Blitze ihres Auges würden ihn verzehren, der Donner ihrer Stimme würde ihn zerschmettern, die geballte Faust würde ihn zermalmen. So ist die Freiheit dem Franzosenvolk erschienen: mit einem ungeheuern Ruck, von dem die ganze alte Welt erbebte, ihre Ketten sprengend; von zahllosen Verfolgern, von dem feudalen Europa in Waffen bekämpft und gehetzt; ihren Widersachern ein furchtbares Antlitz zeigend, ein Grauen ihren Feinden, selbst ihren Freunden eine donnernde, schreckende Göttin. Es war die Tragik der großen Revolution, daß man sie von außen verhindern, daß Europa den Franzosen den ungestörten Ausbau ihrer Freiheit nicht gestatten wollte, daß es sie zwang, sich mit Feuer und Schwert ihre Menschenrechte zu wahren. Ohne das Manifest des Herzogs von Braunschweig wäre Ludwig XVI. nicht aufs Schaffot gestiegen und die Schreckensherrschaft nicht hereingebrochen. Die „liberté“ des Monumentes nun ist die richtige Freiheit von 1793. Es ist etwas von Guillotine in ihren Augen, es ist terreur in ihren fliegenden Nüstern; es ist die Freiheit, die vierzehn Armeen an die Grenzen schickt und alle feindlichen Tyrannen auf ihren Thronen bedroht. Aber diese Freiheit ist eine geschichtliche Erinnerung ohne Aktualität. Die heutige Republik ist, wie sie das bronzene Götterweib da oben versinnlicht: ruhig im Bewußtsein ihrer Riesenstärke, stolz und unbekümmert um die Widersacher ihre phrygische Mütze zur Schau tragend, Schwert in der Scheide, Oelzweig in der Hand, eine Republik des Friedens, der Arbeit, des Fortschrittes . . .

Dieſes Monument kann nicht übertroffen, kann ſchwerlich erreicht werden. Ein Denkmal, das kurz nach deſſen Errichtung enthüllt wurde, verſchwindet daneben, trotzdem es an ſich ſchön und ausdrucksvoll iſt. Es iſt dies der „Löwe von Belfort“ auf der Place d'Enfert-Rochereau, dem Andenken des heldenmüthigen Vertheidigers von Belfort, des Oberſten Denfert-Rochereau gewidmet. Das Denkmal iſt, was ſein Name ſagt: ein eherner Koloſſal-Löwe mit einer Inſchrift auf dem Sockel, die ſeine Bedeutung erklärt. Auch der „Löwe von Belfort“ iſt für die herrſchenden Anſchauungen charakteriſtiſch. Unter dem Empire hätte man dem Vertheidiger einer Feſtung eine Porträtſtatue, nicht einen ſymboliſchen Löwen errichtet. Heute gibt man der Huldigung eine unperſönliche Form; man feiert nicht blos den Kommandanten, ſondern auch die Soldaten und die Bürger, die er befehligte. Man hatte Gelegenheit, eine der üblichen Bildſäulen eines ſchönen Militärs in Uniform aufzuſtellen, und man zog es vor, ein heraldiſches Thier zu gießen, welches das Volk bedeutet. So beobachten wir im heutigen Paris, im heutigen Frankreich auf Schritt und Tritt den Durchbruch des demokratiſchen Gedankens.

Die Reihe der fünf Monumente, die ich im Vorſtehenden geſchildert, hat die Bedeutung einer Renaiſſance in der großen, monumentalen Kunſt. Dieſe im erſten Jahrzehnt der dritten Republik entſtandenen Denkmäler ſind ihrem Gedanken und ihrer Ausführung nach republikaniſch. Sie ſtellen vaterländiſche und allgemein menſchliche Gedanken, nicht Perſonen

dar. Sie geben die Ehren des offenen Marktes Tendenzen, nicht Individualitäten. Sie sind Axiome und Glaubensbekenntnisse, nicht Komplimente. Es umwittert sie nicht mehr der Parfüm eines Hofes oder einer Kaserne, sondern der Athem des ganzen Volkes.

Dalous Triumph der Republik.

Das zweite Jahrzehnt der dritten Republik hielt in nſtleriſcher Beziehung nicht ganz, was das erſte verſprochen tte. Man verfiel theilweiſe wieder in die alten Irrthümer. an feierte wieder Perſonen, nicht Allgemeinheiten. Aller- ngs Perſonen, die im Gedächtniſſe der Menſchen nicht als erſtörer und Blutvergießer, ſondern als Kämpfer für Fort- hritt und Aufklärung, als friedliche Helden des Gedankens ben. Eine ganze Bevölkerung von Bildſäulen wuchs aus m Pflaſter der Straßen und Plätze empor. Voltaire, Diderot, hakeſpeare, der große Kunſttöpfer Bernhard de Paliſſy r Buchdrucker und Aufklärungs-Blutzeuge Dolet, der Anthro- loge Broca, noch kleinere Lichter erhielten ihre Denkmäler. it der Vervielfältigung der Statuen ging ein ſtetiges Sinken es Kunſtwerths Hand in Hand und einige von ihnen ſind r noch Handwerker-Arbeiten und als ſolche nicht einmal ſonders löblich.

Aber ſelbſt ſolche Werke, zu denen ein großer Anlauf nommen wurde, wie das Denkmal Gambettas im Hofe des uvre, ſind kläglich mißrathen. Beſonders dieſes Gambetta-

Monument ist das schlechteste, das Paris überhaupt besitzt. Eine unförmliche abgestutzte Pyramide aus grobkörnigem Stein, dessen Seiten von oben bis unten mit bogenlangen Inschriften, Auszügen aus Gambettas Reden, bedeckt sind. Eine Steingruppe mit Gambetta im Mittelpunkt, an eine der Seiten der Pyramide geklebt, in unglücklicher Perspektive allseitig bis zur Verzerrung sämmtlicher Formen verschoben, ausdruckslos grau auf grauem Grund und schon aus kurzer Entfernung nicht zu unterscheiden. Auf der Spitze der Pyramide ein geflügelter Löwe, der nicht etwa emporfliegt, wozu er doch die Flügel hat, sondern mit äußerster Anstrengung hinaufklettert und völlig erschöpft und keuchend ankommt, eine Thier-Karikatur, eine Satire auf die unfruchtbare Phantasie von Künstlern, welche die verschiedenen Klassen des Thierreichs ungeheuerlich zusammenkuppeln, ohne mit der widernatürlichen Vermischung etwas Lebensfähiges hervorzubringen. Auf dem Rücken dieses beflügelten Kriechers eine unverständliche Frauengestalt mit unverständlichen Beigaben. Am Fuße der Pyramide zwei häßliche nackte Riesenfrauenzimmer, bronzene Köchinen von monumentalen Verhältnissen, die im Begriffe scheinen, ein Bad zu nehmen, das ihnen nur von Vortheil sein kann. Das Ganze ein Zeugniß seltener Schaffens-Unkraft, eine nichtssagende Häufung von unzusammenhängenden Menschen und Dingen, ausdruckslos trotz der vielleicht sehr beredten Leitartikel, welche an den Seiten der Pyramide vergebens Leser anrufen.

Ungleich werthvoller, wenngleich auch nicht ganz befriedigend, ist der „Triumph der Republik“ von Dalou, dessen

Errichtung auf der Place de la Nation mit der Weltausstellung von 1889 zusammenfällt.

Die „Place de la Nation“ liegt im äußersten Osten von Paris. Auch hier, wie in London und Berlin, ist der Westen die vornehme Weltgegend, der Osten folglich das Gegentheil. Dort sind die Vorstädte der Arbeiterbevölkerung. Dort wimmelt das Proletariat des Faubourg St. Antoine. Es ist eine rührende Sorge der französischen Republik, sowol in der Staats- wie in der Pariser Stadtverwaltung, daß sie ihre prächtigsten Kunstschöpfungen nicht in die Zierplätze der reichen Stadttheile, sondern mit Vorliebe in die ärmsten Viertel stellt. In allen anderen europäischen Großstädten haben Denkmäler in Stein und Erz Paläste zum Rahmen. Hier erheben sie sich vielfach inmitten dürftiger Miethhäuser mit schäbigen Kramläden und schmalen Fenstern, aus denen wie aus hohlen Augen die Noth starrt. Man trägt hier gern den Prometheusfunken der Schönheit unter die Armen und Elenden und speist sie einstweilen mit ästhetischen Genüssen, in der Erwartung, daß später einmal eine anders eingerichtete Gesellschaft ihnen auch das tägliche Brod reichen werde, das sie heute nicht immer erlangen können.

Auf dem entlegenen Platze der Nation also hat man Dalou's „Triumph der Republik“ errichtet. Es ist eine gewaltige Gruppe, die eine große Auswahl des Herrlichsten bietet, was die drei Naturreiche und die geschickte Menschenhand hervorbringen: Männer, Löwen, Fackeln, Frauen, Prunkwagen, Arbeitsgeräth, Kinder, Szepter, ganz, halb und gar

nicht bekleidete Gestalten, Blumen, Früchte, Alles, was des Menschen Herz erfreut. Man findet diese Aufzählung vielleicht ein bischen chaotisch, aber auf dem Denkmal herrscht auch nicht viel mehr Ordnung. Es ist eben tumultuös und phantastisch, wie seine Schilderung gleich zeigen soll.

Den Uebergang vom Gemeinplatz (im buchstäblichen Sinne des Wortes) zu der Kunstschöpfung, die den Beschauer aus dem Alltagsleben ins Ideale emporraffen soll, vermittelt ein elliptischer Unterbau aus weißem Marmor, aus dem vier starke kragsteinartige Gräten hervortreten. Dieser Unterbau verjüngt sich rasch nach oben und formt mit schiefen Flächen, Wülsten, kräftig eingezogenen Kehlungen und Gesimsleisten ein reiches, charaktervolles Profil. Vorn ist er mit einem barock umrahmten gewölbten Schilde belegt, der die Inschrift „République française" trägt und um den sich ein Band mit den Worten „Liberté, Egalité, Fraternité" schlingt. Palmzweige, Eichen- und Lorbeerblatt-Gewinde, flatternde Bandstreifen, mit Nachahmung der Metalltechnik scheinbar angenagelte Kartuschen, auf denen nochmals die Zauberformel „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" erscheint, schmücken außerdem noch den Unterbau, der dadurch etwas überladen und um die Klarheit seiner schönen Aufrißlinie gebracht wird.

Auf dem Sockel steht ein zweiräderiger Triumphwagen, an dessen Deichsel zwei gewaltige Löwen gespannt sind und aus dessen Mitte sich eine etwas kurze und dicke Säule mit jonisirendem Kapitäl erhebt. Auf der Säule ruht eine Kugel und diese trägt eine schlanke, jugendliche Frauengestalt, das

Haupt mit einer diskret ansteigenden phrygischen Mütze bedeckt, der rechte Arm und die geöffnete Hand mit gespreizten Fingern ausgestreckt, die linke Hand auf ein Liktorbündel ohne Beil gestützt, der Oberleib bis auf eine über die rechte Schulter zur linken Hüfte übergeworfene Schärpe entblößt, der Leib sonst mit einem losen Gewande bekleidet, das mantelförmig, wie beim Apoll von Belvedere, vom rechten Arme hängt, in kapriziösem Faltenzug um die Beine flattert und zur Seite der nackten Füße als reiche Schleppe über die Kugel hinabfließt.

Auf dem rechten Löwen des Gespanns reitet seitlings, nach Frauenart, ein nackter Jüngling, der in der Rechten eine flammende Fackel hochhebt und mit schroffer Wendung des Oberkörpers und Kopfes zu der Frauengestalt auf der Kugel emporblickt. Rechts vom Triumphwagen, wuchtig zu ihm geneigt und die Linke gegen sein Rad drückend, schreitet ein herkulischer Mann mit nacktem Oberleib und einem Schurzfell um die Lenden, der einen schweren Hammer schultert; links begleitet den Wagen eine junge Dame mit ausgeschnittenem Kleide, das üppige Reize enthüllt, und greift mit der Rechten schiebend ans Rad, während die das Kleid ein wenig aufraffende Linke ein Szepter hält. Hinter dem Wagen steht eine spitternackte weibliche Gestalt, die Früchte und Blumengewinde auszustreuen scheint. Drei oder vier nackte kleine Bengelchen treiben sich zwischen den Erwachsenen umher, drängen sich vorn an die Löwen, hinten an die Früchtespenderin und suchen sich nach Kinderart mit wichtiger Miene nützlich zu machen, indem sie allerlei Gefäße, Bücher, Blumen-

vorräthe und ähnlichen Kram tragen. Die Häufur wimmelnden Geſtalten bildet ſtellenweiſe ein förmliches einander, in welchem die Durchſichtigkeit und mit i Deutlichkeit verloren geht, ſo daß man z. B. den Aufb Triumphwagens und der aus ihm hervorwachſenden nicht recht verfolgen kann.

Das Kunſtwerk ſucht nicht nur plaſtiſch, ſondern farbig zu wirken. Die Geſtalten ſind aus Bronze, n Beiwerk iſt vergoldet und die blinkenden Metallmaſſen in kräftigem Gegenſatz aus dem weiß ſchimmernden M Unterbau hervor.

Die Schöpfung Dalou's enthält eine Fülle ſchöner heiten; die naturaliſtiſch modellirten Löwen, die Lar Baryes oder Cains würdig wären, ſind Urbilder gew aber zur Ruhe gebändigter und nutzbar gemachter Kre kleinen Jungen ſind allerliebſte Bürſchchen, deren ſi Nacktheit jedes Mutterauge entzücken muß und die wegungen von reizender Natürlichkeit trippeln, Gege ſchleppen und zu den Großen aufſchauen. Die beid ſtalten zur Seite des Wagens, der robuſte Arbeiter m Hammer und die vollbuſige Frau mit dem Szepter peinlich wahr gearbeitete Menſchen, unter deren Haut le Muskeln ſchwellen und wirkliches Blut rollt, und di auf der Kugel hat Hoheit in der Haltung des Kopf ſchlanken Halſes. Freilich ſind ſelbſt die Einzelheiten durchweg einwandfrei. Das nackte Weib, das hinte Triumphwagen Blumen und Früchte ausſtreut, hat Rücken von einer Geradheit, die bei Hans Virchow,

die normalen Krümmungen der Wirbelsäule bei den verschiedenen Menschenrassen eingehend studirt hat, großes Kopfschütteln erregen würde, und der Jüngling, der auf dem Löwen reitet, scheint, von der linken Seite gesehen, gar keine Mitte zu besitzen, sondern aus einem Oberkörper und zwei Beinen zu bestehen, die durch einen gedrehten Lappen schwach zusammengehalten sind.

Ueber diese, ich gebe zu, etwas kleinlichen Einwendungen wäre indeß wol hinwegzukommen, wenn man ihnen nicht einen großen Einwand hinzuzufügen hätte. Wie verdienstlich auch die Einzelheiten sein mögen, das Ganze ist ein gewaltiger ästhetischer Irrthum.

Es erfüllt mich mit tiefem Bedauern, daß ich dies aussprechen muß, denn Dalou ist eine der anziehendsten und achtunggebietendsten Künstler-Erscheinungen dieser Zeit. Seine Anfänge waren so hart, daß jedes schwächere Talent unter solchen Umständen unterlegen wäre. Für die Freiheit, die Aufklärung, den Fortschritt in jeder Form begeistert, schloß er sich 1871 der Pariser Kommune an, als er in ihr die Vertheidigerin der Republik gegen die Anschläge der Reaktion zu sehen glaubte. Nach den blutigen Maitagen gelang es ihm, in England eine Zufluchtstätte zu finden. Wäre er damals in die Hände der Versailler gefallen, Frankreichs Kunstgeschichte wäre vielleicht um einen ruhmreichen Namen ärmer. In London machte er jahrelang Porträt-Büsten und -Medaillons, welche die Aufmerksamkeit der Kenner erregten. Er fristete mit diesen Arbeiten nothdürftig das Leben und widmete das Beste seiner Zeit und seines Könnens der Vorbereitung groß-

artiger skulpturaler Verherrlichungen der französischen Revolution, deren monumentale Ausführung er damals kaum träumen durfte. Die Amnestie öffnete ihm die Grenzen seines Vaterlandes wieder, er eilte nach Paris und überraschte die Welt im Salon 1884 mit dem Hochrelief „Die Generalstaaten im Ballspielsaale von Versailles", das ohne einen Laut des Widerspruchs den Ehrenpreis des Salons erhielt und seinem Urheber sofort einen ersten Rang in der Reihe der französischen Bildhauer verschaffte, die doch so glänzende Namen wie Mercié, Falguière, Barrias, Morice, Chapu u. s. w. enthält. Die Stadt Paris beeilte sich, Dalou mit der Ausführung seines Meisterwerkes im Großen zu beauftragen, und ließ die herrliche Schöpfung in Bronze gießen. Nun hatte er den Erfolg, den Ruhm, die amtlichen Ehren, er wurde aber den Idealen seiner Jugend darum nicht untreu. Mit dem Bändchen der Ehrenlegion geschmückt, ein einflußreiches Mitglied der Salon-Jury, voraussichtlicher Kandidat für die nächste freie Stelle eines Bildhauers in der Akademie der schönen Künste, ist er der alte wilde Republikaner geblieben, dem selbst noch die Flinte des Kommunards ein zulässiges Ausdrucksmittel politischer Ueberzeugung scheint, und verherrlicht mit Vorliebe revolutionäre Vorgänge und Menschen. Im 1885er Salon hatte er neben einem „trunkenen Silen auf dem Esel, von Bacchantinen umgeben", eine Bronzestatue des ewigen Verschwörers Blanqui, bestimmt, dessen Grabmal auf dem Montmartre-Kirchhof zu schmücken; 1887 stellte er eine Büste Rocheforts aus, der damals noch nicht Boulangist war, u. s. w.

Sein künstlerisches Temperament hat Dalou zugleich von en französischen Bildhauern des achtzehnten Jahrhunderts nd von den Italienern des Cinquecento geerbt. Die annuthige Schalkhaftigkeit, die Clodion blos in niedlichen Thonschöpfungen entfaltete, die kühne und elegante Bewegung, die Pigalle dem Marmor zu geben wußte, findet sich bei Dalou zugleich mit der treuen Naturbeobachtung eines Donatello oder Sansovino, mit dem Streben jener Florentiner und Venezianer vereinigt, die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen. Dalou ist in seinem Wollen und Können der unmittelbare Nachkomme jenes erstaunlichen Carpeaux, dessen Marmorgruppe „der Tanz" an der Oper das letzte Wort der bildhauerischen Beherrschung des Steins und der Wiedergabe üppigen, heißen Lebens ist, und jenes titanisch leidenschaftlichen Rude, dessen „Auszug der Krieger" auf dem Triumphbogen die dröhnenden Wölbungen dieses stolzen Baues mit dem Widerhall flammender vaterländischer Schlachtlieder zu erfüllen scheint.

Der „Triumph der Republik" zeigt diese Vorzüge Dalous. Aber nur in den Einzelheiten. Der Mann mit dem Hammer würde Rude keine Schande machen. Der Eleganz der Frau auf der Kugel, der jähen Wendung des Jünglings auf dem Löwen würde Pigalle Beifall klatschen. Freilich, der Frau mit dem Szepter, der nackten Gestalt hinter dem Triumphwagen merkt man es andererseits an, daß Dalou Rubens zu viel angesehen hat. Bei der Arbeit scheinen ihn Erinnerungen an die unglückseligen 22 Riesenbilder der „großen Galerie" des Louvre verfolgt zu haben, die Rubens für den Luxem-

bourg-Palast der Katharina von Medicis gemalt hat. Ich weiß wol, daß alle ledernen und steifleinenen Professoren der Kunstgeschichte, die für ihre schulgerechte Begeisterung Staatsgehalt beziehen, diese Gemälde wissenschaftlich bewundern, mit Fußnoten, reichlichen Zitaten und Quellenangaben. Mir aber sind sie ein Greuel mit ihren schweren Frauenzimmern, für die der solideste Eichenstuhl gerade stark genug wäre und die auf krausen Wölkchen in Grau und Rosa schweben, und mit ihrem heroisch nackten, allegorisch verwurstelten Heinrich dem Vierten, auf dessen Leib eines mythologischen Helden der realistische spitzbärtige Graukopf geradezu anstößig wirkt.

Die große Sünde Dalous ist die, daß sein „Triumph der Republik" — wie ja die Rubens-Serie auch — eine Allegorie ist. Es besteht ein Zwiespalt zwischen der Erscheinung und dem Sinne, den er in sie hineingedeutet haben möchte. Was er sagen wollte, ist dieses: „Die Republik stützt sich auf die Arbeit und die Gerechtigkeit; sie verbreitet Ueberfluß im Volk und führt dieses mit unwiderstehlicher Kraft beim Lichte der Aufklärung die Bahn des Fortschritts entlang." Das ist eine Leitartikel-Phrase oder ein Satz aus der Banket-Rede eines Dutzendpolitikers. Ein Vorwurf für eine bildhauerische Schöpfung ist es nicht. Was Dalou wirklich dargestellt hat, ist denn auch nicht nothwendig jener aschgraue politische Gemeinplatz.

Nehmen wir an, ich habe nicht gelesen, welches Thema dem Denkmal untergelegt ist; ich bin ja nicht verpflichtet, mich durch Zeitungslektüre auf seine Betrachtung vorzubereiten. Ich blicke es also mit unbeeinflußten Augen an. Was ich

nn wirklich sehe, ist dieses: ein schönes Frauenzimmer, das ich der Art von Zirkus-Akrobaten auf einer Kugel steht und en Arm seitlich wegstreckt, um in der schwierigen Stellung as Gleichgewicht zu bewahren; ein schwerer Wagen, der im Kothe stecken geblieben zu sein scheint und den ein Mann und eine Frau fortzuschieben bemüht sind, aber etwas zerstreut, mit geringem Eifer; ein Bursche, der das Löwengespann lenken soll, aber anscheinend den Weg nicht kennt und sich fragend zur Seiltänzerin umwendet, wobei er die Fackel hochhebt, die wol bestimmt ist, den offenbar sehr schlechten, tief aufgeweichten Weg zu beleuchten. Das Ganze hat weder Sinn noch Verstand und macht den Eindruck eines unzusammenhängenden Traumgesichts oder des Phantasiegebildes eines Delirirenden.

Dalou ist an der ihm gestellten Aufgabe gescheitert, weil er an ihr scheitern mußte. Sie geht eben über die Grenzen seiner Kunst hinaus. Man kann die unsinnlichen abgezogenen Gedanken, welche das Denkmal verkörpern soll, ebensowenig mit den Mitteln der Bildhauerei wie etwa mit denen der Musik allein, ohne Hilfe des Wortes, ausdrücken. Wer schreibt doch einen neuen Laokoon, um begabte Künstler von dem unseligen Irrthum zu heilen, als könnten die bildenden Künste Abstraktionen ausdrücken! Diese Künste haben die Aufgabe, sinnliche Erscheinungen aus der Welt des Stoffes nachzubilden. Eine Allegorie ist aber die widersinnige Einkleidung einer Abstraktion und eine Abstraktion ist der gerade Gegensatz der sinnlichen Erscheinung. Sie ist ein seelischer Vorgang, der darin besteht, daß man von einer sinnlichen Erscheinung einen

einzigen, ihr eigenthümlichen Zug absondert und aus diesem einen Zuge, der in der Wirklichkeit niemals für sich allein, immer nur an eine körperliche Erscheinung gebunden vorkommen kann, eine neue Vorstellung bildet, die mit der Erscheinung, der sie entnommen ist, nichts mehr gemein hat. Ein Beispiel wird dies auch demjenigen Leser klar machen, der sich nie mit philosophischen Fragen beschäftigt hat. Die Vorstellung der „Bewegung" ist eine Abstraktion. In der Wirklichkeit gibt es Menschen, Thiere, Dinge, die sich bewegen. Der ihnen allen gemeinsame, für die Erscheinung der Bewegung bezeichnende Zug ist die Aenderung ihrer Stellung im Raume. Bewegung an sich, losgelöst von einem sich bewegenden Körper, gibt es in der Wirklichkeit nicht. Ich kann mir die Bewegung im Geiste vielleicht vorstellen, obgleich es sehr die Frage ist, ob ich nicht unwillkürlich und halb unbewußt mit der Vorstellung der abstrakten Bewegung auch die schattenhafte Vorstellung eines wirklichen sich bewegenden Körpers, eines rollendes Rades, eines Paares ausschreitender Beine oder dergleichen verbinde. Wie soll ich aber die Abstraktion der Bewegung bildhauerisch oder malerisch darstellen? Ich kann dann höchstens einen sich bewegenden Gegenstand malen oder formen, also einen konkreten Fall von Bewegung, das heißt das gerade Gegentheil der Abstraktion der Bewegung.

Wenn man diese Grundbegriffe übersieht, wenn man vergißt, daß Malerei und Bildhauerei Künste sind, welche nur das dem Auge und dem Tastsinne Wahrnehmbare darstellen können und schlechterdings nichts Anderes, weshalb

ll nicht ein Bildhauer einmal auf den Einfall gerathen, wa den pythagoräiſchen Lehrſatz plaſtiſch darzuſtellen? Eine illkürliche allegoriſche Einkleidung wäre ja nicht ſchwer zu ſinnen. Ich würde z. B. die Sache ſo vortragen: Auf eine Marmorplatte wird ein rechtwinkeliges Dreieck gegraben. In r Mitte der beiden Katheten ſteht je eine halbwüchſige Mädchengeſtalt, die meinethalben nackt und ſo anmuthig ſein mn, wie man will; ein Roſengewinde ſchlingt ſich von der nen zur andern und deutet — in der beliebten Symbolik - die Addition dieſer beiden Größen an; jede erhebt etwas ighaft bis zur Haupteshöhe eine, wenn es dem Bildhauer liebt, nach Tamburin-Art mit kleinen Schellen heiter ge-hmückte viereckige Platte, die natürlich das Quadrat bedeutet. uf die Hypothenuſe ſetzt eine ſehr viel größere und ſtärkere atronenhafte Frau entſchloſſen den Fuß und zeigt eine ent-rechend größere viereckige Platte mit dem Ausdruck des riumphs zu den beiden verſchüchterten jungen Geſchöpfen nüber; ihr Quadrat iſt ja gleich der Summe des Quadrats r beiden Backfiſche!

Nicht wahr, eine ſolche Gruppe wäre toll, obſchon der ildhauer die einzelnen Geſtalten ja ſehr ſchön machen könnte? un, ſie wäre kaum toller als der „Triumph der Republik". ie Republik iſt eine Abſtraktion, wenn man ſie auch her-mnlich in einer Frauengeſtalt verkörpert. Ihr Triumph iſt erſt recht. Er eignete ſich zur bildhaueriſchen Darſtellung cht mehr als etwa der pythagoräiſche Lehrſatz oder das prichwort: „Aller Anfang iſt ſchwer."

In ſeinem Relief „Die Generalſtaaten" zeigt Dalou

Mirabeau, wie er dem Marquis von Dreux-Brézé mit gebieterisch hinausweisender Armbewegung die bekannten Worte zuruft: „Gehen Sie zu Ihrem Herrn und sagen Sie ihm, daß wir durch den Willen des Volkes hier sind und nur der Gewalt der Bajonnete weichen werden.“ In diesem Auftritte verkörpert sich der Grundgedanke der großen Umwälzung: die Betonung der Souveränetät des Volkes gegenüber der Souveränetät eines Herrschers. Dalou drückte thatsächlich den abstrakten Grundgedanken der Revolution aus, als er diesen bedeutsamen Auftritt aus der Fülle der geschichtlichen Ereignisse herausgriff und darstellte.

Gäbe es einen Vorgang, der ähnlich sinnfällig den „Triumph der Republik“ verkörperte, so hätte Dalou diesen Vorgang darstellen müssen. Gibt es ihn aber nicht -- und ich glaube, es gibt ihn nicht —, so durfte Dalou eben nicht versuchen, einen so abstrakten Gedanken wie den „Triumph der Republik“ zu versinnlichen. Er that es dennoch und beging damit einen schweren künstlerischen Mißgriff. Das Denkmal auf der Place de la Nation zeigt, daß Dalou ein großer Bildhauer ist, aber auch, daß man nicht ungestraft einer Kunst Aufgaben zumuthet, die zu lösen sie keine Mittel hat.

Von der Madeleine zur Baſtille.

Vier Uhr Nachmittags. Vom wolkenloſen, wunderbar blauen Himmel brennt trotz der etwas vorgerückten Jahreszeit eine glorreiche Sonne herunter. Es iſt einer jener herrlichen Pariſer Herbſttage, die eigentlich verirrte Sommertage zu ſein ſcheinen. Welch ein Leben denn auch in den Straßen! Wie ſich alle Welt beeilt, die Sonnenwärme, die milde Luft, die Himmelsbläue zu genießen! Wir ſind vor der Madeleine. Rechts und links die Flucht unabſehbarer Boulevards, vor uns die Rue Royale mit der Place de la Concorde und der abſchließenden Säulenhalle des Palais Bourbon in der duftigen fernen Perſpektive. Die Platanen und Roßkaſtanien der Boulevards, die während der heißen Sommermonate welk und dürr waren, ſind jetzt mit maienfriſchem, köſtlich zartem Laub und zum Theil ſogar mit jungen Blüthen bedeckt. Sie haben einen zweiten Frühling erlebt. Die Rue Royale iſt von einem Gewimmel eleganter Wagen gefüllt, die ſich in vielreihigem, ununterbrochenem Zuge nach dem Bois begeben oder daher zurückkehren. Die Herren auf den Bürgerſteigen tragen meiſt noch Sommerkleider, lichte Pantalons, aufgeknöpfte

Ueberröcke; alle haben ein Blumenſträußchen im Knopfloche. Die Damentoiletten zeigen vorherrſchend dunkle Farben, doch gibt es auch noch genug hellere Roben, die ſich zum letztenmal ans ſchöne Sonnenlicht hervorwagen, ehe ſie zum Winterſchlaf in die Schränke wandern.

Da iſt der Standplatz der Omnibus, die von der Madeleine zur Baſtille fahren. Keine angenehmere Art, einen warmen Pariſer Herbſtnachmittag zu genießen, als eine Fahrt über die großen Boulevards auf dem Verdecke dieſer Omnibus! Alſo nicht gefackelt und raſch hinauf.

Es gibt zwei Gattungen dieſer Wagen: kleinere und größere; dieſe ſind ungeheure Fahrzeuge, die von drei ſchweren, muthigen Hengſten gezogen werden und für vierzig Perſonen bequeme Plätze haben; die Imperiale, zu welcher eine gute Treppe emporführt, iſt auch Damen zugänglich, während auf den Omnibus alter Form dieſe Abtheilung, die man nur unter Entwickelung ſehenswerther Kletterkünſte erreichen kann, naturgemäß dem ſtärkern Geſchlechte vorbehalten iſt. Die Linie Madeleine-Baſtille wird von den Monſtre-Omnibus befahren.

Drei Wagen ſtehen in einer Reihe hintereinander. Der erſte iſt gefüllt und wird gleich abfahren. Auf der Imperiale des zweiten ſind noch einige Plätze frei. Ich beeile mich, einen derſelben einzunehmen. Mein Nachbar zur Rechten iſt ein Fremder, offenbar ein Engländer, der mit ſeinem Reiſeführer vor ſich auf dem Schoße ſichtlich eine Rekognoszirungsfahrt durch Paris unternimmt. Zur Linken habe ich einen jungen Menſchen, der mit etwas affektirter und zugleich vul-

gärer Eleganz gekleidet ist: bunte Kravate, rothe Handschuhe mit dicken schwarzen Steppnähten auf dem Handrücken, winziger Hut, lichte Weste unter dem Röcklein mit den zurückfliehenden Schößen; wol ein Commis in irgend einem Modeladen; sein Nachbar ist sein gerader Gegensatz: dick, roth im Gesicht, altfränkisch; mit breiten, plumpen Schuhen an den Füßen, kurzen Beinkleidern, einem langen stahlblauen Rock, einem Foulard um den Hals und einem erstaunlichen Zylinder aus dem Kometenjahre 1836 auf dem Kopfe. Die Beiden sprechen angelegentlich miteinander. Der Junge ist heiter, degagirt, der Alte ernst, fast feierlich. Ein Onkel aus der Tiefe einer entfernten Provinz, der sich von seinem hier angestellten Neffen Paris zeigen läßt. Hinter mir endlich, Rücken an Rücken mit unserer Reihe, sitzen zwei Kassendiener irgend einer Bank im bekannten blauen Fracke mit Metallknöpfen, Dreispitz auf dem Kopf, an einer mit dem Rocke verknüpften Messingkette das große, dickbäuchige Portefeuille.

„Wirds bald oder läßt man uns noch lange hier Mücken schlucken?“ grollt der ehrbare Provinziale.

„Schreiben Sie dem Schaffner ein Liebesbriefchen, vielleicht rührt das sein Herz,“ antwortet der junge Mensch und lacht dazu. Der Unglückliche glaubt offenbar, einen Witz gemacht zu haben!

Was muß man für verschlossenen Sinn haben, um die Minuten der Erwartung hier oben langweilig zu finden! Das Panorama ringsum ist herrlich, das Getümmel bunt und sinnverwirrend. Hier schwärmt eine Schaar junger Mädchen, die den Spaziergängern Veilchenbouquets anbieten.

Da lärmen Rudel von Kolporteuren radikaler Blätter, welche zu Dutzenden die der Abfahrt harrenden Omnibus umkreisen, in hundert Modulationen die Titel ihrer Journale brüllen und an langen Stangen Exemplare derselben auf die Imperiale heraufreichen, zur großen Genugthuung des Onkels aus der Provinz, der angesichts dieser Stangen entzückt ausruft: „Reizende Erfindung! Sehr sinnreich!“ und nach einiger Zeit mit einem andächtigen Seufzer hinzufügt: „Für diese Dinge gibt es nur ein Paris.“ Ueber den Weg, auf dem jenseitigen Trottoir, stehen zwei Reihen eiserner Stühle, die von elegant gekleideten ältlichen Damen mit kunstvollen grauen Schläfenlocken eingenommen sind. Diese Damen kommen an jedem schönen Nachmittag hierher, um eine Stunde lang den Staub der Straße und das Ammoniak der Gosse zu athmen, die schönen Leute durch ein goldgefaßtes Binocle mit langem Stiel, „face à main“ genannt, zu betrachten und ihre Freunde zu empfangen, welche um die gewohnte Stunde hier vorüberkommen, um sie zu grüßen. Es ist eine Art Salon in freier Luft, der manchen dieser ältlichen Habitués einen eigenen Empfangstag mit seinen Umständlichkeiten und seiner Gespreiztheit erspart. Und so wird da unter dem schönen blauen Himmel flott geschwatzt und geklatscht und minaudirt und kritisirt und die Herren hüpfen um die Stühle der trotz ihrem Alter mit größter Lebhaftigkeit gestikulirenden Damen herum, daß es von unserem Platz auf der Imperiale höchst putzig anzusehen ist.

Der Wagen vor uns ist abgefahren und wir sind nun die ersten in der Reihe. Ein junger Arbeiter in blauer Blouse

und ſeidener Schirmmütze, die kurze Gypspfeife im Munde, ſteigt die Treppe herauf und will den Platz neben dem Engländer einnehmen. Dieſer hat die Beine lang von ſich geſtreckt und rührt ſich nicht, während der Arbeiter vor ihm ſteht und die Mütze berührend ſein ſtereotypes „D'mande pardon!“ murmelt. Er wiederholt nachdrücklicher „J'd'mande pardon, M'sieur!“ aber der Engländer bleibt unbeweglich, worauf ihm der Arbeiter ohne weitere Zeremonie über die Beine ſtolpert und ſich mit Gewicht auf den freien Platz hinſetzt, nicht ohne ſich mit dem Ellenbogen etwas breit zu machen und den Nachbar ein wenig zu drücken.

Ein neuer Wagen kommt an und nun ſoll ſich der unſrige in Bewegung ſetzen. Ein Beamter tritt aus dem Omnibusbureau heraus und ruft uns zu: „Pas de correspondance?“ Es handelt ſich um die Umſteigekarten, mittels deren man um den einfachen Fahrpreis zwei verſchiedene, einander kreuzende Omnibuslinien befahren kann. Da Niemand von uns eine ſolche Karte hat, ſo gibt der Beamte dem Schaffner das Zeichen zur Abfahrt und tritt ins Bureau zurück. In dieſem Augenblicke kommt ein Mädchen mit einer Handtaſche, dem ein ältlicher Herr folgt, raſch herbei und fragt haſtig den Schaffner: „Haben Sie noch einen Platz?“

„Einen, auf der Imperiale.“

Das Mädchen ſteigt eilig die Treppe herauf, während der ältliche Herr, der mit ihr erſchienen iſt, etwas verblüfft den Wagen umkreiſt und ihr ſchließlich winkt, wieder herabzukommen und im nächſten Omnibus Platz zu nehmen. Das Mädchen erröthet ein wenig, wendet aber den Kopf weg, ohne

eine Antwort zu geben. Der Wagen beginnt zu rollen und der Herr sieht ihm einen Augenblick lang mit drolliger Unschlüssigkeit nach. Plötzlich eilt er zur nahen Droschkenstation, besteigt einen Wagen und gibt dem Kutscher offenbar den Auftrag, dem Omnibus zu folgen.

Um mich schwirren die Stimmen aller Nachbarn, deren Redefluß keinen Augenblick lang stockt. Die Kassendiener hinter mir theilen sich die Adressen ihrer Weinhändler mit. Der Neffe beginnt dem Onkel die Sehenswürdigkeiten des Boulevards zu erklären, der Engländer öffnet sein Buch und kontrolirt dessen Angaben, das Mädchen wirft von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Droschke, die dem Omnibus folgt, und kehrt sich dann mit erheuchelter Gleichgiltigkeit wieder ab.

„Was kostet hier ein solches Haus?“ fragt plötzlich der Onkel, indem er einen großen Steinbau an der Ecke der Rue Caumartin bezeichnet. Der Neffe schweigt verlegen und stottert erst nach einer Weile: „Das weiß ich nicht genau.“

„Wie, das weißt du nicht genau?“ bemerkt der Onkel streng. „Und du behauptest, dein Paris wie deine Westentasche zu kennen!“

Der Ehrgeiz des jungen Mannes ist gestachelt. Ohne länger zu schwanken, bringt er mit einer heldenmüthigen Seelenanstrengung folgende überraschende Antwort hervor: „Es war nur eine kleine Zerstreutheit, Onkel, ich erinnere mich jetzt, daß das Haus unlängst um 1615000 Fr. an eine Bank verkauft worden ist.“

„Oh la la!“ erwidert der Onkel und ist sichtlich befriedigt.

„Ting! Ting! Ting!“ klingt es unten. Der Schaffner

markirt die Zahl der Fahrgäste, indem er mit einer Kurbel einen Viertelkreis dreht, worauf eine Klingel ertönt und in einem kleinen Fensterchen neben der Wagenthüre die entsprechende Nummer sichtbar wird. Nun erscheint er auf der Imperiale und ruft mit Stentorstimme: „Passez vos places!“ Das Mädchen legt zuerst seine drei Sous in die schwielige Handfläche des Mannes. Ich folge dem Beispiele. Der junge Mensch neben mir macht sich in seiner Tasche zu schaffen; der Onkel sagt jedoch voll Würde: „Was dir nicht einfällt!“ zieht sein Geldtäschchen hervor und fragt den Schaffner: „Was macht das?“ „Kommen Sie aus China?“ ruft dieser staunend zurück, die Nachbarn von der andern Seite wenden sich neugierig um, der Neffe erröthet heftig und flüstert dem unglücklichen Provinzialen mit fliegender Eile zu: „Aber Onkel! Sechs Sous für uns Beide! Ich hab's Ihnen ja gesagt.“ Der Onkel reicht einen Franken hin und bemerkt dazu grollend: „Trachten Sie, höflicher zu sein“, eine Mahnung, die der Schaffner mit einem Grinsen aufnimmt. Der Arbeiter hält seine drei Sous dem Engländer unter die Nase. Es ist üblich, daß das Geld von Hand zu Hand wandert, bis es den Schaffner erreicht hat. Der Engländer weiß das nicht und blickt seinen Nachbar fragend an, ohne ihm die Münzen abzunehmen. Ich komme dem Arbeiter zu Hilfe und dieser lehnt sich wieder auf seinem Sitze zurück, während er dem Angelsachsen einen Blick unsäglicher Verachtung zuwirft.

Der Schaffner hat das Absammeln beendet und gibt dem Provinzonkel vierzehn Sous von seinem Franken heraus. Der letztere wirft einen Blick auf das 50-Centimes-Stück,

das ſich unter dem Kleingelde befindet, und ruft mit Todesangſt: „Schaffner! Schaffner! Dieſes Stück gilt nichts! Es iſt ein Rumäne!“ Der Schaffner weiß das ganz gut, aber er hat gehofft, daß ſein Kniff unbemerkt bleiben werde; er nimmt die Münze grollend zurück und knurrt, während er dem Onkel zehn kupferne Sous zuzählt: „Es iſt gutes Geld. Ich wollte, ich hätte einen Sack voll davon. Sehen Sie, dieſer Herr wird es ohne Widerrede annehmen!“ Und damit reicht er die Münze dem Engländer, der von dem Zwiegeſpräch offenbar nichts verſtanden hat, denn er ſteckt das Silberſtück ein, ohne es anzublicken, während die Nachbarn zu kichern beginnen.

„Schaffner! Schaffner!“ tönt plötzlich eine ſchrille Stimme von unten. Eine fette, kurzathmige Dame läuft ſchnaubend und ſchwitzend dem Wagen nach und macht mit Hand und Sonnenſchirm extravagante Bewegungen, um die Aufmerkſamkeit des Kutſchers auf ſich zu lenken. „Est elle bête!“ lacht dieſer und gibt ſeinen Pferden einen Peitſchenſchmiß, während der Schaffner hinunterruft: „Beſetzt!“ „O nein, ich ſehe noch einen Platz für mich auf der Imperiale!“ kreiſcht die Unglückliche und galoppirt mit dem letzten Aufgebot ihrer Kräfte heran. „Im Paradies iſt noch ein Platz für Sie, aber auf der Imperiale nicht,“ antwortet der Schaffner, worauf der Onkel ſo jählings in ein unmäßiges Gelächter ausbricht, daß das Mädchen einen lauten Schrei ausſtößt und vorwurfsvoll murmelt: „Was Sie mich erſchreckt haben!“

Wie eine ſtolze Galeere unter einem Schwarme von Fiſcherböten, ſo ſegelt unſer Fahrzeug zwiſchen den zahlloſen

Equipagen und Droſchken hin, die in endloſer Folge den breiten Straßendamm nach allen Richtungen durchkreuzen. Welch ein Getöſe! Welch ein Geſchrei! Welch ein Gewühl von Wagen und Menſchen! Schaufenſter an Schaufenſter, Café an Café, ein Palaſt neben dem andern, zu beiden Seiten tiefe Straßen mit himmelhohen Häuſern, an deren Ende wie am Ende eines Fernrohrs irgend eine Kirche ſichtbar wird, und in allen daſſelbe Geſchwärme und Gewimmel wie auf dem Boulevard ſelbſt. Wir ſind nun vor der Oper. Da öffnet ſich die Rue de la Paix mit der Vendômeſäule, die Avenue de l'Opéra mit dem Louvre, die Rue du 4 Septembre mit der Börſe als abſchließendem Hintergrunde. Die Vergoldungen der Oper leuchten und flammen im Sonnenſcheine, die tanzenden Bacchantinen Carpeaux' ſcheinen von ihrem Unterbau herabwirbeln und ihren tollen Reigen mitten in der bunten Menge unten fortſetzen zu wollen. Der Neffe zeigt mit einer erhabenen Bewegung, in der deutlich ein ſtolzes: „Wie ſteh' ich da!" zu leſen iſt, auf das Bauwerk, ohne ein Wort hinzuzufügen. Er erwartet ſichtlich, daß ihn der Onkel zu ſeiner prächtigen Oper beglückwünſche. Dieſer begnügt ſich aber damit, ihn zu fragen: „Was koſtet hier ein guter Platz?"

„Neunzehn Franken."

„Oh la la! Bei uns in Diſon-le-Mouillé zahlen wir für den beſten Platz zwei Franken."

„Ja, es iſt aber auch bei euch nicht ſo chic."

„Das iſt wahr," erwidert der Onkel und verſinkt in tiefſinniges Schweigen.

Mittlerweile hat auch der Engländer das auffallende Gebäude bemerkt und beginnt eifrig in seinem rothen Buche zu blättern. Er will offenbar wissen, was er vor sich hat. Der Arbeiter kommt ihm zu Hilfe.

„Sie wissen nicht, was das ist, mein Herr?“ fragt er ihn mit tückischer Zuvorkommenheit und Freundlichkeit in der Stimme. Der Engländer versteht nicht und läßt sich die Frage wiederholen. Nun hat der Fremde begriffen und erklärt in unbezahlbarem Französisch, er wäre für Auskünfte verbunden. Darauf hat der boshafte Schlingel gewartet. Er beginnt mit lauter Stimme und deutlicher Betonung, so daß er nicht nur vom Engländer, sondern auch von allen übrigen Fahrgästen verstanden wird, seine Erklärungen:

„Dieses Gebäude, mein Herr, ist der Tuilerienpalast.“

„Der Tuilerienpalast? Aoh! Ich dachte, er sei verbrannt . . .“

„Der alte, ganz richtig. Das ist aber der neue, in dem Boulanger wohnt.“

„Boulanger?“ (Sprich: Buhlohndscheh) „Aoh! Und die Oper? Die muß doch auch hier sein.“

„Sie haben sie vor sich.“ Der lose Vogel zeigt auf das Vaudevilletheater, an dem wir eben vorüberkommen.

„Aoh! Ist das die Oper? So klein?“

„Klein, mein Herr, aber niedlich. Ihre berühmte Pracht entfaltet sie übrigens nur im Innern.“

„Im Innern! Das ist wahr. So steht es auch hier,“ murmelt das unschuldige Opfer und liest angelegentlich im

hen Buche, während der Arbeiter ein Auge zukneift und s mit dem andern der Reihe nach anlacht.

Die Rue Taitbout iſt erreicht. Der Neffe weiſt auf rtoni und ſagt ſententiös: „Das iſt le plus chic Kaffee- us von Paris. Ein Bock koſtet hier 75 Centimes.“

„Oh la la!“ trillert der Onkel wieder und bewundert s theure Café.

Der Engländer hat bemerkt, daß eine Sehenswürdigkeit eigt worden iſt, und zieht ſofort bei ſeinem Nachbar Erdigungen ein. Sein Unglück will, daß am Eingange der e Taitbout eben Pflaſterungsarbeiten ausgeführt werden. r Arbeiter nimmt dies zum Anlaß und erwidert geläufig:

„Hier, mein Herr, hat die Julirevolution begonnen. Man jetzt im Begriffe, den Platz durch ein Denkmal kenntlich zu chen. Man wird hier eine monumentale Fahnenſtange aus ein errichten.“

„Fahnenſtange? Aus Stein?“ wiederholt der Engder mechaniſch, ſucht ängſtlich in ſeinem Buch und mmelt: „Sehr merkwürdig — nichts von Alledem im che.“

„Kein Wunder. Dieſe Führer taugen alle nichts. Sie n am Beſten, das Buch jetzt einzuſtecken und mir zuzuhören. h will Ihnen Alles erklären.“

Einige von uns beginnen Lachkrämpfe zu bekommen. Der gländer klappt ſeinen Führer zu und gibt ſich mit Haut d Haaren dem Schäker hin.

Der Omnibus rollt immer entlang. Wir halten vor

dem Bureau auf dem Boulevard des Italiens und die beiden Kassendiener steigen ab. Kaum bemerkt der Herr im Wagen die Lücke auf der Imperiale, so stürzt er heraus, wirft dem Kutscher eine Münze hin und ist im Nu am Fuße der Treppe, die zu uns heraufführt — leider zu spät, denn eben steigen zwei Arbeiter in Blouse und Seidenmütze empor, die vor dem ältlichen Herrn hier gewesen sind. Dieser ist wüthender als je und sucht wieder seinen Wagen auf, um die geheimnißvolle Jagd fortzusetzen. Das Mädchen hat natürlich das kleine Zwischenspiel aufmerksam verfolgt und lächelt, diesmal ohne zu erröthen. Fühlt sie sich nicht vielleicht ein wenig geschmeichelt, der Gegenstand so hartnäckiger Kämpfe gegen anhaltendes Mißgeschick zu sein?

Die Zwiegespräche rings um mich werden immer belebter. An der Einmündung der Rue Montmartre in den Boulevard bemerkt der Neffe: „Sehen Sie, Onkel, hier werden die meisten Menschen in Paris gerädert.“

„Sehr interessant“, erwidert der Onkel und betrachtet liebevoll die Stelle. Er bedauert offenbar, daß er nicht eine kleine Probe dessen, was diese Straßenecke leisten kann, zu sehen bekommt. Aus seiner Verlorenheit wird er durch eine neue Mittheilung des unerschöpflichen Neffen gerissen. „Hier, in dieser kleinen Mauernische neben dem Variétés-Theater, verkauft man die besten Brioches*) von Paris.“

Der Onkel schmatzt und leckt sich die Lippen.

*) Eine Art Backwerk.

Der Neffe, fortfahrend: „Dieses Geschäft sieht nach nichts aus. Und doch ist es vor Kurzem um 150,000 Franken verkauft worden, nachdem der frühere Besitzer in zehn Jahren die doppelte Summe daran verdient hat."

„150,000 Franken!" wiederholt der Onkel und blickt mit ehrfurchtsvoller Scheu auf das kleine Mauerloch zurück.

Die Cafés zu beiden Seiten werden nun seltener, die Trottoirs etwas weniger wimmelnd, unter den Fuhrwerken, die unsern Omnibus umschwärmen, wird die Zahl der Privatequipagen geringer. Hier vergnügt man sich nicht mehr. Hier schlendert man nicht, sondern macht Geschäftsgänge.

Die Schauseite des Gymnase-Theaters kommt in Sicht. Der Engländer deutet mit dem Finger auf das Gebäude und blickt fragend auf seinen Nachbar.

Der Arbeiter: „Ah! das hier? Das ist das Kriegsministerium."

Der Engländer nickt zufrieden. Das ermuthigt den Arbeiter, der fortfährt: „Hier bewahrt man die Leiche Napoleons des Großen auf, die in einem Sarg aus Kanonenmetall liegt. Sehr interessant zu sehen."

Der Engländer, auffahrend: „Napoleon? Noh? Er ist doch im Invalidendome . . ."

Der Arbeiter, mitleidig lächelnd: „War, mein Herr, war! Man hat ihn vor wenigen Wochen hierher übertragen, da der Invalidendom in eine Zigarrenfabrik des Staats umgestaltet werden soll."

Der Engländer ergibt sich, während der Arbeiter uns mit teuflischer Fröhlichkeit anblickt.

Der Neffe zu meiner Linken ist mittlerweile unruhig geworden. Auf eine Briochebäckerei neben dem Gymnase zeigend, bemerkt er kleinlaut: „Pardon, Onkel, ich habe mich geirrt. Das ist der Laden, der um 150,000 Franken verkauft worden ist, nachdem der frühere Besitzer u. s. w." (Siehe oben.)

Der Onkel, ihm vernichtende Blicke zuwerfend: „Ah ça, machst du dich über mich lustig? Bei einer so wichtigen Mittheilung muß man wissen, was man redet." (Halb für sich, voll bitterer Verachtung:) „Und das bildet sich ein, sein Paris zu kennen wie seine Westentasche."

Hier erhebt sich die Porte St. Denis, „Ludovico magno" gewidmet. Die Arbeiter hinter mir wenden sich um und ich höre den einen zum andern flüsternd sagen: „Denkst du noch, Kamerad? Es war amusant hier." „Ja", gibt der Angesprochene zurück, „dafür wars in ‚La nouvelle' (der Leser muß hinzudenken: Kaledonien) umso langweiliger." Und beide brechen in ein unheimliches Gelächter aus. Welche sonderbaren Schicksale dieses pomphafte Steinthor erlebt hat! Ursprünglich als Denkmal eines mächtigen Königs errichtet, ist es heute eine Erinnerung an alle Bürgerkriege, die in den Straßen von Paris getobt haben; seine Schmalseiten sind von unten bis oben mit Löchern und Grübchen wie mit Blatternarben bedeckt; tiefe Spuren, welche die Flintenkugeln der Straßenkämpfe im Stein zurückgelassen haben.

keine Nachbarn im Omnibus haben wahrscheinlich im Mai 1871 auch zur Punktirung der Porte St. Denis beitragen.

Boulevard de Strasbourg! Ein ungeheurer Straßenug, nach den Enden hin malerisch ansteigend, oben in duftiger erne mit dem Straßburger Bahnhofe, weit unten mit der st unsichtbaren Schauseite des Handelsgerichts abgeschlossen. n betäubender Lärm von rasselnden Wagen, wiehernden ossen, tutenden Hörnern der Pferdebahnkutscher. Die Equigen sind fast ganz verschwunden und die hochbeladenen Lastigen beherrschen den Straßendamm. Der Omnibus hält d das Mädchen steigt ab, nicht ohne sich vorher mit iem raschen Blick überzeugt zu haben, daß der Wagen ch immer folgt. Der ältliche Herr hat offenbar den Ombus nicht aus den Augen verloren, denn im Augenblicke, o sich das Mädchen aus dem Gewühle der den Omnibus ndrängenden Leute herausgewunden hat und auf dem jentigen Trottoir erscheint, sehen wir auch den ältlichen Herrn ben ihr auftauchen und sich in eifrigem Gespräche mit ihr tfernen.

„Ça y est", bemerkt der Onkel und blinzelt dazu. Der ffe bricht in ein schallendes Gelächter aus, das jedoch tzlich verstummt, besiegt von einer heftigen Gemüthsvegung, die sich im Gesichte des jungen Menschen sdrückt. Wir sind nämlich an der Ecke der Rue St. artin und der unglückliche Neffe erblickt wieder einen iochebeladen, dessen Anblick auf ihn wie der eines Genstes wirkt. Er streckt die Hand aus und flüstert

mit kaum hörbarer, gebrochener Stimme: „Pardon, Onkel, pardon, aber wirklich, diesmal berichte ich recht: Das ist der Laden, der um 150,000 Franken verkauft worden ist, nachdem der frühere Besitzer in zehn u. s. w.“ (Siehe oben.)

Welch einen Blick ihm der mit Recht ungehaltene Onkel zuwirft! Ich werde diesen Blick bis zu meiner letzten Stunde nicht vergessen. Es ist darin Verachtung, Zorn, Kränkung. Der Onkel wendet dem ungerathenen Jüngling den breiten Rücken und spricht minutenlang kein Wort. Schließlich gewinnt aber das gesunde Interesse an einer wichtigen wirthschaftlichen Thatsache die Oberhand über die Empörung und er fragt mit dumpfer, grollender Stimme: „Décidément — welcher von den drei Läden ist also um 150,000 Franken verkauft worden, nachdem der frühere Besitzer u. s. w.“ (Siehe oben.)

Der Neffe stürzt sich auf die goldene Brücke, die ihm der Onkel baut, und ruft mit Begeisterung: „Der letzte, Onkel, ich schwöre Ihnen bei Allem was heilig ist, der letzte!“

Vielleicht würde er in seinen Ergüssen fortfahren, allein ein neuer Gegenstand fesselt die Aufmerksamkeit des Provinzialen. Wir sind auf der Place de la République, deren ungeheure Fläche sich vor uns öffnet, um sich in den unabsehbaren Straßen fortzusetzen, die aus dem Platze nach allen Richtungen ausstrahlen. Der Engländer blickt bewundernd auf die Kaserne, auf das Denkmal der Republik und auf

: Fahnenſtangen mit Bronzefüßen und genießt das hauſpiel mit Entzücken, während der Omnibus vor dem ıreau hält. Der mephiſtopheliſche Arbeiter erhebt ſich, ı abzuſteigen. „Was iſt das?“ fragt der Engländer ch raſch.

„Die Baſtille“, iſt die flinke Antwort; „hier ſteigt ın ab.“

„Die Baſtille? Und die Juliſäule?“

„Ach Gott, was müſſen Sie für ein altes Buch haben! iſſen Sie nicht, daß man ſie im Jahre 1871 niedergeriſſen t?“

„Wirklich? War das die Juliſäule?“

„Gewiß. Und man hat ſie noch nicht wieder errichtet, ndern es vorgezogen, eine Nachbildung der Baſtille auf- bauen, die Sie hier ſehen.“ Er deutet dabei auf die ıfanteriekaſerne, die eine Seite des Platzes einnimmt. er Engländer ſtaunt, blickt abwechſelnd wie verloren ſein Buch und auf die Kaſerne und ſteigt zögernd vom ıagen herunter. Der Onkel lacht, daß ihm die Thränen ıer die Backen rollen, und hört nicht auf, bis ihm der :iterfahrende Omnibus den Anblick des leichtgläubigen :emden entzogen hat.

Man ſollte kaum glauben, daß man noch in derſelben tadt iſt, in der wir uns vor etwa zwanzig Minuten funden haben. Die Häuſer zu beiden Seiten werden ıſcheinbarer, die Läden gewöhnlicher, die Cafés einfacher. or den Hausthoren ſpielen ſchmutzige Kinder, auf den

Trottoirs halten ungekämmte Frauen lange freundnachbarliche Zwiegespräche, die Fahrstraße ist stiller und öder, als sie es auf unserem Wege bisher noch gewesen ist. Der Winterzirkus ist das letzte monumentale Gebäude, das in Sicht kommt; darüber hinaus zieht sich der Boulevard ohne Krümmung in langer, einförmiger Linie hin. Der Onkel wird zuerst nachdenklich, dann schläfrig. Die Augen fallen ihm zu und er vergißt einige Minuten den leichtfertigen Strick von Neffen, um sich zwischen den freundlichen Düngerhaufen von Dison-le-Mouillé zu träumen. Plötzlich fährt er aus dem kurzen Schlummer auf, faßt ein Haus ins Auge und fragt hastig: „Was kostet hier ein Haus?“ Der Neffe ist diesmal auf der Höhe der Lage. „646,000 Franken“, antwortet er fest und der Onkel nickt wolgefällig zwei oder dreimal.

Da ist der Bastillenplatz! Jenseits öffnet sich der furchtbare Faubourg St. Antoine, das Wetterloch, von wannen so oft der Donnersturm der Revolution über Paris hervorgebrochen. In der Mitte des Platzes die schlanke Julisäule, auf welcher lange Reihen halbverwischter Namen die einzige Unsterblichkeit darstellen, die sich dunkle Helden durch ihren Blutzeugentod für die Freiheit zu erringen vermocht. Der Omnibus ist ans Ende seiner Reise gelangt, alle Fahrgäste steigen ab. Der Neffe zeigt dem Onkel den nackten Engel auf der Höhe des Denkmals und flüstert ihm eine Bemerkung zu, über welche beide in ein Gelächter ausbrechen. Lachend treten sie ins nächste Weinhaus, wo der biedere Alte die auf der Fahrt über die großen Boule-

ards massenhaft angesammelten Kenntnisse bei einem Glas Ordinaire verdauen wird. Ich aber besteige aufs Neue die Imperiale eines Omnibus, um in einer halben Stunde unter dem schönen blauen Himmel, in der weichen, warmen Luft, aus dem dunkeln Paris der Arbeit wieder ins glanzvolle Paris des feinen Müßigganges zurückzureisen.

Straßen-Induſtrien.

Welch eine Fülle ſeltſamer Lebensformen hegt dieſer brandende und flutende Menſchenozean, den man Paris nennt! Seine Fauna hält, was die Mannigfaltigkeit, Zahl und Wunderlichkeit ihrer Gattungen betrifft, den Vergleich mit der Fauna des Weltmeers aus. Ein Spaziergang durch die Straßen iſt für den beſchaulichen Schlenderer ſo reich an Ausbeute wie eine Schleppnetz-Fahrt im mittelländiſchen Meere für den Zoologen. In der Weltſtadt wie im Ozean derſelbe wilde Kampf ums Daſein, dasſelbe unheimliche Gewühl der Ungeheuer, dasſelbe Haſten und Jagen nach täglicher Beute, dasſelbe Fliehen und Verfolgen, dieſelbe Freßgier und Unerſättlichkeit der Großen und Starken, dieſelbe tragiſche Wehrloſigkeit der ſchwachen und furchtſamen Opfer. In Paris wie im Ozean theilt ſich die Maſſe der Lebeweſen in die Gruppe der Harmloſen, die ſich friedſam von Abfallsſtoffen und Pflanzen nähren, und in die Gruppe der Gewaltthätigen, die als liſtige Schmarotzer oder als brutale Würger auf den Leibern der anderen äſen. Die erſtere Gruppe trägt in der Naturgeſchichte des Pariſer Thierreichs den Geſammtnamen Gogo, die andere

ie Artbezeichnung Glücksjäger. Gogo arbeitet geduldig in en Werkstätten, dreht Düten, schneidet Handschuhe zu, mißt Besten an, plackt und rackert sich von früh bis spät und er- birbt sich langsam Renten und einen Schmeerwanst; der Glücksjäger liegt mittlerweile auf der Lauer, sieht mit Behagen ein Opfer feist werden und stürzt im gegebenen Augenblicke ervor, um es mit Haut und Haaren, mit Rente und Schmeer- auch zu verschlingen. Die Zahl dieser Gattung ist Legion. Es gibt ihrer von allen Größen und von den verschiedensten Bewaffen; da sind die mächtigen Haifische: die Börsenkönige, ie politischen Streber, die Cocotten à la Mode, die Theater- terne, Ungethüme, die eine breite Lücke in die Schaar Gogos eißen, so oft sie die gewaltigen Kiefern zu einem schnappen- en Biß öffnen; neben ihnen die kleinen, aber gefräßigen Rakrelen: die Auskunftsbureaux, Fremdenagenturen, Ver- ittler und wie sie alle heißen, die sich nur kleinere Geschöpfe um Opfer ausersehen und sie nur stückweise zu verzehren ermögen; die bunten See-Anemonen, die am Abend auf dem Trottoir mit den beweglichen Wimperfasern spielen und sich n dem achtlosen Vorübergehenden ansaugen u. s. w. u. s. w. Ihre Naturgeschichte ist hundertmal geschrieben worden. Ihre volgetroffenen Bilder figuriren im Pariser Roman und Theater, iesem Atlas der Pariser Fauna. Ich thäte etwas Ueber- lüssiges, wenn ich mich hier mit ihnen beschäftigen wollte. Lohnender scheint es mir, das Netz nach den unscheinbaren Arten auszuwerfen, die ihren Lebensunterhalt in der Straße uchen, ohne sich dabei einer andern Waffe als ihrer Behendig- eit oder Geduld bedienen zu können. Man begegnet ihnen

auf Schritt und Tritt in übergroßer Zahl; ihre Anweſenheit verleiht der Straße die eigenartige Phyſiognomie; ihr ſonderbares Gehaben, ihre Eigenheiten, ihre Art zu operiren bilden einen ſtets intereſſanten Gegenſtand der Beobachtung.

Es gibt unter ihnen ſolche, die wie die Polypen des Meeres an irgend einem gut gewählten Punkte feſtſitzen und auf die Beute harren, die ihnen der ohne Unterbrechung vorüberflutende Menſchenſtrom zutreibt, und andere, die freibeweglich in dieſem Strom umherſchwimmen und ihre Atzung aufſuchen können. Unter den Feſthaftenden verdienen die Zeitungsfrauen die erſte Erwähnung. Ihre Kiosks bilden die Korallenbänke im Ozean von Paris. In einem leichten, kleinen Gehäuſe aus Holz und Glas ſitzen ſie wie die Korallenpolype in ihrer Röhre und es iſt von ihnen nichts ſichtbar als der Oberleib, den eine Fenſteröffnung einrahmt. Der Zeitungskiosk, eine ſpezifiſche Pariſer Erfindung, iſt heute über die ganze Welt verbreitet und bildet überall einen Zug in der Phyſiognomie einer Großſtadt. In Paris ſäumt er in allen breiteren Straßen die Trottoirs ein und die Nachts von einer innen brennenden Gasflamme erleuchteten farbigen Tafeln ſeines gläſernen Oberbaues predigen in den ihn allezeit umtoſenden Straßenlärm die Vorzüge irgend eines Senftes oder einer Chokolade hinab. Das Leben der armen Frauen, welche die Kiosks beherbergen, iſt ein recht hartes, ihr Los ein wenig beneidenswerthes. Sie gleichen den „recluses“ des Mittelalters, jenen ſonderbaren Büßerinen, die, um ihre Sünden zu ſühnen, ihr Leben freiwillig halbeingemauert in einem Wandloch an irgend einem öffentlichen Gebäude verbrachten

nd von den mitleidigen Vorübergehenden genährt und getränkt urden. Morgens um sieben, an manchen Punkten sogar m sechs Uhr, sperrt die Zeitungsfrau ihren Kiosk auf und m Mitternacht schließt sie ihr Gefängniß hinter sich. Sommer nd Winter bleibt sie den ganzen Tag in dem leichten Bau, r ihr weder gegen die Sonnenglut noch gegen die Kälte n geringsten Schutz gewähren kann, zusammengehöckert in nem Raume, der ihr kaum gestattet, sich aufzurichten, ge- weige denn einen Schritt zu thun, müde und theilnahmlos das Straßengetümmel starrend oder über den Zeitungen nschlafend, die methodisch geordnet vor ihr ausgelegt sind. anche Kiosks entschädigen ihre Besitzerinen für die auf- ibende Plage; es sind dies jene der großen Boulevards, in r Nähe der Oper und der bedeutendsten Hotels. Hier erwerben e Zeitungsfrauen Renten; hier sind sie Unternehmerinen in oßem Stil, die Zeitungen aus allen gesitteten Ländern lten, auf die Gefahr hin, die meisten Nummern unabgesetzt t sehen, die eines Betriebskapitals von mehreren tausend anken bedürfen und reich genug sind, um sich den Luxus ner Hilfsarbeiterin zu gestatten, welche des Morgens und bends die Zeitungen für sie falzt. Neben diesen Aristokratinen res Gewerbes gibt es jedoch die große Masse der minder egünstigten, die sich mit einem täglichen Nutzen von fünf s zehn Franken begnügen müssen und nicht daran denken nnen, sich eines Tages aus dem Kiosk in eine prächtige illa zurückzuziehen, wie es vor einiger Zeit eine Zeitungs- au des Boulevard des Capucines gethan hat.

Sind die Kiosks eine Besonderheit der modernen und

eleganten Boulevards, ſo kennzeichnen die übrigen ſeßhaften Straßengewerbe die alten Gaſſen und die ärmeren Viertel. Da niſten die Crèpe- und „pommes frites"-Händler und die Flickſchuſter in ihren Mauerniſchen, die in irgend einer Einfahrt oder an der Schauſeite eines altergeſchwärzten Hauſes ausgeſpart ſind. Um ein ſolches Gewerbe zu betreiben, bedarf es nur einer ſehr einfachen Einrichtung. Ein kleiner Kohlenofen und eine Blechplatte, das iſt alles, was man braucht, um ſich als Crèpe-Bäcker zu etabliren. In die herkömmliche Tracht der Köche gekleidet, eine zweifelhaft weiße Schürze vorgebunden und ein unzweifelhaft ſchmieriges, wenn auch urſprünglich weißes viereckiges Leinwandbarett auf dem Kopfe, ſteht der Bäcker neben ſeinem Ofen und hat vor ſich auf einem Brett etwas Mehl und ein Stück Butter. Ueber der Glut liegt ein glattes Blech, das, wenn ein Käufer erſcheint, raſch mit Butter beſtrichen und mit einer Mehlſchicht beſtaubt wird. Ein ranziger Geruch verbreitet ſich, ein Brotzeln und Spritzeln wird hörbar, der Bäcker wendet den auf einer Seite gebräunten Fett-Teig behend mit einer Holzſpatel um, raſch iſt auch die andere Seite gar, eine kreiſende Bewegung des Bratblechs und die fertige Crèpe fliegt flach auf den Schragen, wo ſie der Käufer in Empfang nimmt, um ſie friſch vom Ofen weg, rauchend, fetttriefend und zäh wie ſie iſt, zu verſchlingen. Die Crèpe iſt weder ſehr ſchmackhaft noch ſehr verdaulich, aber ſie ſteht bei der Pariſer Jugend und Arbeiterbevölkerung in hohen Ehren und es iſt für die Kinder ein Feſttag, wenn ſie, vor die Niſche des Bäckers hingepflanzt, mit Ehrfurcht und Bewunderung zum Künſtler emporſchauen, der mit ſolcher Ge-

ſchicklichkeit den begehrenswerthen Leckerbiſſen bereitet, und gegen die mäßige Auslage von einem Sou eine wahre Crèpe-Orgie feiern, von der ſie mit Magendrücken, fetten Händen, ſchmalzigem Geſichte, verbrannter Zunge und unheilbar fleckigen Kleidern heimkehren.

Mit dem Waffelbäcker theilt ſich der „pommes frites"-Garkocher in die Gunſt der Jugend. Dieſer hat einen größern Ofen als der andere und ſtatt des Bratblechs eine Pfanne, in der fortwährend heißes Fett von zweifelhafter Herkunft brodelt. Der Geſchäftsinhaber hockt auf einem Schemel und ſchält mit großer Gewandtheit Kartoffeln, die er in einem Korbe neben ſich ſtehen hat. Die geſchälte Kartoffel wird in dünne Stücke geſchnitten und ins ſiedende Fett geworfen, wo ſie auf den Grund ſinkt, um nach wenigen Minuten goldig, geſchwellt, vom Fette durchtränkt und gar auf die Oberfläche emporzuſteigen. Sie wird nun mit einem durchlöcherten Schöpflöffel herausgefiſcht und auf einen flachen Teller gelegt, wo ſie des Käufers harrt, gewöhnlich aber nicht einmal ſo lange, um auszukühlen; der Kunde iſt ſchon bei der Hand, der das köſtlich duftende Gemüſe erwirbt, um es an Ort und Stelle zu verzehren oder heimzutragen. Um einen Sou bekommt man eine Handvoll dieſer in Fett geröſteten, in der That vortrefflich ſchmeckenden Kartoffelſchnitte, die der Garkoch ſäuberlich in eine Papierdüte legt und mit einer ſtarken Priſe Salz würzt. Die Pariſer Straßenjugend zieht „pommes frites" jeder andern Leckerei vor, wenn ſie eben nur eine einzelne Kupfermünze an eine Extra-Schwelgerei zu wenden

hat. Aber auch Erwachſene verſchmähen die billige Speiſe nicht, die zahlreichen Arbeiterinen als Morgenimbiß dient.

Der Flickſchuſter, der gleichfalls ſtets in einem offenen Verſchlage hauſt, iſt nicht von jener thätigen Nächſtenliebe der Bevölkerung getragen, deren ſich die beiden vorher geſchilderten Gewerbetreibenden erfreuen. Die undankbare Menſchheit hat eben mehr Anerkennung für die Thätigkeit des Mannes, der ihrem Gaumen ſchmeichelt, als für das ſtille Bemühen des beſcheidenen Künſtlers, der invalidem Schuhwerk neue Jugend und neues Leben gibt. Allein wenn die Kinder und die Leichtfertigen gedankenlos an ihm vorübergehen, ſo übt er dafür eine um ſo größere Anziehung auf den Geiſt des Philoſophen. Es iſt manches Geheimnißvolle und Unerklärliche am Pariſer Flickſchuſter. So iſt es beiſpielsweiſe eine ebenſo beſtändige wie räthſelhafte Erſcheinung, daß er als Nachbar eines Kohlenhändlers auftritt. Kohlenhändler und Flickſchuſter ſind ſo unzertrennlich wie Hunde und Flöhe. Wo immer ein biederer Sohn der Auvergne ſich niederläßt, um den Kohlen- mit dem Weinhandel zu vereinigen (denn in Paris erſtreckt ſich die Kompetenz des Brennſtoffhändlers nicht blos auf die äußere, ſondern auch auf die innere Heizung), da erſcheint ganz gewiß auch ein Flickſchuſter, der ſich in einer Ecke des Ladens nach der Straße hinaus einen Verſchlag zuſammennagelt und von demſelben zuſammen mit ſeinen unzertrennlichen Begleitern, dem Kanarienvogel und der Miezkatze, Beſitz ergreift. Worauf beruht dieſe geheimnißvolle Anziehung, die der Kohlenhändler auf den Flickſchuſter übt? Sollte es ſich hier nicht auch um das Ueberlebſel irgend

iner Urvorſtellung der ariſchen Menſchheit handeln? Vertritt
is ſeltſame Beiſammenſein dieſer zwei archaiſtiſchen Typen
cht auch vielleicht irgend eine verdunkelte Form des Mythus
m Wechſel der Jahreszeiten? Hier iſt ein dankbares und
deutendes Thema für jene Forſcher, die die ſchöne Entdeckung
macht haben, daß der Hanswurſt der Jahrmärkte nichts
deres iſt als eine Form des Sonnenmythus. Allein ſie
üßten ſich beeilen, den Gegenſtand zu erforſchen, ſonſt
nnten ſie leicht zu ſpät kommen. Die Gattung des Flick-
uſters droht nämlich auszuſterben. Die Geſittung iſt ſein
ind. Er zieht ſich vor ihr zurück. In den neueren Stadt-
eilen iſt er gar nicht mehr, am rechten Ufer der Seine
um noch zu finden. Nur am linken Ufer, in den älteſten
äßchen des lateiniſchen Viertels, blüht er noch und hier
eint ſich ſeine Spezies noch kräftig erhalten zu haben.

Neben dieſen Straßeninduſtriellen mit feſtem Standorte
ben wir die ungleich zahlreicheren, die ruhelos vom Morgen
s zum Abend in den Straßen umherwandern oder ab-
chſelnd auf den freien Plätzen Halt machen. Der auf-
llendſte Typus unter ihnen iſt der des „Marchand de
atre saisons.“ Er ſchiebt einen hohen, kaſtenförmigen
rren vor ſich her, auf welchem Gemüſe, Obſt, Käſe oder
ſche aufgehäuft ſind, und erfüllt mit ſeinem unabläſſigen
ſchrei die Straße. Wenn Paris die lärmendſte Stadt des
ſtlandes — ſelbſt Neapel nicht ausgenommen — iſt, ſo
ſdankt es dies dem Marchand de quatre ſaiſons. Um ſieben
r morgens hebt er ſein unleidliches Gebrüll an und einzelne
hreier verſtummen erſt nach Mitternacht. Ehe man ſich

an das Getöſe gewöhnt hat, was kaum vor einigen Wochen geſchieht, glaubt man davon wahnſinnig werden zu müſſen. Die Verſchiedenheit der Schreie macht die Ohrenqual zu einer heftigeren und raffinirteren. Die einen piepſen im Diskant, die anderen gröhlen im Baß; der kreiſcht wie eine Schnarre, jener trompetet wie eine Poſaune; der eine heult jämmerlich wie ein frierender Köter, der andere deklamirt heroiſch wie ein Feldherr, der ſeine Truppen anfeuert. Und wie kläglich ausgeſchrieen und heiſer dieſe armen, überangeſtrengten Stimmen ſind! Man hat ein Gefühl, als wimmelten einem Ameiſen in der eigenen Kehle, wenn man die müden, abgenutzten Rufe hört, die wie aus einem zerbrochenen Topfe heraustönen.

Der „Marchand de quatre saiſons“ kauft ſeine Waare früh morgens zwiſchen fünf und ſechs Uhr in den großen Hallen ein und macht ſich dann langſam auf den Weg nach ſeinem Stadtviertel, wo er, je nach der Entfernung, zwiſchen ſieben und halb neun Uhr ankommt. Jeder hat ſeinen beſtimmten Bezirk, an den er ſich hält und deſſen Grenzen er nicht überſchreitet. So lange er ihn nicht erreicht hat, zieht er denn auch ſchweigſam dahin, ohne durch einen einzigen Laut einen zufälligen Käufer anlocken zu wollen. Sein Gebrüll beginnt erſt, wenn er ſich im Stadtviertel befindet, welches der gewöhnliche Schauplatz ſeiner Thätigkeit iſt. Jeder Händler hat einen andern Schrei, der den Pariſern wolbekannt iſt und ſie bei ihren Einkäufen leitet. Die Worte, die er ruft, braucht man nicht zu verſtehen; man weiß ſchon aus dem Tonfall und Rhythmus, was der betreffende Händler

l hat. Einen andern Gesang hat der Kartoffel-, einen andern
r Bohnenhändler; der Käsemann kann mit dem Obstler,
r Seezungen- mit dem Makrelenhändler nicht verwechselt
rden. Wenn alle diese verschiedenen Schreie einander in
r Luft kreuzen, so tönen sie zu einem gräßlichen Konzert
sammen, von dessen schauerlichen Mißklängen selbst einem
ıter die Haare zu Berge stehen müssen.

Der „Marchand de quatre saisons" macht hauptsächlich
ı elf Uhr Vormittags und von drei Uhr Nachmittags an
: Straßen unsicher. Wenn er schweigt, so hat der Coco-
ndler das Wort. Dieser zieht im Sommer während der
ißesten Tagesstunden umher und bietet mit schmeichelndem
ıf und verschiedenen anderen akustischen Mitteln den greu-
jen Trank aus, den die Pariser unerklärlicherweise dem
schen Wasser vorziehen, nämlich einen Absud von Süßholz-
ırzel, den schon seine abstoßend grünlich-gelbe Farbe zu
em Gegenstande des Abscheus machen sollte. Die häßliche
üssigkeit befindet sich in einer kleinen blechernen Bütte, die
: Cocomann auf dem Rücken trägt. Dieses Gefäß ist der
genstand einer zärtlichen Pflege seitens seines Besitzers.
überzieht es mit rothem Sammt, umgibt es mit breiten
essingstreifen, die so hell wie geschlagenes Gold in der
nne glänzen, oft setzt er ihm einen Federbusch oder einen
rauß künstlicher Blumen oder ein kleines Glockenspiel
f, kurz er stattet es so kokett als möglich aus und hält es
spiegelblank und musterhaft rein, daß es zu einer wahren
genweide wird. „A la fraiche! A la glace! Qui veut
ire!" psalmodirt der Cocomann auf seiner unermüdlichen

Wanderung und begleitet ſeinen langgezogenen Singſang mit einer Glocke, die er mit der linken Hand heftig ſchüttelt, oder mit dem Geklapper eines Eiſenſtabes, den er in rhythmiſcher Kadenz an den Boden ſeiner Bütte ſchlägt. Verlangt Jemand von ſeinem Labſale, ſo langt er einen der glänzenden Metallbecher herunter, die, an Eiſenſtiften hängend, einen Kranz um den obern Rand des Gefäßes bilden, und läßt ihn aus dem geöffneten Hahn voll laufen. „A la fraiche! A la glace!“ „Friſch gehalten! In Eis gekühlt!“ Du lieber Himmel! Die Flüſſigkeit, die aus dem Hahn rinnt, ſcheint förmlich zu dampfen. Und wie ſollte ſie nicht, wenn die unbarmherzige Sonne ſtundenlang auf die Bütte niederbrennt, die überdies vom heißen Rücken des Trägers durchgewärmt wird? Der Kreis der Kunden, die es nach der vom Cocomanne feilgehaltenen Erfriſchung begehrt, verengert ſich denn auch von Tag zu Tag und der Augenblick iſt vielleicht nicht fern, wo der letzte Cocomann die letzte Bütte mit Lakritzenſaft füllen wird, um dann ſeine Metallbecher ins Waſſer zu werfen wie der König von Thule den ſeinigen. Es iſt hier der Stoff zu einer rührenden Ballade, den ſich die befugten Dichter des Pariſer Straßenlebens, der pathetiſche Coppée und der feurige de Banville, nicht entgehen laſſen ſollten.

Der Cocomann wird verſchwinden, aber der „Camelot“ wird ewig leben und ſich immer üppiger vermehren. Der „Camelot“ iſt der Händler mit billigen Schundwaaren aller Art. Er miethet entweder leerſtehende Läden auf den Tag und breitet darin ſeinen Kram auf dem Boden aus oder e

t ſich mit einem Tiſchchen in der Mitte eines friſch haltirten Straßendammes auf, den die Wagen bis zum rtwerden des Pflaſters nicht befahren dürfen. Seine aren ſind von größter Mannigfaltigkeit. Er verkauft ig gewordenes Briefpapier, verwahrloſte Seife, ſtaubige nbürſten, Blechleuchter, Filzſohlen, Tinte, Federmeſſer, opfenzieher, alles von unſagbarer Schlechtigkeit, aber h alles ſo ſpottbillig, wie man es nur wünſchen kann. ie Spezialität des Camelot iſt der Vertrieb neuer Erdungen. Heute iſt es eine Petroleumlampe in Geſtalt er Kerze, morgen ein Inſtrument, das zugleich zum Oeffnen r Sardinenbüchſen und zum Handſchuhknöpfen dient; nun s „amerikaniſche Räthſelſpiel“ und dann eine Zauberte, die für gewöhnlich unſichtbar iſt, um erſt erwärmt tbar zu werden. Der Camelot muß eine gute Lunge und e unermüdliche Kehle haben. Er darf keinen Augenblick g ſchweigen; ruhelos muß der Strom ſeines anpreiſenden ſchwätzes fließen, denn in dem Augenblicke, wo die ppernde Mühle ſeines Mundwerkes ſtilleſteht, verlieren die um ihn verſammelten Neugierigen und er bleibt ein wie der bibliſche Prediger in der Wüſte. Was ſchwatzt, iſt gewöhnlich der bodenloſeſte Blödſinn, er mit frecher Stirn und mit nie ſtockender Geläufigt vorgetragen verfehlt es doch nicht ſeine Wirkung auf go.

Die zwei oder drei würdigen Männer, die mit wiſſenaftlichem Ernſte hinter ihren Fernrohren auf der Place de Concorde, Vendôme und du Châtelet ſtehen und den Vor-

übergehenden um zwei Sous einen populären Kurſus der Aſtronomie vortragen, der Gaukler vom Pont des Saints Pères, der einen Spazierſtock in der Luft allerlei ſonderbare Bewegungen beſchreiben läßt, Karten eskamotirt und bei beſonders guter Laune etwas Feuer ſchluckt, die Quackſalber, die in der Tracht von Indianer-Kaziken auf rothen Wagen ſtehen und von Pechfackeln beleuchtet Geſundheitspillen und Meſſerſchleifpulver verkaufen, ſind vereinzelte Typen, die nicht in allen Gaſſen, ſondern nur an beſtimmten Punkten der Stadt vorkommen. Sehr verbreitet iſt dagegen der dunkle Ehrenmann, der von den erſten Nachmittagsſtunden an auf den großen Boulevards umherpatrouillirt und zwiſchen den Blechtiſchen der Kaffeehäuſer die weggeworfenen Zigarrenſtummel aufliest. Um dieſen Induſtriellen der Straße ſchlingt die Phantaſie des Volks eine reiche Legendenarabeske. Er ſoll manchmal in Geſtalt eines hochelegant gekleideten Stutzers auftreten, der, eine feine Zigarre zwiſchen den Lippen, ſcheinbar abſichtslos den Boulevard entlang ſchlendert und nur von Zeit zu Zeit ſtehen bleibt, um raſch nach ſeinem Fuße zu greifen wie einer, den der Schuh drückt; das Geheimniß dieſes Treibens wäre, daß er ausgehöhlte Abſätze mit einem ſpitzen Stift in der Mitte trage, mit denen er die auf dem Boden liegenden Zigarrenenden aufſpieße, um ſie einige Schritte weiter herunterzunehmen und in die Taſche gleiten zu laſſen, ein Spiel, bei dem er täglich ſeine dreißig bis vierzig Franken verdiene, ohne ſein äußeres Gebahren eines Gentleman aufzugeben. Ich bin dieſer Erſcheinung nie begegnet, doch habe ich ſelbſt einen ältlichen Herrn mit wolgepflegtem Knebelbart

und einem Ordensband im Knopfloche geſehen, der im Café de la Paix und Café Riche die Zigarrenſtummel auflas und hierin von den Kellnern gefördert wurde, denen ſeine vornehme Erſcheinung ſichtlich imponirte.

Die Zigarrenſammler gehören zu jenen Straßeninduſtriellen, die ſpät am Tag auf Nahrung ausgehen. Wenn ſie ihre Ernte eingeheimſt haben und in ihre Schlupfwinkel zurückkehren, dann erſcheint eine andere, durchaus nächtige Spezies, die der Lumpenſammler. Es iſt Mitternacht und die Straßen beginnen leer zu werden. Der letzte Marchand de quatre ſaiſons, der vor den Theatern Orangen feilgehabt, ſchiebt langſam ſeinen Karren mit der rothen Papierlaterne heim; der Pommes-frites-Garkocher hat ſein Mauerloch ſchon zugethan; der Crèpes-Bäcker ſteht wol noch auf ſeinem Poſten denn die aus dem Theater heimkehrende Menge liefert ihm manche Kunden, aber ſein Buttervorrath iſt ſchon ganz klein und reicht nur noch auf ein Dutzend Crèpes; die Zeitungskiosks ſind verödet, die Camelots verſtummt, die Zigarrenſtummelſammler von den verlaſſenen Cafés verſchwunden. In dieſem Augenblicke blitzen an allen Straßenecken helle Pünktchen auf, dunkle Geſtalten mit einer Laterne in der Hand ſchwärmen hervor und beginnen langſam die Goſſe entlang zu wandern, bald ſtehen bleibend, bald wieder weiter gehend, hie und da ſich bückend oder einen Strahl ihrer Laterne auf einen Gegenſtand fallen laſſend, den ſie näher prüfen wollen, unermüdlich von Straße zu Straße ſtreifend, bis der erſte Lichtſchein des grauenden Morgens ſie wieder wegſcheucht. Das ſind die

Krabben des Pariſer Ozeans, die von den Abfallsſtoffen leben; aber auch ſie nährt die Straße und wenn man genauen Kennern des Pariſer Lebens glauben darf, ſo nährt die Straße ſie ſogar reichlich genug, um manchen von ihnen zum Wolſtande zu verhelfen.

Müßiggang in Paris.

Herr Durand feiert morgen ſeinen fünfundfünfzigſten
tag. Das Datum bildet Epoche in ſeinem Leben.
zieht ſich Herr Durand von ſeinem Geſchäfte zurück,
dreißig Jahre lang mit Würde und in Ehren vor-
n hat. Er beſitzt die zehntauſend Franken Rente, die
in der goldenen Jugendzeit geträumt, ſeine einzige
hat mit ausreichender Mitgift den erſten Commis ge-
der den Laden übernimmt, und der Reſt ſeines Da-
ird nun ſanft und glatt dahinfließen, bis es einſt
in den ſtillen Ozean hinübermündet, in den alles
ich ergießt. Den Vorabend des großen Tages ver-
er mit einer gewiſſen Rührung in dem alten Laden,
ie kleinen Anfänge geſehen; er wirft einen feuchten
if die Kiſte, die den Kaffee enthält; ſein Herz ſchlägt
ıſcher, indem er auf die Zuckerhüte ſchaut, die ſteif wie
rengarde auf dem Regal ſtehen und ihn durch ihre
:ſtanden"-Stellung zu grüßen ſcheinen; ſeine Hand
leicht, während ſie liebevoll die Düten aus gelbem
ıpier ſtreichelt — aber was hieße das, weich werden!

Man muß Mann ſein! Man hat ſich ja ein Menſchenalter lang auf dieſen Augenblick vorbereitet und gefreut! Und Herr Durand richtet ſich heroiſch gerade und ſteigt ſtrammen Schrittes über die Schwelle, die er nicht mehr als Gewürzkrämer, nur noch als Käufer betreten wird. Es ſei nicht verſchwiegen, daß die letzte Stunde im Geſchäfte noch ihren kleinen Aerger mit ſich gebracht hat. Es handelte ſich um die Form, in der die Firma fortdauern ſoll. Herr Durand, obwol bereits an der erhabenen Pforte des Rentnerthumes angelangt, vor der man alle irdiſchen Schwächen zurücklaſſen ſoll, hat doch noch ſeinen Ehrgeiz. Er will, daß das Ladenſchild nach wie vor den ruhmreichen Namen Durand verkünde. Allein der Schwiegerſohn iſt auch kein Waſchlappen. Er will ſich gleichfalls bethätigen. Er will, daß auch ſein Name in der Zeitgeſchichte den ihm gebührenden Platz einnehme, und beſteht darauf, daß das bewährte „Durand“ des Schildes dem zukunftreichen „Dupont“ Raum gebe. Einen Augenblick lang ſcheint es, als ſollte es zu einem unheilvollen Zuſammenſtoße zwiſchen den beiden Männern kommen, die ein gleich ſtarker und gleich edler Ehrgeiz bewegt. Allein zum Glück iſt Frau Dupont bei der Hand. Tochter des einen, Gattin des andern Gegners, hat ſie für die Ehre und den Vortheil beider ein Herz und ſie trifft mit weiblichem Scharfſinne den Grund, auf dem ein Ausgleich möglich iſt. Man einigt ſich dahin, daß die Firma, in ſchönem Zweiklange beide Namen vereinigend, künftig lauten ſolle: „Dupont, Schwiegerſohn des Herrn Durand“, Herr Durand ſchüttelt Herrn Dupont die Hände und zieht ſich raſch zurück, um ſeine Rührung nicht zu verrathen.

Und nun ist der große Tag angebrochen. Herr Durand wacht, ein freier, ein unbeschäftigter, ein pflichtloser Mann. ie es wol thut, sich bis neun Uhr im warmen Bette gütlich un zu können, nachdem man es dreißig Jahre lang um hs hat verlassen müssen! Jetzt beginnt für Herrn Durand n neues Leben. Er wird nun endlich Paris genießen nnen, dieses Kanaan, das er ein Menschenalter lang vor h gesehen hat, ohne daß es ihm gegeben war, seinen Fuß rein zu setzen! Denn man bilde sich nicht ein, daß das aris, welches den Fremden entzückt, das Paris der Boulevards, der Denkmäler, der Museen, der Theater, für den ariser Gewürzkrämer vorhanden ist. Herr Durand war nie den Museen. Im Theater war er blos zweimal: einmal n Jahre 1860, kurz nach seiner Hochzeit, als er Madame urand auf die Galerie des Château d'Eau-Theaters führte, m ihr die tugendhaften Gemüthsbewegungen eines Melodramas zu bieten, und das zweitemal an einem Nationalfeste ge zwanzig Jahre später, als er seinen Laden dem Commis nvertraute, mit Frau Durand von ein Uhr an vor der per Queue machte, glücklich ins Parterre gelangte und der ratisvorstellung mit einem Entzücken anwohnte, welches ur durch die dumpfe Erbitterung der Madame Durand ber ihren im Gedräng arg zerknitterten Hut beeinträchtigt urde. Und was die anderen Sehenswürdigkeiten betrifft, o kennt er sie nur dem Namen nach. Er hat von ihnen prechen gehört, er hat oft eine heftige Sehnsucht nach hnen empfunden, aber er ist nie dazu gelangt, sie zu besuchen.

Doch die Zeit iſt ja gekommen, ſich für die Entbehrungen der Vergangenheit zu entſchädigen. Herr Durand lebt nur mehr dem Genuſſe; jede Stunde bringt ihm ein neues, ungekanntes Vergnügen; ſein ganzer Tag iſt von einem Müßiggang erfüllt, von deſſen lehrreicher Abwechſelung und ſtets neuem Reize man ſich außerhalb Paris gar keine Vorſtellung machen kann. Doch halt — ich habe da ein Wort ausgeſprochen, das zu einem für Herrn Durand kränkenden Mißverſtändniß Anlaß geben könnte. Sie glauben hoffentlich nicht, daß Herr Durand ſich jenem koſtſpieligen und laſterhaften Müßiggang in die Arme wirft, der die vornehmen und reichen Leute in Paris an Leib und Seele und Vermögen zu Grunde richtet? Das wäre ein ungerechter und verletzender Verdacht. Es gibt in Paris Müßiggang und Müßiggang. Derjenige der großen Welt iſt von dem der kleinen Leute ſo verſchieden wie eine Baccarapartie mit 100,000 Franken Einſatz von einer Béſiguepartie zu einem Sou. Die vornehmen Sybariten machen die Nacht zum Tage. Sie ſtehen gegen Mittag auf, frühſtücken, machen einige Beſuche, fahren ins Bois, kleiden ſich fürs Diner und Theater um, beſuchen die Oper und gehen dann in den Cercle, wo ſie bis zum Morgen am grünen Tiſche bleiben. Im Winter kommen hierzu die Soiréen und Bälle, zu allen Jahreszeiten die Kunſtausſtellungen aller Art, im Sommer das Seebad, im Herbſte die Jagd, dazu die Rennen, die Regatten, die Yachtpartien — kurz die vierundzwanzig Stunden des Tages und die 365 Tage des Jahres ſind ſo ausgefüllt wie die Arbeitszeit eines Briefträgers, am Ende

s Jahres findet ſich der Genußmenſch ſo müde, als hätte die ganze Zeit hindurch Winterholz geſpalten, in jeder inute iſt er ſo gehetzt, daß er kaum Zeit zu athmen hat, n faſhionables Nichtsthun tyranniſirt ihn und fordert jede ner Sekunden bei Tag und Nacht und ob er vor Erſchöpfung zuſammenbräche, er muß im Wirbelſturme des aufbenden Müßigganges mitfliegen, denn er iſt aus den Geſen des eleganten Lebens hinausgeſchleudert, ſo wie er eine r zahlloſen Pflichten unerfüllt läßt, die das vornehme ichtsthun ihm auferlegt.

Dieſer gewaltſame Müßiggang iſt nicht Herrn Durands ache. Sein Nichtsthun iſt ein ſanftes, lehrreiches, den jarakter und Geiſt bildendes; es macht ihn klüger und ſſer und vor Allem — es koſtet keinen Pfennig. Ah, in ſem Punkte verſteht Herr Durand keinen Spaß. Er verſcheut die Verſchwendung. Er hat nicht dreißig Jahre ng Zucker und Kaffee verkauft, um ſeine ſauer erworbenen nten leichtfertig zu vergeuden. Ein Vergnügen, das ihm rklich ein ſolches ſein ſoll, muß ſich durch Billigkeit auschnen. Zum Entzücken ſteigert es ſich, wenn es unentltlich iſt. Glücklicherweiſe kann er ſeinen wirthſchaftlichen igungen die Zügel ſchießen laſſen. Dieſes Paris, das die rnehmen Lebemänner zu Grunde richtet, wo jeder Schritt, er Biſſen, jeder Athemzug mit Gold aufgewogen werden ıß, wo man keine Figur machen kann, wenn man nicht ndeſtens 100,000 Livres Rente oder Geiſt um den ppelten Betrag hat, dieſes ſelbe unerſchwinglich theure ıris bietet zahlloſe Zerſtreuungen, die ein kluger und

genügsamer Bürger wie Herr Durand ganz umsonst haben kann.

Die Auswahl unter den unerschöpflichen Hilfsquellen der Stadt bringt Herrn Durand Dank seinem methodischen Geiste nicht in Verlegenheit. Er klassifizirt die Unterhaltungen nach den Jahreszeiten. Im Sommer begibt er sich früh morgens in die elysäischen Felder und betrachtet die schönen Pferde, die von den Grooms spazieren geritten werden. Darüber vergehen zwei, drittehalb Stündchen wie im Nu und es ist Zeit, in den Tuileriengarten zu schlendern und zuzusehen, wie ältliche Damen und an der äußersten Grenze der Gehirnerweichung angelangte Herren die Spatzen mit Kuchenkrumen füttern. Einen Augenblick lang hat Herr Durand die Idee gehabt, sich an diesem Sport thätig zu betheiligen. Allein er ist bald davon abgekommen. Das Vergnügen des Selbstfütterns ist nur unwesentlich größer als das des Zusehens, wie Andere füttern, und man muß immerhin um zwei Sous Brod vertheilen, wenn man einige Wirkung erzielen will und wenn das Schauspiel einige Dauer haben soll.

Die Bewegung hat den Appetit des Herrn Durand geweckt, er eilt heim, um zu déjeuniren, und stärkt sich nach dem Essen in einem kleinen Schläfchen für die heilsamen Anstrengungen des Nachmittags. Erfrischt und muntern Sinnes begibt er sich nach dem Erwachen an die Seine, die ihm eine ganze Fülle von Zerstreuungen bietet. Einmal stellt er sich an die Brustwehr neben dem Pont des Arts und ergötzt sich an dem heitern Schauspiele des Scheerens und Badens der

Pudel, ein Schauſpiel, das ſtets eine Corona von bewundern-
den und theilnehmenden Zuſchauern anlockt; ein andermal
intereſſirt ihn die Pferdeſchwemme mehr, die ſich am linken
Ufer befindet; oft ſteigt er ans Geſtade hinab oder tritt in
einen Nachen, um ſich ganze Nachmittage lang den ſtillen
Freuden des Angelns hinzugeben. Dieſer idylliſche Sport
steht bei Herrn Durand und ſeinen Standesgenoſſen in hohen
Ehren. An heiteren Tagen ſieht man ganze Reihen von ihnen
beide Ufer des Fluſſes von Grenelle bis Bercy einſäumen.
Da ſitzen ſie unbeweglich mit einem breiten Strohhut auf dem
Kopf und der Angelruthe in der Hand, häufig ſüß ſchlummernd,
manchmal ſinnend die Seine und ihre abwechſelungsvollen
Ufer und die vorüberſchießenden luſtigen Schifflein mit dem
bunten Volke darauf betrachtend, um ſpät am Abend mit dem
Ausdrucke heiterſter Seelenruhe im Geſicht und dem Bewußt-
ſein eines gut verbrachten Tages an den häuslichen Herd
zurückzukehren. Ein Mitglied der Commune hat einmal in
den Zeitungen erzählt, daß er am 24. Mai 1871, als er die
brennenden Tuilerien verließ, zu ſeinem unſäglichen Erſtaunen
den Quai entlang mehrere Angler bemerkt habe, die mitten
im Chaos des in Feuer und Graus gehüllten Paris mit
unverwüſtlicher Ruhe auf ihrem Poſten ſaßen und den Haken
ins blutgetrübte Waſſer ſenkten. Die Mittheilung überraſchte
mich nicht. Ich wußte von jeher, daß ein Angler jedes
Heldenmuthes fähig iſt. Oder iſt es nicht etwa heldenmüthig,
tagelang auf einem Fleck unbeweglich auszuharren, ohne durch
den geringſten Erfolg ermuthigt oder getröſtet zu werden?
Denn man täuſche ſich nur ja nicht über dieſen Punkt: es

gibt kein Beiſpiel dafür, daß ein Pariſer Angler je einen Fiſch gefangen habe. Ich hege ſogar die geheime Ueberzeugung, daß es in der Seine gar keine Fiſche gibt. Ein ſtädtiſcher Stromaufſeher hat mich in dieſer Ueberzeugung durch ſeine amtliche Verſicherung beſtärkt und die Angabe hinzugefügt, daß vor einigen Jahren durch einen unerklärlichen Zufall ein Fiſch in die Seine gelangt ſei und ſich zwiſchen dem Pont de la Concorde und dem Pont neuf gezeigt habe; allein ſein Erſcheinen habe die ſämmtlichen ſonſt ſo beſchaulichen Angler in eine derartige Aufregung verſetzt, daß einige von ihnen nahezu den Verſtand verloren und die Behörde, um größeres Unglück zu verhüten, die ſchleunige Entfernung des unſeligen Störenfried anordnen mußte.

Neben der Seine begönnert Herr Durand auch die öffentlichen Gärten, in denen von vier Uhr ab Militär- und andere Muſiken Konzerte geben. Einmal lenkt er ſeine Schritte nach dem Tuileriengarten, ein andermal nach dem Palais Royal, wieder ein andermal nach dem Luxembourg. Er drängt ſich in der Regel nicht in die unmittelbare Nähe der Kapelle. Auch verſchmäht er es, ſich der Stühle zu bedienen, die um ſie aufgeſtellt ſind und für deren Benutzung man zwei Sous bezahlen muß. Er ſchützt vor, daß man die Muſik aus einiger Entfernung beſſer genieße, daß dann die Töne der einzelnen Inſtrumente zu einem harmoniſchen Ganzen verſchmelzen; und er läßt es ſich angelegen ſein, auf einer ſtädtiſchen Bank ein Plätzchen zu finden, wofür nichts bezahlt wird.

Der beſondern Gunſt des Herrn Durand erfreut ſich

r Jardin des Plantes. Der Weg dahin ist etwas lang, er welchen Lohn hat man auch für seine Mühe! Die zahlsen wilden Bestien, eine grausamer und greulicher als die dere, die Schaar der Papageien, die unzüchtigen Affen, ren Treiben Herrn Durand neben sittlicher Entrüstung doch ch ein gewisses Interesse einflößt, die appetitlichen Enten- d Gänsesorten sind für ihn eine unerschöpfliche Quelle der nterhaltung und Belehrung. Er kehrt denn auch immer eder hierher zurück, bis er den ganzen Garten mit allen egen und Stegen auswendig kann und im Stande ist, gleich ner Vorsehung unvermuthet zu einer rathlos dastehenden d vergebens die Tiger oder Bären suchenden Gruppe von ndern oder Soldaten zu treten, sie mit einem stillen Lächeln dem gewünschten Thiere zu führen und sich dann rasch r Bewunderung und dem Danke seiner Schützlinge zu tziehen.

Für die Sonntage wird ein außergewöhnliches Verügen aufgespart. Da wandert Herr Durand nach der Place de l'Europe", die von der Westbahn unterfahren rd, stellt sich an den mit Gittern eingefaßten Rand des atzes und schaut auf die Geleise des Bahnhofs hinunter, fortwährend Züge ankommen und abgehen, Waggons umgeschoben werden, einzelne Lokomotiven pfeifend hind hergleiten, die Weichenwärter tuten und rothe Fähnlein wenken, allerlei Signalstangen mit buntgestreiften Blechmen winken und überhaupt ein gar lustiges Leben herrscht. rr Durand wird nicht müde, in die Bewegung hinabzurren. Seine Freude wird ihm weder durch die schrillen

Geräuſche noch durch den heraufgepafften Kohlendampf verleidet. Die ganze tiefe Poeſie, die ſich ſcheu in der Seele des Herrn Durand birgt, kommt bei ſolchen Gelegenheiten zum Vorſchein. Was iſt es, was ihm das Schauſpiel dieſer kommenden und gehenden Eiſenbahnzüge ſo theuer macht? Die Sehnſucht nach dem Fernen und Unbekannten! Wenn Herr Durand deutſch könnte, er ſänge in dieſen Augenblicken mit ſchmelzendſtem Ausdrucke: „Wenn ich ein Vöglein wär'!“

Die vorſtehend geſchilderten Zerſtreuungen nebſt häufigen Abendausflügen in die elyſäiſchen Felder, wo ſich Herr Durand an die äußere Umzäunung der Cafés chantants ſtellt und ohne einen Pfennig auszulegen als Zaungaſt alle Lieder und Produktionen hört, die ein minder umſichtiges Publikum nur um den Preis von drei bis fünf Franken genießen kann, bilden ungefähr das ganze Repertoir der Sommerunterhaltungen. Sowie jedoch die Jahreszeit kühler wird und den Aufenthalt im Freien verleidet, kommen andere Zerſtreuungen und zwar ſolche von einer viel höhern Ordnung an die Reihe. Den Winter widmet Herr Durand den Künſten und Wiſſenſchaften. In Paris ſind alle Vorleſungen an den Hochſchulen frei und öffentlich. Jedermann kann in jeden Hörſaal treten, ohne daß ein griesgrämiger Pedell ihn nach ſeiner Berechtigung fragt. Dieſe Freiſinnigkeit der Univerſitätsbehörden macht ſich Herr Durand gewiſſenhaft zu Nutze. Am frühen Vormittage ſitzt er ſchon im wolgeheizten Hörſaal und rührt ſich nicht, bis die Dejeunerſtunde geſchlagen hat. Er geht nicht ungern zu den Vorleſungen jener Profeſſoren, die für Schönredner gelten wie

etwa früher der Zuckerwaſſer-Philoſoph Caro, den immer ein Kranz von hocheleganten Damen umgab, deren wappengeſchmückte Equipagen in langer Zeile vor dem Thore der Sorbonne warteten, während ſie drinnen verzückt an dem Munde des eleganten und lieblich myſtiſchen Profeſſors hingen und nur von Zeit zu Zeit den ſüßlichen Redefluß des Bezauberers auf dem Katheder mit einem Tremolo ihres parfümirten Fächers oder mit einem diskreten Beifallsgemurmel unterbrachen. Eine beſondere Vorliebe ſcheint Herr Durand jedoch für die mediziniſchen Wiſſenſchaften zu haben; er zieht ſie der Philoſophie und allen anderen Fächern, die an der Sorbonne gelehrt werden, bei Weitem vor, möglicherweiſe aus dem Grunde, weil in jedem Franzoſen ein Stück von einem Arzte ſteckt und mindeſtens jede Pariſer Concierge die Behandlung der Anfangsſtadien aller Krankheiten ohne Zögern unternimmt.

In den Amphitheatern der großen Spitäler ſind Herr Durand und Genoſſen den ganzen Winter hindurch regelmäßige Gäſte und es verſchlägt ihnen nichts, daß ſie von Profeſſoren und Studenten nicht immer mit den freundlichſten Augen angeſehen werden. Ich habe mit dieſen außerordentlichen Hörern die wunderbarſten Geſchichten erlebt. So pflegte zu den Vorleſungen des Profeſſors H. regelmäßig ein alter Herr zu kommen, der ſich in die vorderſte Bank ſetzte und den Vortragenden unverwandt anglotzte, wobei er mit unſagbar blödem Ausdrucke lächelte. Dieſes blitzdumme Lächeln und die ſichtliche vollſtändige Geiſtesabweſenheit des Mannes wirkten auf den Profeſſor mit ſo unwiderſtehlicher Komik,

daß er sich nicht enthalten konnte, in ein lautes Gelächter auszubrechen, wenn er in seine Richtung blickte. Natürlich konnten wir den Professor nicht lachen sehen ohne mitzulachen und so geschah es oft, daß das ganze Auditorium sich minutenlang in krampfhafter Heiterkeit wälzte. Die Sache wurde nachgerade skandalös und konnte unmöglich länger geduldet werden. Allein es widerstrebte dem Professor, einem harmlosen alten Manne die Thüre zu weisen, und so verfiel er auf ein überraschendes Auskunftsmittel. Als er eines Vormittags in den Hörsaal trat und den blöden Lächler auf seinem gewohnten Platze sah, ging er entschlossen auf ihn zu, verneigte sich vor ihm und sprach mit ausgesuchter Höflichkeit: „Mein Herr, ich fühle mich so geehrt, daß ein Mann von Ihrem Werthe mir die Auszeichnung erweist, meinen Vorlesungen regelmäßig zu folgen, daß ich mich gedrängt fühle, Sie einzuladen, einen Platz einzunehmen, der Ihrer würdiger ist als diese Schulbank. Ich bitte Sie, sich künftig neben mich an meinen Tisch setzen zu wollen.“ Der Alte entblößte das Haupt (ich vergaß zu sagen, daß man in Paris den Vorlesungen bedeckten Hauptes anwohnt), dankte und folgte ohne Umstände der Einladung des Professors. Von da an sahen wir ihn immer mit unsagbarer Würde an der Seite des Professors thronen, die Augen des letztern begegneten nun nicht mehr seinem unwiderstehlich komischen Lächeln und die Anwesenheit dieses Kauzes hörte auf, eine Störung der Vorlesung zu bilden.

Ein anderer Hörer dieser Gattung besuchte das Amphitheater des Professors S. im Hôtel Dieu. Wenn wir von

dem Morgenbeſuch aus den Krankenſälen der Klinik kamen, ſaß er bereits auf ſeinem gewohnten Platz in der oberſten Bank, den er nie verließ, ehe die Vorleſung ihr Ende erreicht hatte. Er war ein etwas vernachläſſigt ausſehender Mann von ungefähr ſechzig Jahren, ganz kahl, mit einem langen Bart und einem dicken rothen Shawl um den Hals. Er hatte immer ſeinen Hut auf der Bank vor ſich ſtehen und ein unappetitliches Taſchentuch darüber gebreitet. Seine auffallendſte Eigenſchaft aber war ein unausſtehlicher Knoblauchgeruch, den er um ſich verbreitete und der alle ſeine Nachbarn verſcheuchte. Profeſſor S. hat aber ſtarken Zulauf und der Hörſaal war gewöhnlich ſo voll, daß die ſpätergekommenen Studenten es nicht vermeiden konnten, neben dem unziemlich duftenden Manne zu ſitzen. Die Klagen über ſeine Anweſenheit wurden lebhaft und allgemein und wir beriethen eines Tages, wie wir ihn mit guter Art entfernen könnten. Der Saaldiener, der zuhörte, fiel uns in die Rede und ſagte: „Sie ſprechen wol von dem alten Herrn, der immer im Hörſaale frühſtückt?“

„Wieſo? Was meinen Sie?“ fragten zwanzig Stimmen zugleich.

Jean erzählte nun, daß der bejahrte Hörer täglich morgens um neun Uhr vor der Thüre des Hörſaals ſtehe, geduldig warte, bis dieſer geöffnet werde, ſich dann auf ſeinen beſtimmten Platz ſetze, aus den tiefen Rocktaſchen eine Flaſche Wein, ein Brod und einige Knoblauchwürſtchen ziehe und dieſe vulgären Nahrungsmittel mit größter Gemächlichkeit verzehre, worauf er die leere Flaſche wieder einſtecke, ſich an

den Rückensitz lehne und mit Sammlung des Augenblickes harre, wo der Professor, umgeben von 150 Hörern, im Saal erscheine.

Nun war das Räthsel gelöst: der Mann hatte eine beklagenswerthe Vorliebe für Knoblauchwürstchen, unter der wir leiden mußten. Unser Entschluß war rasch gefaßt; wir setzten eine Zuschrift auf, in der wir unsern Luftverpester einluden, sein Frühstück künftig erst nach der Vorlesung einzunehmen; wir begründeten diese Einladung ausführlich und gelehrt; wir bewiesen, daß ein leichter Morgenimbiß, etwa Kaffee und ein Brödchen, dem menschlichen Organismus ungleich zuträglicher sei als ein so schweres Essen wie Würste und Wein; wir wiesen mit besonderem Nachdruck auf den gefährlichen Einfluß des Knoblauchs hin, der die Säfte reizend und scharf mache, das Gehirn errege und die Harmonie der peristaltischen Bewegung störe. Wir brachten die verzwicktesten und dunkelsten medizinischen Ausdrücke verschwenderisch an und bemerkten bei jedem solchen grausamen Worte, daß es ihm von den Vorlesungen her bekannt sein müsse. Diese Zuschrift bedeckte sich mit hundert Unterschriften und wurde am nächsten Morgen dem Würstchenliebhaber in Begleitung einer kurzen, passenden Ansprache feierlich überreicht. Unser Mann, der, nach der ihn umgebenden Atmosphäre zu urtheilen, an diesem Tage noch stärker als gewöhnlich gefrühstückt haben mochte, nahm das Schriftstück und unsern Schritt ganz freundlich auf; er lächelte gutmüthig und sagte, er wolle sehen, was sich machen lasse. Allein zu Hause mag er sich entweder die Sache überlegt haben oder seine Frau setzte ihm einen Floh ins Ohr,

kurzum ſtatt unſerem wolgemeinten Rathe zu folgen blieb er aus und wir ſahen ihn nie wieder.

Doch um auf Herrn Durand zurückzukommen: nachdem er ſeinen Vormittag auf die erbaulichſte und nutzbarſte Weiſe in den Hörſälen verbracht hat, beſucht er Nachmittags der Reihe nach die öffentlichen Sammlungen. Einmal finden wir ihn auf den etwas unbequemen Strohſeſſeln des naturgeſchichtlichen Muſeums, ein andermal auf den Holzbänken des öffentlichen Leſeſaals der Nationalbibliothek, meiſtens jedoch auf den luxuriöſen, bis zur Ueppigkeit bequemen rothſammtenen Sitzmöbeln des Louvre. Dieſer hat vor den übrigen Sammlungen auch ſonſt noch große Vorzüge. Die Säle ſind höher und luftiger, die Heizung iſt minder heftig und gleichmäßiger; man ſetzt ſich nicht einer ſchlimmen Erkältung aus, wenn man aus den wolgewärmten Räumen in die kalte Straße hinaustritt. Eingeſunken in die weichen Pfühle des Divans finden wir Herrn Durand in der prächtigen „Salle Carrée", manchmal mechaniſch einem kopirenden Maler zuſehend, häufiger mit den Aufſehern plaudernd, mit denen ihn bald das Band inniger Freundſchaft verknüpft, meiſtens jedoch ſich eines Schlummers erfreuend, wie man ihn ſo ſüß und behaglich nur im Louvre findet. Um vier Uhr werden die Muſeen geſchloſſen und Herr Durand muß ſeinen ſchwellenden Sitz aufgeben. Er begibt ſich mit einer zur Straßentemperatur in Verhältniß ſtehenden Eile ins Hôtel Drouot, um hier den Reſt des Nachmittags zu verbringen. Mit einer Geſchicklichkeit, die nur eine lange Uebung gewährt, weiß er auch in einem überfüllten Saale ſich in die vorderſte Reihe zu ſchmuggeln und einen Stuhl zu er-

obern. Da ſitzt er nun und verfolgt mit lebhafter Theilnahme den Gang der Verſteigerung. Er hat alle Schläfrigkeit im Louvre gelaſſen, hier iſt er ganz Auge und Ohr. Eine Pendule enthuſiasmirt ihn, ein Feuerzeug verſetzt ihn in Entzücken, angeſichts einer Salongarnitur bricht er in Rufe der Bewunderung aus. Allein ich beeile mich feſtzuſtellen, daß ſein Intereſſe ein rein platoniſches iſt. Herr Durand ſteigert nie ſelbſt mit. Er iſt nicht der Mann, einer leidenſchaftlichen Regung zu folgen, Geld auszugeben, Dinge, die er nicht braucht, zu kaufen, blos weil ſie ihm gefallen. Er begnügt ſich damit, ſeinen Nachbarn kritiſche Bemerkungen über die zum Verkaufe gelangenden Gegenſtände in die Ohren zu flüſtern, die Bieter durch vielſagendes Lächeln, durch geheimnißvolle Winke und ſchlaues Blinzeln zu ermuthigen, den Käufern mit breitem Lachen zu ſagen: „Prächtiger Fang! Sie ſind ein Tauſendſaſſa!“ und ihnen wol auch einen Klaps auf den Bauch zu verſetzen, wenn ſie ihn nicht durch allzumürriſches Dreinſchauen von dieſer Vertraulichkeit abhalten.

Um ſieben Uhr ſind auch die Verſteigerungen im Hôtel Drouot zu Ende und nun kehrt Herr Durand endlich heim, um ſein wolverdientes Diner mit Behagen zu genießen. Er iſt müde, aber von einer angenehmen Müdigkeit. Er hat tauſend neue und anmuthige Eindrücke in der Seele. Er iſt reicher an Erfahrungen, ohne ärmer an Geld zu ſein, und wenn er ſich zur Ruhe begibt, ſagt er ſich mit inniger Zufriedenheit: „Voilà encore une journée bien remplie!“ „Das war nun wieder ein gut ausgefüllter Tag!“

Die Première.

Die erſte Vorſtellung eines neuen Stücks auf einer Pariſer Bühne iſt ein Ereigniß, das weit über die Grenzen er Couliſſenwelt hinaus die größte Bedeutung hat. Die Wichtigkeit dieſes Ereigniſſes für den Dichter und manchmal ogar noch mehr für den Bühnenleiter, den der Abend in gewiſſen Fällen retten oder zu Grunde richten kann, bedarf keiner luseinanderſetzung; ſie iſt ſelbſtverſtändlich und einleuchtend; ber die Première ſpielt eben nicht blos im Leben dieſer unmittelbar betheiligten Perſonen, ſondern auch in der ganzen Pariſer Geſellſchaft eine erſtaunlich hervorragende Rolle; ſie at ſich zu einer geſellſchaftlichen Einrichtung entwickelt und s ſind mit ihr tauſend Intereſſen verknüpft, die im Uebrigen ar nichts mit dem Theater zu ſchaffen haben. Sie iſt in rſter Linie nicht ein Feſt der Literatur, ſondern ein Feſt der aſhionablen „Badauderie“. Das ancien régime hatte ſeinen Salon; die verſchiedenen Monarchien in dieſem Jahrhundert atten ihren Hof; unter der Republik gibt es nur noch einen Rahmen, der, die Rolle des alten Salons und Hofes erfüllend, bei beſtimmten Gelegenheiten Alles zuſammenfaßt, was Paris

des Nennenswerthen und Hervorragenden auf irgend einem Gebiete besitzt, und dieser Rahmen ist die Première.

Natürlich gilt dies nicht von jeder ersten Vorstellung überhaupt. Man muß hier Unterschiede machen. Manche Theater liegen ganz abseits vom Strome des Pariser Lebens und vermögen mit ihren Premièren keine Seele zu interessiren. So wird es keinem Pariser einfallen, von einer Première des Porte St. Martin-, des Château d'Eau-, des Châtelet-, des Cluny-, oder selbst des Ambigu-Theaters zu sprechen. Das Odeon versammelt nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten ein wirkliches Première-Publikum. Dagegen haben die große und italienische Oper, sämmtliche Theater der großen Boulevards: das Vaudeville, das Gymnase, die Bouffes, die Variétés, die Renaissance und selbst bis zu einem gewissen Grade die Folies dramatiques, ferner das Palais-Royal-Theater und ganz besonders die Comédie Française das Vorrecht, daß ihre ersten Vorstellungen große Momente im Pariser Leben bilden.

Nichts kurioseres als der Anblick des Saales bei einem solchen Theaterfeste. Im Parterre ist die Journalistik, Kunst und Literatur versammelt. Man unterscheidet auf den ersten Blick den Berufskritiker, der nicht gekommen ist, um sich zu unterhalten, sondern um sich über die Schwächen des Stückes zu ärgern und seinen Ingrimm am nächsten Morgen Verfasser und Darsteller entgelten zu lassen, vom guten Freund und Kameraden, der unter dem Vorwand erschienen ist, einem Triumph anwohnen zu wollen, aber in Wirklichkeit mit der geheimen Hoffnung dasitzt, Zeuge einer fröhlichen Niederlage

zu ſein. Die Logen und der Balkon ſind der „Geſellſchaft“, der guten und der andern, eingeräumt. Der berühmte Rechtsanwalt ſitzt da neben dem Mitglied des Jockey-Clubs zur Schau, der große Börſenmann neben dem Arzt à la Mode, der Botſchafter neben dem ausländiſchen Lebemanne, der im Zug iſt, ſein Vermögen mit Eleganz in Paris loszuwerden, die Frau des Miniſters neben der großen Cocotte, die berühmte Schauſpielerin neben der nicht minder berühmten Kleiderkünſtlerin, deren Schuldnerin jene iſt. Die oberen Ränge allein ſind dem namenloſen Publikum überlaſſen, das vom Mittag ab vor dem Theater Queue macht, um einen ſchlechten Galerieſitz zu einer Vorſtellung zu erobern, deren intereſſanteſte Auftritte nicht hinter, ſondern vor der Rampe geſpielt werden.

Ich habe ſehr vielen beinahe geſchichtlich gewordenen Premièren angewohnt und es iſt mir heute ganz ſo wie am erſten Tag ein unlösbares Räthſel, wie es möglich iſt, daß ein Stück bei einer ſolchen erſten Vorſtellung einen Erfolg oder Mißerfolg habe. Das berühmte „Première-Publikum“ von Paris, das ein ſo beſonders feinfühliges und raſchauffaſſendes ſein, das jedes Mot im Flug erhaſchen, jeden verſteckten Sinn im Voraus errathen, das die Elektrizität der Poeſie ſo wunderbar leiten ſoll, dieſes Première-Publikum iſt eine Fabel. Gewiß, es iſt das geiſtreichſte und gebildetſte, das Paris zu ſtellen vermag; aber es iſt zugleich das undankbarſte. Der Verfaſſer muß ein Sonntagspublikum von Schuſtern und Barbieren dieſem auserleſenen Publikum vorziehen, denn dieſes beſchäftigt ſich viel zu ſehr mit ſich ſelbſt,

als daß es dem Stücke Sinn und Aufmerksamkeit bewahren könnte.

Die Gäste der Première behandeln an einem solchen Abende das Theater wie das Haus eines Freundes, bei dem sie zu einer Soirée geladen sind. Sie erscheinen in großer Toilette, möglichst spät, um nicht die ersten zu sein, grüßen die Anwesenden, werden von den später Gekommenen gegrüßt, theilen rechts und links Händedrücke aus, blicken und winken nach allen Richtungen und verbringen den Abend damit, möglichst gute Figur zu machen und mit allen Personen zu plaudern, die sich im Bereich ihres Wortes befinden. Der Berufs-Kritiker murmelt seinem Nachbar Bosheiten ins Ohr, der gute Freund des Verfassers unterhält sich damit, alle Pointen, alle Mots des Stückes im Voraus zu erzählen und so jedem „Schlager" sorgsam die Spitze abzubrechen, die Herren machen den Damen in den Logen Besuche und tauschen die Neuigkeiten und Stachelreden des Tages aus, die Galerie, die nicht zur Gesellschaft gehört, hält ihre Operngläser unverwandt auf den Saal geheftet, um die Berühmtheiten zu sehen und genau zu beobachten, wie sie gestikuliren, wie sie sich kleiden, wie sie lächeln und Bonbons essen, mit wem sie verkehren, mit wem sie höflich, mit wem vertraulich sind, das ist ein fortwährendes Wispeln und Flüstern und Kichern, inmitten eines tragischen Auftritts wird plötzlich ein ungeziemendes Lachen laut, einen urkomischen Auftritt begleitet eine jähe Verdüsterung des Gesichtsausdrucks einer ganzen Zuschauerreihe, weil Jemand gerade in diesem passenden Augenblick eine Erkrankung oder Todesnachricht verbreitet,

alle Welt ist damit beschäftigt, auf sich und die anderen zu achten, sich den Blicken der Neugierde und der Bewunderung vortheilhaft darzustellen, zu posiren mit einem Wort, und der Vorhang geht nieder, ohne daß — immer außer den Kritikern — irgend ein Zuschauer sich darum gekümmert hätte, was mittlerweile auf der Bühne gesprochen und gethan wurde.

In den Zwischenakten wird das Zusammenspiel dieses auserlesenen Publikums noch lebhafter. Eine Schaar wälzt sich ins Foyer und in die Ankleidezimmer der Künstler, eine andere ins gemeinsame Foyer, das sie in Beschlag nimmt. Das Galeriepublikum wird hier an solchen Abenden blos geduldet. Es fühlt seine Untergeordnetheit und drückt sich bescheiden in die Ecke, von hier aus voll Ehrfurcht und Bewunderung zur vornehmen Gesellschaft hinüberlugend, die die Mitte des Raumes einnimmt, sich auf den Sophas und Armstühlen gruppirt, sich mit hinterm Rücken verschlungenen Händen an den Kamin lehnt, unter den Kronleuchtern die Köpfe zusammensteckt und überhaupt so zu Hause thut, wie man es nur im Salon eines guten Freundes vermag. Die Wiederaufnahme der Vorstellung wird als unliebsame Störung empfunden; die Klingel muß lange und heftig schellen, ehe man sich entschließt, in den Saal zurückzukehren, und man unterbricht die vergnügliche Foyerplauderei nur, um sie auf seinem Sitze mit Behagen wieder aufzunehmen, all dies natürlich zur nicht geringen Befriedigung des Verfassers, dem es freisteht, aus Nervosität zu verknallen, wenn er hinter einer Coulisse oder aus der Tiefe einer versteckten Loge hervor auf diesen Saal blickt, der sich so vortrefflich

unterhält, aber nicht mit dem Stücke, sondern mit den eigenen Anekdoten. Alexander Dumas der Jüngere hat sich einmal über den Huster beklagt, diesen typischen Parterrebesucher, der sich seine Schnupfenanfälle regelmäßig für die ersten Vorstellungen aufspart und durch ein wirkungsvolles und gutpointirtes Niesen, durch eine dröhnende Expektoration die besten Stellen der Bühnen-Wechselrede unhörbar macht; allein ich denke, die geistreichen Zischler, die nie mit solchem Schwunge plaudern und erzählen wie während einer Première, dürften dem dramatischen Dichter kaum weniger erfreulich sein als jener grobe Störer.

Es bildet einen wichtigen Theil der Erziehung des vollendeten Pariſers, das ganze Publikum der Premièren — die Galerie natürlich immer ausgenommen — nach Namen, Stand, Charakter, womöglich auch Vermögen und politischer Parteifarbe zu kennen. Der Boulevardier würde sich in tiefſter Seele schämen, wenn er einem Provinzler oder Fremden, der ihn nach dem Namen dieſer oder jener Perſon im Parterre oder in den Logen fragen würde, die Antwort ſchuldig bleiben müßte. Freilich gibt es eine Eſelsbrücke, die aus einer ſolchen Verlegenheit heraushilft. Wenn man Jemand nicht kennt, ſo ſagt man: „Ah, jener kahle Herr dort? Nichts Beſonderes. Ein Freund des Verfaſſers.“ Der Freund des Verfaſſers, der nicht zum regelmäßigen Première-Publikum gehört und nur einer zufälligen Gunſt ein vereinzeltes Erſcheinen in dem glänzenden und der Hauptſache nach ſtehenden Bilde verdankt, iſt die ſtändige Entſchuldigung einer Unwiſſenheit, die der richtige Pariſer niemals eingeſtehen wird.

Man begreift nach dem Geſagten die geſellſchaftliche Bedeutung der Première. Gekannt zu ſein iſt das große Ziel unzähliger Exiſtenzen der Großſtadt und dieſes Ziel zu erreichen iſt der bedeutendſte Sieg, den man im großſtädtiſchen Kampf ums Daſein erringen kann. Wenn man nun dahin gelangt iſt, ſeinen Platz unter den Stammgäſten der Premièren zu beſitzen, ſo hat man dieſes Ziel erreicht und dieſen Sieg errungen. Man iſt aus der Dunkelheit hervorgetaucht. Man iſt eine Perſönlichkeit. Es würde mich keine Mühe koſten, aus dem Stegreif ein Dutzend Leute aufzuzählen, die zu den Pariſer Berühmtheiten gehören und die ſchlechterdings keinen andern Ruhmestitel haben als den, Stammgäſte der erſten Vorſtellungen zu ſein. Der gute Ton, die geſellſchaftliche Sitte legt aller Welt geradezu die Pflicht auf, neben den wirklichen Größen auch dieſe Schmarotzer des Ruhmes zu kennen; die Zeitungen führen in den Berichten über die Premièren regelmäßig ihren Namen an; ſie ſtehen mit allen bedeutenden Perſönlichkeiten von Paris wenigſtens auf dem Grüßfuß und fragt man einen Schriftſteller oder einen Abgeordneten, wer der Herr ſei, vor dem er in der Straße ſoeben den Hut gelüftet hat, ſo bekommt man oft die Antwort: „Das iſt ein Herr Soundſo. Ich kenne ihn ſehr gut. Er geht zu allen Premièren. Ich glaube, er iſt Photograph oder Arzt, ich weiß im Augenblicke nicht genau, welches von beiden.“ Ein ſtändiger Platz bei den Premièren iſt alſo eine koſtbare Reklame, werthvoller und ſicherer als alle Zeitungsanzeigen und Straßenanſchläge und gewiſſen Berufen geradezu unentbehrlich. Es iſt daher nur natürlich, daß alle Welt ſich

mit einer Leidenſchaftlichkeit und Gier zu den erſten Vorſtellungen drängt, die durch ein literariſches Intereſſe allein nie erklärt werden könnte, und es iſt angeſichts dieſer allſeitigen Nachfrage und des ſelbſtverſtändlich nur beſchränkten Angebots ebenſo natürlich, daß es nicht leicht iſt, in der kleinen Schaar der Bevorrechteten Aufnahme zu finden.

Um Stammgaſt der Premièren zu werden, muß man Stellung oder viel Geld oder ſehr nachdrückliche Gönnerſchaft haben. Es iſt unter Umſtänden ohne allzugroße Schwierigkeit möglich, ſich einen vereinzelten Sitz für eine vereinzelte Première zu verſchaffen, allein damit hat man noch keinen der geſellſchaftlichen Vortheile, mit denen die regelmäßige Anweſenheit bei *allen* erſten Vorſtellungen verbunden iſt. Dieſe Vortheile ſichert man ſich erſt, wenn man in allen faſhionablen Theatern auf der „feuille de service des premières“ eingeſchrieben iſt. Es iſt dies eine Liſte, welche die Namen jener Perſonen enthält, die ein Anrecht darauf haben, den erſten Vorſtellungen anzuwohnen. Unter dieſen Auserwählten gibt es wieder Kategorien. Die einen erhalten ihre Eintrittskarten ins Haus geſchickt, die anderen müſſen ſie fordern und bezahlen, noch andere werden nur dann zugelaſſen, wenn die übrigen Berechtigten von den ihnen vorbehaltenen Karten keinen Gebrauch machen. Die „feuille de service“ iſt das goldene Buch der Pariſer Geſellſchaft. In dieſe Liſte eingetragen zu werden iſt der Preis, der irgend einen großen Erfolg belohnt. Wem es gelingt, ganz Paris einen Augenblick lang von ſich ſprechen zu machen, der tritt ſofort in den Genuß ſeiner Première-Karten. Das Mitglied des Inſtituts,

der Gelehrte, der eine große Entdeckung gemacht hat, der berühmte Reisende, der Schriftsteller, dessen Buch Aufsehen erregt, der Anwalt, der in einer lärmenden Rechtssache plaidirt, der Baumeister, der ein großes Baudenkmal vollendet, der „grand prix“ des „Salon“, der Politiker, den die Ereignisse in den Vordergrund bringen, der Offizier, dessen Vergangenheit irgend eine bemerkenswerthe Waffenthat ziert, haben es gar nicht nöthig, sich um einen Platz zur Première zu bewerben. Er wird ihnen angetragen, weil der Direktor ein Interesse daran hat, möglichst viele glänzende Namen in seinem Hause zu haben, „sich einen schönen Saal zusammenzustellen“, „se composer une belle salle“, wie man im Theaterjargon sagt. Diejenigen dagegen, durch deren Anwesenheit der Direktor sich nicht geehrt fühlt, dürfen vor ganz ansehnlichen Opfern nicht zurückschrecken, wenn sie den Ehrgeiz haben, auf dem Register der Premièren zu stehen. Sie müssen den Künstlerinen den Hof machen und den Schauspielern Soupers anbieten; sie dürfen vor dem Gedanken nicht zurückweichen, sich die Freundschaft dieser ausgezeichneten Persönlichkeiten durch zart angebotene und mit weiser Zurückhaltung nie wiedergeforderte Darlehen zu sichern; und sie müssen vor Allem mit dem Theatersekretär auf gutem Fuße stehen.

Der Sekretär ist der Petrus, der die Schlüssel zu jenem Pariser Paradiese hält, welches man die Première nennt. Diese Funktion gibt ihm eine große Wichtigkeit und macht seine Stellung zu einer überaus einflußreichen und beneideten. Er wird auf der Straße mit größerer Zuvorkommenheit und

Unterwürfigkeit gegrüßt als ein Miniſter und man antichambrirt bei ihm ganz ſo wie bei dieſem. Er hat ſtets ein Gefolge von Bewunderern um ſich, man ſchmeichelt ihm, man macht ihm den Hof. Alle Welt erweiſt ihm Gefälligkeiten und iſt ſtolz auf ſeine Gunſt. Herzoginen nennen ihn in parfumirten und einſchmeichelnden Briefchen: „Mein lieber Herr Soundſo“ und Generäle ſprechen ihn als ihren „werthen Freund“ an, denn man kann nicht wiſſen, ob man nicht einmal eine Loge zu einer beſonders ſenſationellen Première brauchen wird! Die Gunſt des Sekretärs eines großen Theaters iſt eine ſehr ernſte, ſehr gewichtige Hilfe für jeden, dem ſie gewährt wird. Ich habe erlebt, daß eine einfache Empfehlungskarte eines ſolchen dunkeln großen Mannes einem jungen Menſchen eine glänzende Stelle in einem Bankhaus erſten Ranges, einem Arzte zahlreiche und vornehme Kranke, einem Schriftſteller einen Platz bei einem großen Blatte, einer Witwe einen Tabakladen und einem Unter-Beamten raſche Beförderung verſchafft hat. Die geſellſchaftliche Macht eines Theaterſekretärs iſt in Paris eine ſo große, daß die Bewerbung um dieſen Poſten eine lebhaftere iſt als um den eines Präfekten erſter Klaſſe. Und Alles das wegen des Preſtige, das die Première ihren Stammgäſten verleiht.

Wir haben geſehen, daß es nicht leicht iſt, auf die „feuille de service des premières“ zu kommen. Allein iſt man einmal da, ſo iſt man geborgen und die Möglichkeit, von der Liſte geſtrichen zu werden, faſt undenkbar. Der Franzoſe hat einen tiefen Reſpekt vor erworbenen Rechten und er entſchließt ſich nur ſehr ſchwer, an ein Gut zu rühren, das in den Augen

ſeines Beſitzers einen bedeutenden Werth hat. Eine ſtändige Karte zu den Premièren iſt ein Eigenthum, das man in der Regel mühſam erworben hat; in einem Falle mit Geldopfern, in einem andern durch hervorragende Leiſtungen, immer durch Anſtrengungen, deren Frucht man dem Betreffenden nicht rauben kann, ohne ihm ein ſchweres Unrecht zuzufügen. Ein Theaterdirektor überlegt es ſich daher hundertmal, ehe er in der „feuille de service“ eine Aenderung vornimmt. Dieſe Liſte iſt ein Heiligthum, das der neue Direktor von ſeinem Vorgänger mit Ehrfurcht und Scheu übernimmt, ohne es zu prüfen und zu kritiſiren, und das er im gleichen Zuſtande ſeinem Nachfolger hinterläßt. Man erzählt ſich zur Veranſchaulichung dieſer Verhältniſſe eine Geſchichte, die umſo drolliger iſt, als ſie ſich wirklich ereignet hat.

Ein Boulevardtheater, das für beſonders „chic“ gilt, wechſelte ſeinen Eigenthümer. Der neue Direktor ließ ſich die Premièren-Liſte geben und ging ſie mit dem Sekretär durch. Die meiſten Namen waren dem Direktor bekannt; wo ihn ſein Gedächtniß im Stiche ließ, da konnte der Sekretär befriedigende Auskünfte geben; einige wenige, an die auch dieſer ſich nicht zu erinnern vermochte, waren dem einen oder andern ältern Mitgliede der Truppe geläufig; bemäkelt wurde kein einziger Name, bis man endlich zu einem räthſelhaften Herrn Mathieu, Jean Jacques Mathieu, gelangte, mit dem weder der Direktor noch der Sekretär noch die zu Rathe gezogenen Schauſpieler etwas anzufangen wußten. Man ſann hin und her, man hielt Umfrage — vergebens. Niemand vermochte zu ſagen, wer dieſer Herr Mathieu ſei, noch wie er ſein

Vorrecht bekommen habe. Das beschäftigte den Direktor, der außerdem vielen Leuten Gefälligkeiten schuldete und seine Freikarten nicht an Unberechtigte verschwenden durfte, und er versuchte alle Mittel, um der Sache auf den Grund zu kommen. Er ließ den Kontrolor holen und fragte ihn, ob er Herrn Mathieu kenne.

„Gewiß", antwortete dieser. „Es ist ein kleiner, ältlicher Herr, der regelmäßig zu den Premièren kommt. Alle Welt kennt ihn übrigens im Theater."

„Kommt er schon lange zu den Premièren?" forschte der Direktor weiter.

„Oh, schon sehr lange. Ich bin schon sechzehn Jahre hier und als ich meine Stelle antrat, wurde er mir von meinem ältern Kollegen bereits als ein langjähriger Habitué bezeichnet."

„Wissen Sie vielleicht auch, was er ist und wie er zu seiner Dauerkarte gekommen ist?"

Der Kontrolor wurde ein wenig verlegen. „Genau weiß ich es nicht, allein ich glaube einmal gehört zu haben, er sei ein dramatischer Schriftsteller."

„Das wird es sein," sagte der Sekretär. „Es mag einmal ein Stück von ihm in unserem Theater gespielt worden sein."

Der Direktor hegte noch einige Zweifel. Er hatte nie von einem dramatischen Schriftsteller Namens Mathieu gehört. Das Geheimniß sollte unter allen Umständen aufgeklärt werden. Er ließ also im Archiv des Theaters nachforschen, allein trotz eifrigstem Bemühen konnte man auch hier keine Spur eines dramatischen Schriftstellers dieses Namens ent-

decken. Es blieb ein letztes Auskunftsmittel übrig. Der Direktor schickte zur „Gesellschaft der Tonsetzer und dramatischen Schriftsteller“ und ließ sich dort nach Herrn Mathieu erkundigen. Er erhielt den Bescheid, daß man diesen Herrn nicht kenne; vielleicht sei er der ungenannte Mitarbeiter eines andern Verfassers bei irgend einem Stücke gewesen.

Der Sekretär rieth, Herrn Mathieu unter solchen Umständen einfach von der Liste zu streichen, allein der Direktor widersetzte sich dem. Man könne schließlich doch nicht wissen, was es mit Herrn Mathieu eigentlich für Bewandtniß habe; erworbene Rechte müssen geachtet werden; der Fall sei heikel; am klügsten bleibe es, Alles beim Alten zu lassen u. s. w.

Nach diesem Zwischenfalle vergingen mehrere Monate, während welcher Herr Mathieu fortfuhr, mit gewohnter Regelmäßigkeit seine Eintrittskarten zu empfangen und zu benutzen. Eines Morgens erschienen zwei Herren im Vorzimmer des Sekretärs und verlangten eingelassen zu werden. Der Theaterdiener machte Schwierigkeiten, weil der Sekretär eben sehr beschäftigt war, allein einer der beiden Besucher sagte mit einem autoritativen Tone, der jedem Widerspruch ein Ende machen mußte: „Gehen Sie nur hinein, junger Mann, und sagen Sie, daß Herr Mathieu da sei. Für mich wird der Herr Sekretär zu sprechen sein.“

Der Diener that, wie ihm geheißen wurde. Kaum hörte der Sekretär den Namen des Herrn Mathieu aussprechen, als er in freudiger Erregung rief: „Lassen Sie nur gleich eintreten!“ Er ging dem Besucher sogar bis zur Thüre entgegen und empfing ihn mit der größten Zuvorkommenheit.

Nun sollte er ja endlich erfahren, wer der geheimnißvolle Herr Mathieu eigentlich sei!

„Ich freue mich ausnehmend, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Mathieu. Womit kann ich Ihnen dienen?“

Herr Mathieu lächelte, setzte sich und begann: „Ich komme, Herr Sekretär, um von Ihnen eine Gefälligkeit zu verlangen.“

„Für einen so alten Freund des Hauses thun wir gern Alles, was in unserer Macht steht.“

Herr Mathieu lächelte wieder und fuhr fort: „Sie sind zu liebenswürdig, Herr Sekretär, aber ich habe mir allerdings auch selbst gesagt, daß ein alter Habitué wie ich einige Rücksicht verdiene. Es handelt sich kurz um Folgendes: Ich gedenke demnächst in die Provinz überzusiedeln und möchte Sie bitten, meine Freikarte auf diesen Herrn zu übertragen, der mein Geschäft übernimmt.“

„Ihr Geschäft? Sie haben ein Geschäft?“ frug der Sekretär erstaunt.

„Wie? Das wissen Sie nicht? Gewiß habe ich ein Geschäft, einen Schneiderladen, dem ich seit dreißig Jahren vorstehe . . .“

„Einen Schneiderladen! Und wie kommen Sie zu Ihrer Freikarte?“

„Oh, das ist eine alte Geschichte. Einer Ihrer Vorgänger, der mein Kunde war, hat mir diese kleine Gefälligkeit aufgenöthigt.“

„Und das ist Ihr einziger Rechtstitel?“

„Ich denke, er genügt,“ antwortete Herr Mathieu etwas pikirt . . .

Der Sekretär ließ Herrn Mathieu und ſeinen Geſchäfts-
ıchfolger ganz verblüfft in ſeinem Kabinet ſitzen und lief
ornſtreichs zum Direktor, um ihm die Geſchichte des ſagen-
ſten Herrn Mathieu zu erzählen, der einige Jahrzehnte
ng ſeine Premièren-Karte gehabt, weil er einmal einem
ekretär einen Frack gemacht hatte, und noch heute, nach drei
ıhren, lacht man in dieſem Boulevardtheater über Herrn
lathieu und ſeinen „service des premières.“

Ein epidemiſcher Volkswahnſinn.

Die leichte Erregbarkeit großſtädtiſcher Maſſen bewirkt manchmal eine furchtbar raſche und unaufhaltſame Verbreitung irgend einer unfaßbar thörichten Verirrung durch eine ganze Bevölkerung. Ein Gerücht, ein Ruf, eine Geſte, eine Mode, irgend eine geiſtige oder körperliche Unform kommt auf, man weiß nicht wie, erregt beim erſten Erſcheinen einen Tag lang den Hohn und die Verachtung Aller, erweckt am zweiten Tage den Zorn und Widerſtand der Vernünftigen und beherrſcht am dritten Tage ſiegreich, allgewaltig, tyranniſch die ganze Einwohnerſchaft, vom Philoſophen bis zum Lumpenſammler der Goſſe. Die Thatſache, daß es Seuchen von Volkswahnſinn gibt, iſt oft feſtgeſtellt, oft beobachtet, nie genügend erklärt worden. Der Nachäffungsdrang, der allen Menſchen innewohnt, läßt manches verſtehen, hellt aber noch nicht das ganze Dunkel auf, das dieſe völkerpſychologiſche Erſcheinung umhüllt. Es gibt den Menſchen nicht, der nicht ein Körnchen Narrheit in ſich hätte; es ſcheint nun, als ob ſich in der Großſtadt, wo Millionen

in innigster Berührung leben, manchmal alle die kleinen Einzelnarrheiten zu einer ungeheuern Summe von Gesammt-Wahnwitz zusammenlegen, gegen den sich dann natürlich die ohnmächtige Einzelvernunft umsonst auflehnt. Die Epidemien von Volkswahnsinn können harmlos oder gefährlich sein. Einmal arten sie in blutige Raserei aus, ein andermal bleiben sie ein drolliger Blödsinn. Einmal treiben sie die Masse, Unschuldige unter dem Vorwande der Brunnenvergiftung zu zerreißen und in jedem Nachbar einen Spion zu riechen, ein andermal äußern sie sich blos in irgend einer Trottelei, über die man sich nur lachend ärgert. Es war mir nun in den letzten Jahren einmal gegeben, eine solche Volkswahnsinns-Epidemie in Paris zu beobachten, welche die beunruhigendste Ausbreitung erlangte, jedoch zum Glücke nicht lange währte und mit voller Genesung der ergriffenen Bevölkerung endete. Während ihrer Dauer aber war sie fürchterlich und noch heute, nach Jahren, schaudert es mich, wenn ich mir ihre Schrecken vergegenwärtige.

Die Epidemie, von der hier die Rede, ist unter dem Namen der Krikri-Seuche bekannt. Sie brach im Sommer 1876 aus und erreichte ihren Höhepunkt in der ersten Hälfte des August. Damals war Paris buchstäblich unbewohnbar. Einem Freunde, der sich anschickte, eine Reise nach Paris zu unternehmen, schrieb ich folgende wolmeinende Warnungsepistel: „Wenn Sie nicht Nerven wie unterseeische Telegraphenkabel, eine Geduld wie Hiob, eine lächelnde Nachsicht für alle Unbill wie kein mir bekannter Held der Geschichte und Mythologie haben, so bleiben Sie um des Himmels willen daheim!

Paris ist kein Aufenthalt für Sie. Sie werden hier keine vierundzwanzig Stunden verbracht haben, ohne Anfälle von Zerstörungssucht oder vielleicht gar von Mordlust zu erleiden. Wenn Sie aber der Gefahr dennoch zu trotzen gedenken, so befolgen Sie wenigstens den Rath, den Ihnen ein besorgter Freund ertheilt: reisen Sie nicht ohne etliche Blätter Baumwolle, mit denen Sie sich die Ohren dauerhaft ausstopfen können, oder, was noch zweckmäßiger ist, sichern Sie sich die Dienste eines steintauben, aber sehr kräftig gebauten Begleiters, der Sie auf Schritt und Tritt überwache und Sie verhindere, in einem Augenblicke der Verzweiflung — ich fürchte, dieser Augenblick wird trotz der Baumwolle nur zu rasch eintreten — an sich oder Andere die Hand zu legen."

Der Träger dieser Krikriseuche, die sich mit fabelhafter Schnelligkeit verbreitet und binnen wenigen Tagen alle Stadtviertel durch und durch infizirt hatte, war ein kleines Instrument, nicht größer als mein Daumennagel. Dieses Instrument bestand aus einem rechteckigen Messingplättchen, woran eine kurze, starke Stahlzunge federnd befestigt war. Ein Druck auf die Feder ließ sie gegen die Messingplatte schnellen, wodurch ein kurzer, scharfer, mark- und beindurchdringender Ton hervorgebracht wurde. Ich versuche es nicht, diesen Ton zu schildern, und sage nur mit entsprechender Aenderung des Bibelwortes: „An seiner Wirkung sollt ihr ihn erkennen." Das Quaken eines stimmkräftigen Frosches ist Sphärenmusik gegen diesen metallischen, überhohen, schrillen, schneidenden Ton, der wie eine spitze Stahlnadel durch Ohr und Gehirn fuhr. Er glich, wenn man durchaus ein Gleich-

niß geben ſoll, dem bekannten lieblichen Geräuſche, das man hervorbringt, wenn man mit dem Nagel raſch über eine Glasplatte fährt. Es war der frechſte Angriff, dem ein Menſchengehör ausgeſetzt werden kann. Nun denn, das akuſtiſche Folterwerkzeug befand ſich damals in der Hand aller Pariſer und ſein unleidliches „Krikri“ erfüllte die ganze Stadt.

Man erwachte Morgens in ſeinem Bette, das ſchreckliche „Krikri“ tönte einem, durch die Entfernung noch etwas verſchleiert und abgeſtumpft, von der Straße herauf in die Ohren. Man kleidete ſich an und trat auf die Straße hinaus, man wurde von einem hundert-, tauſendfachen „Krikri“ empfangen Man ſah das ſcheußliche Klapperzeug nicht, denn es war tückiſch klein wie die Phylloxera, der Kolorado-Käfer, der Roſtpilz, die Milzbrandbakterie und ähnliche Länderverheerer, aber es ſendete ſeine nervenzerſtörenden Töne aus allen Richtungen gleich Stahlpfeilen auf das wehrloſe Opfer. Man beſtieg einen Omnibus — die Nachbarn ringsum waren ausnahmslos mit dem Inſtrumente bewaffnet. Man nahm eine Droſchke — der Kutſcher vertrieb ſich mit dem Krikri die Zeit. Man rettete ſich in ein Café und verlangte einen nervenſtärkenden Trank — der Kellner brachte dieſen mit der einen Hand, während die Finger der andern dem Inſtrumente das allgegenwärtige „Krikri“ entlockten. Nun wird der Leſer die Lage eines nicht unheilbar tauben Menſchen begreifen. Man konnte dem hölliſchen Werkzeug einfach nicht entgehen. Es verfolgte einen ſelbſt in den tiefſten Keller und auf die höchſte Dachſtube. Die Neugierigen, die die Schwindelhöhen der Juliſäule und des Arc de Triomphe erklommen, führten

es mit ſich; die Arbeiter, die in den unterirdiſchen Kanälen ſchafften, waren damit verſehen. Je länger man es hörte, um ſo empfindlicher wurde man dagegen, um ſo weniger konnte man es ertragen. Und doch war man dazu verdammt, es vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht, auf der Straße, zu Hauſe, im Reſtaurant, im Theater während der Zwiſchenakte, kurz überall, überall zu hören! Man konnte ſelbſt ins entlegenſte Hinterzimmer geflüchtet weder leſen, noch arbeiten, noch denken — das „Krikri“ drängte ſich in jede geiſtige Beſchäftigung und machte ſie zur Unmöglichkeit; die einzige Waffe, mit der man gegen die Landplage ankämpfen konnte, war der Schlaf.

Und wenn es noch die Gaſſenjungen, die Barfüßigen, die Ohnewäſche allein geweſen wären, die uns das Leben ſo zur Qual machten, jene boshaften Menſchenfeinde aus Beruf, die auch ſonſt gern mit beiden Füßen in eine Kothlache ſpringen, blos um einen anſtändig gekleideten Vorübergehenden mit dem ſchmutzigen Pfützenwaſſer über und über zu beſpritzen! Aber nein, Gavroche hatte durchaus kein Vorrecht auf das Marterinſtrument; dieſes befand ſich vielmehr, wie geſagt, in Aller Händen und man ſah es von Fingern bearbeitet, an denen ein Solitär funkelte! Die Erſcheinung war unerklärlich. Sie wurde eines Abends in einer literariſchen Bierkneipe beſprochen und ein leidenſchaftlicher Italiener entlud ſeinen Grimm in einer donnernden Kapuzinade. Das ſei einfach, tobte er, die angeborene ſchlingelhafte Nichtswürdigkeit der Pariſer Maulaffen, die mit der blödſinnigſten Gedankenloſigkeit Alles aufgreifen, was gerade in Schwang ſei; das

ſei nur eine Wiederholung ähnlicher früherer Erſcheinungen, wie des famoſen „Ohé Lambert!“ das acht Jahre früher alle nervenſchwachen Pariſer in Raſerei verſetzt habe und gleichfalls Tag und Nacht an allen Ecken und Enden ertönt ſei...

Ich unterbrach die Standrede, weil die franzöſiſchen Nachbarn ärgerlich zu werden begannen und ich beſorgen mußte, daß ſich bei der allgemeinen krankhaften Reizbarkeit mein erboſter Italiener und die franzöſiſchen Zuhörer im Nu die Naſe abbeißen würden. Ich verſuchte, der unbegreiflichen Erſcheinung eine andere, mildere Deutung zu geben. Ich konnte und mochte nicht glauben, daß die bloße äffiſche Nachahmungswuth es ſei, die ſo vielen anſtändigen, ernſten Menſchen in verantwortlichen Stellungen und von charakterheiſchenden Berufen das Krikri in die Hand drückte; ich nahm vielmehr an, daß es ſich um ein heroiſches, aber keineswegs beiſpielloſes Gegenmittel, um eine Art entſchloſſener Homöopathie handelte. Man impft die Pocken ein, um gegen die Pocken zu ſchützen; man ſteckt ſelbſt eine Zigarre an, wenn die Luft in einem Raume durch den Rauch fremder Glimmſtengel und Tabakspfeifen unathembar geworden iſt; ſo mögen die anſtändigen Pariſer das Klapperwerkzeug angenommen und damit verzweifelt geklappert haben, um dem Geklapper der Gaſſenjungen zu entgehen.

Meine Erklärung fand keinen großen Beifall. Ein Yankee, der ebenfalls an unſerm Tiſche ſaß, nahm entſchieden Partei für den Italiener. In dieſem unglückſeligen Augenblicke wurde an einem Nachbartiſche das unleidliche „Krikri“ hörbar. Der Yankee zuckte zuſammen und rief, vor Aerger grün und gelb:

„Wie kann ein Volk, das ſich geſittet nennt, eine ſo koloſſale Eſelei dulden?“

„Ja, was wollen Sie denn dagegen thun?“ frug der franzöſiſche Nachbar, der die Sache nicht von der tragiſchen Seite nahm.

„Was man dagegen thun kann? Wenn dergleichen bei uns vorkäme, ſo würde die Unſitte nicht drei Tage alt werden. Am zweiten Tage hätte ſich eine Liga von friedliebenden Bürgern gebildet, die ſich verpflichtet hätten, jedem Individuum, das mit dem ärgernißerregenden Ding angetroffen wird, einige Fußtritte zu verſetzen und ihm das Zeug wegzunehmen. Wahrſcheinlich würden einige Augen ausgedreht werden und einige Revolverkügelchen ihren Platz wechſeln, allein am Abend des dritten Tages könnten Sie einen Typhus-Rekonvaleszenten durch die Stadt ſpazieren führen und ſeine Nerven würden nicht durch einen einzigen unangenehmen Ton beleidigt werden, dafür ſtehe ich Ihnen gut.“

Der Pariſer lachte nur zu dieſem Ausbruche des Aergers. „Das mag in Amerika ganz gut ſein, bei uns aber würde Ihre Liga keinen langen Weg machen. Ich rathe Ihnen, ſich dieſen Unſinn nicht an die Galle rühren zu laſſen, und wenn das Krikri Ihnen unleidlich iſt, ſo machen Sie es wie ich, kaufen Sie ſich einen embêtant“ (ſo hatte der Volksmund die Plage treffend genannt) „und überklappern Sie die anderen Lärmmacher.“ Sprachs und zog in der That ein Krikri aus der Taſche, um uns eins vorzuklappern, und es bedurfte unſeres einſtimmigen heftigen Widerſpruchs, damit er es wieder verſchwinden laſſe.

Das Mittel, das der Pariser vorschlug, war allerdings ein gründliches, wenn man sich entschließen konnte, es anzuwenden, allein es machte das Uebel nur noch größer für diejenigen, die gegen den Störenfried zu ergrimmt waren, um ihn selbst zwischen die Finger zu nehmen. Um so schlimmer jedoch für diese Minderheit! Warum wollte sie nicht mit den Wölfen heulen oder vielmehr mit den Maulaffen klappern? Wo alle Welt verrückt war, hatte sie allein nicht das Recht, vernünftig zu bleiben und sich über den blödsinnigen Ulk der Mehrheit zu ärgern.

Ich habe den Krikri-Veitstanz von seinem ersten Auftreten an beobachtet und kann über seinen Ursprung und seine Verbreitung zuverlässige Auskunft geben.

Kurz vor dem Ausbruche der Wahnsinnsepidemie kam in die Redaktion des „Figaro" ein etwas fadenscheinig gekleideter Mann und verlangte Herrn von Villemessant, der damals noch lebte, zu sprechen. „Was wollen Sie von ihm?" fragte der Sekretär, der das Amt des Cerberus vor der unnahbaren Thüre des Chefredakteurs versah. Der Fremde gab zu verstehen, daß er ein Erfinder sei und Herrn v. Villemessant gern eine interessante Erfindung zeigen wolle. Nun genügt aber das bloße Wort „Erfinder", um die ganze Redaktion des „Figaro" mit Grausen zu erfüllen. Die Race der Erfinder ist in Frankreich sehr verbreitet und ein ausgewachsenes Exemplar derselben gehört zu den gefährlichsten Erscheinungen, denen man auf Kreuzwegen und in einsamen Arbeitskabineten begegnen kann. Herr v. Villemessant hatte das Unglück, von dieser schrecklichen Gattung ganz besonders

verfolgt zu werden; jeden Tag kamen einige Dutzend Erfinder zu ihm und ſuchten vor ihm ihre Hirngeſpinnſte zu Faden zu ſchlagen; er hatte darum die verwickeltſten Vorſichtsmaßregeln gegen ihr Eindringen getroffen und das Redaktionsperſonal hatte den ſtrengen Auftrag, jedem Erfinder nachdrücklich und mit Ausſchluß jeder Höherberufung die Thüre zu weiſen, und zwar die äußerſte, die Straßenthüre, mochte er nun das lenkbare Luftſchiff oder einen Erſatz für Schuſterkleiſter erfunden haben. Erfinder beſitzen jedoch neben manchen anderen Eigenſchaften auch Zähigkeit und unverwüſtliche Ausdauer und wenn ſie nicht zum Chef gelangen konnten, hielten ſie ſich an die untergeordneten Mitglieder der Redaktion. Auch unſer fadenſcheiniger Fremder verlegte ſich auf die herkömmliche Taktik abgewieſener Projektenmacher und erfaßte den Rockknopf des Sekretärs. Dieſer hatte ſich jedoch durch lange Uebung auch ſchon einige Gewandtheit erworben und entglitt, wenn auch nicht ohne Anſtrengung, den Fingern des Erfinders, der ſich nun auf den zunächſt ſitzenden Mitarbeiter ſtürzte, um ihm ſeine Erfindung zu erklären. Ein glückliches Manöver, in einem plötzlichen Griffe nach Hut und Stock und wortloſem Abſchwenken beſtehend, befreite auch dieſes auserſehene Opfer. Ein nächſtes rettete ſich durch deutlich gemurmelte Anſpielungen auf zudringliche Störer und auf die unaufſchiebbare Arbeit eines verſpäteten Theaterberichterſtatters, ein junger Reporter aber, der harmlos an ſeinem Schreibtiſche Fliegen fing und keine Ahnung von der ihm drohenden Gefahr hatte, war weder im Beſitze der nöthigen Geiſtesgegenwart noch gewandt genug, um ſich den Erfinder raſch vom Leibe zu ſchaffen, und

ıh sich denn auch im Handumdrehen in die weittragenden
Bläne des Fadenscheinigen eingeweiht. Der letztere hatte ein
leines Instrument aus der Tasche gezogen und indem er ihm
ie später so bekannt gewordenen Töne entlockte, erklärte er
em Reporter, daß dieses unscheinbare Ding berufen sei, eine
lmwälzung im Völkerleben hervorzubringen; es könne die
Zwischenrufe im Parlament ersetzen, mache die Präsidenten-
Locke überflüssig, lasse sich im Dienste der Polizei verwenden
ınd wirke noch eine große Anzahl ich weiß nicht welcher
ınderen Wunder. Um dem Redeguſſe zu entgehen, versprach
ıer betäubte Reporter, über das Krikri eine Notiz zu schreiben,
ınd da das Alles war, was der Erfinder wollte, so entfernte
r sich befriedigt.

Die Notiz erschien und erregte die Aufmerksamkeit einiger Maulaffen, die sich über die elende Musik ärgerten, mit welcher ein Liebhaberorchester an zwei Abenden der Woche im Tuilerien-garten die kühlungbedürftigen Spaziergänger zur Verzweiflung trieb. Sie suchten den Erfinder auf und bestellten bei ihm einige Dutzend seines Klapperinstruments. Diese wurden rasch verfertigt und eines Abends waren die Stammgäste des Tuileriengartens überrascht, zu hören, daß den zitterigen und falschen Tönen, die das hassenswerthe „Orphéon“ seinen ver-stimmten Instrumenten abquälte, ein verbreitetes, von zwanzig Seiten herkommendes schrilles „Krikri“ antwortete. Der „embêtant“ machte sein Debut in der Welt! Einige Leute lachten, andere ärgerten sich, die Beobachtung lehrte bald die Urheber des Geräusches erkennen, es kam an manchen Stellen zum Wortwechsel, eine milde Rauferei entstand, die Sergents

de Ville miſchten ſich in die Sache, etliche Verhaftungen wurden vorgenommen und tauſend Menſchen ſprachen einen Abend lang von nichts als dem unbekannten Lärminſtrument. Das war Alles, weſſen der unſelige Erfinder bedurft hatte. Am nächſten Morgen überſchwemmte er die Boulevards mit jenen Camelots, die wir in einem frühern Kapitel kennen gelernt haben, das Inſtrument wurde an allen Straßenecken mit Geſchrei und Geklapper feilgeboten, die Zeitungen ſprachen davon und ärgerten ſich darüber, das Publikum wurde aufmerkſam, dann neugierig und kaufte zuletzt das Krikri, das blos fünf Sous koſtete und folglich ſelbſt für den Lumpenſammler und das Schulkind erſchwinglich war. Am zweiten Tage war die Zahl der Camelots verdoppelt und keine Gaſſe ohne einen Verkaufsſtand, am dritten hatte die Seuche ihren Höhepunkt erreicht und ganz Paris klapperte, klapperte, klapperte wie beſeſſen.

Der Erfinder war während der ganzen Zeit auf der vollen Höhe ſeiner Aufgabe. Er improviſirte über Nacht eine Fabrik. Er arbeitete am erſten Tage mit zwei, dann mit zehn, dann mit fünfhundert Arbeitern. Binnen einer Woche erzeugte er gegen vier Millionen Krikris und verdiente an ihnen gegen dreimalhunderttauſend Franken. Das währte ſo eine Woche oder zehn Tage, dann fing die Seuche an, ein wenig abzunehmen. Die Inſtrumente gingen nicht mehr ſo raſend ab wie vorher. Die Camelots begannen, Abends mit ſtarken unverkauften Reſten in die Fabrik zurückzukommen. Der Erfinder beeilte ſich, die Erzeugung einzuſchränken und mit dem Preis auf vier, dann auf drei und zuletzt ſogar auf

zwei Sous hinunterzugehen. Mittlerweile hatte sich auch der Wettbewerb des Gegenstandes bemächtigt. Der erste Erfinder war durch ein Patent geschützt, allein die Nachahmer umgingen dieses, indem sie Krikris anderer Form, in der Gestalt eines Frosches, einer Geige, eines Buchs fabrizirten und um einen Sou ins Publikum warfen. Sie kamen jedoch zu spät. Paris ist eben nicht blos nervös, sondern auch grillenhaft wie eine verhätschelte Ballerine. Seine Launen gehen rasch vorüber. Nach vierzehn Tagen war es seines Spielzeugs müde und warf es in die Gosse. Einige Fabrikanten waren zu Grunde gerichtet, der erste gab sein Geschäft auf und zog sich als Rentner in die Provinz zurück, einige spekulative Köpfe kauften den ganzen Vorrath von Krikris um einen Spottpreis auf und schafften ihn ins Ausland. Das Prestige von Paris ist groß und die Sucht der Flachköpfe in der ganzen Welt, selbst die Unarten der Pariser sklavisch nachzuahmen, noch größer. Die Seuche verbreitete sich durch ganz Europa. Bald hörte man das Krikri in London, Berlin, Wien, Petersburg klappern. Allein es begegnete allenthalben dem heftigsten Widerstand und der gesunde Sinn der Bevölkerungen ließ die Krankheit nirgends aufkommen. Eine Weile versuchten die Pariser Kommissionäre noch, ihre Waare da und dort anzubringen, jedoch schon nach einem Monate war sie überall unverkäuflich. So erlosch die Krikri-Pest von selbst, nachdem sie einige Wochen lang gewüthet hatte; dem geistreichen Paris aber bleibt der Ruhm, ihrer Verbreitung unter allen europäischen Städten den geringsten Widerstand entgegengesetzt und sie am längsten geduldet zu haben.

III.

Unter den Arkaden des Odeon.

Ein verſchollener Stürmer und Dränger.

Schüttle den Staub von den Füßen, Leſer, du betrittſt nun klaſſiſchen Boden! Wir ſind im lateiniſchen Viertel, das, wenn es auch viel von ſeinem ehemaligen poetiſchen Zauber verloren und zu viel von den Banalitäten der Boulevardſtadt jenſeit des Waſſers angenommen hat, immerhin in einzelnen Winkeln und Ecken genug von ſeiner alten Eigenart bewahrt, um auch heute noch für jeden ernſten und empfänglichen Geiſt der intereſſanteſte Theil von Paris zu ſein. Wer in der großen Stadt den Gedanken Frankreichs lebendig und in Thätigkeit ſehen will, der muß ihn hier ſuchen. Das lateiniſche Viertel iſt es, das die ſtolzeſte Jugend des Landes beherbergt, hier ſchlagen die feurigſten Herzen, hier denken und träumen die ſchönſten Intelligenzen. Das ganze übrige Paris erwirbt und genießt, hier forſcht, dichtet und entbehrt man; im ganzen übrigen Paris klirrt das Goldſtück, hier tönt neben dieſem banauſiſchen Geräuſch auch der melodiſche Tonfall des Versmaßes und Reimes; das ganze übrige Paris tanzt einen raſenden Wirbelreigen um das goldene

Kalb, hier gibt es noch eine Gemeinde, deren einziger Gott das Ideal iſt.

Das Quartier latin iſt das Neſt, aus dem neben den Gimpeln und Gänſen alle Adler Frankreichs ihren Aufflug nehmen, aber es iſt auch der Hafen, wohin die vom Schickſal nicht begünſtigten Segler ihren zerſchmetterten Kiel und ihre gebrochenen Maſten zurückführen. Die Jugend, der die ganze Zukunft gehört, ſtreift hier das Alter, das nur eine Vergangenheit hat; blos die vollkräftige Gegenwart iſt ſehr ſpärlich vertreten. Man begegnet unter den charakteriſtiſchen Bewohnern des Viertels nur wenigen berühmten Namen. Sie ſind faſt ausnahmslos unbekannt, aber ihre Dunkelheit iſt die des Morgengrauens und der Abenddämmerung; die Einen werden ſich alsbald zum vollen Tageslichte der Berühmtheit aufhellen, die Anderen haben ihre lichte Stunde hinter ſich und werden alsbald in die Nacht der vollen Vergeſſenheit niedertauchen. Es gibt aber nichts ſchöneres und poetiſcheres, als unter dieſer in Dämmerung und Zwielicht gehüllten Menge zu leben und umherzuwandeln, mit ahnendem Blick in den erſten Strahlen aufglimmender Morgenröthen helle Tageslichter zu errathen oder in den letzten Strahlen ſchwermüthiger Abendröthen untergehende Sonnen zu grüßen.

Im Herzen des Quartier latin ſteht das Odeontheater, ein rechteckiger Steinbau von ſteifer, nüchterner Klaſſizität, den an allen vier Seiten ein offener Bogengang umgibt. Unter dieſen Arkaden, wo zahlreiche Buchhändler und Zeitungsverſchleißer hauſen, ergeht ſich zu allen Tages- und Jahreszeiten ein Publikum, das reich iſt an den bezeichnendſten

Geſtalten. Man ſieht hier, einzeln und gruppenweiſe, viele Spaziergänger, die entweder rauchen und plaudern oder peripatetiſch Zeitungen leſen oder in den ausliegenden Büchern blättern oder endlich, an einen Pfeiler gelehnt, gedankenverloren ins heitere Grün des gegenüberliegenden Luxembourggartens hinüberſtarren; man ſieht lockenumwallte junge Stirnen neben kahlen und gebeugten Schädeln; Augen, die kühn und lodernd und mit der Zuverſicht von Eroberern in die Welt blicken, neben ſolchen, die matt und trübe und mit der Hoffnungsloſigkeit des Beſiegten den Boden ſuchen; man ſieht Trachten, welche die fröhliche Armuth eines ſorgloſen Anfängers verrathen, neben anderen, welche vom ausſichtloſen, unheilbaren Elend eines heruntergekommenen Greiſes erzählen; man ſagt ſich angeſichts dieſer vorüberziehenden bunten Menge hundertmal in einer Viertelſtunde: „Was wol aus dieſem jungen Menſchen mit der verheißenden Miene werden wird?“ „Was wol dieſer alte Mann mit dem lebensmüden und bedeutenden Angeſichte für Schickſale gehabt hat?“

Man macht unter den Arkaden des Odeon die intereſſanteſten Bekanntſchaften und hat die merkwürdigſten Begegnungen. Eine der originellſten Erſcheinungen, die ich hier kennen lernte, war die des Bildhauers Auguſt Préault, der jetzt nicht mehr unter den Lebenden weilt. Er pflegte ein- bis zweimal in der Woche gegen elf Uhr Vormittags unter den Arkaden zu erſcheinen, mit dem Concierge des Odeon oder mit den Künſtlern und Künſtlerinen, die vor Beginn der Proben an der nach dem Luxembourg ſchauenden Hinterpforte Gruppen bilden, zu plaudern oder in dem ganz einzigen Leſe-

kabinet der Arkaden, wo man, umhergehend oder auf einem Strohsessel neben irgend einem Pfeiler sitzend, sämmtliche Pariser Blätter um zwei Sous lesen kann, die Journale durchzusehen. Er liebte es, mit Nachbarn, besonders mit jungen Leuten, Gespräche anzuknüpfen und sie schon nach den ersten Worten durch einen paradoxen und geistreichen Ausfall zu verblüffen. Kam es zu gegenseitiger Vorstellung, so sagte er mit einem Gemische von Stolz und Bescheidenheit: „Ich bin Préault, mein Herr, Préault und sonst nichts.“ Ach, es geschah oft, daß sein Partner im Gespräche sich dann im Stillen fragte: „Préault? Wer ist Préault?“ Denn er war in seinen letzten Lebensjahren (er starb im Januar 1879) vom jüngern Geschlechte völlig vergessen und selbst das ältere, das Zeuge seiner Kämpfe und Triumphe gewesen war, hatte ihn so vollständig aus den Augen verloren, daß es bei der Nachricht von seinem Tod erstaunt in den Ruf ausbrach: „Was, Préault hat also noch bis jetzt gelebt? Wir haben ihn schon lange todt geglaubt.“ Und doch war dieser Mann, von dem sich die Volksthümlichkeit in den letzten Jahren seines Lebens zurückgezogen hatte wie die Meereswoge von der Strandklippe zur Ebbezeit, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern französischen Kunst und er hatte außerdem noch einen andern fast ebenso gewichtigen Anspruch auf das Interesse seiner Zeitgenossen: er war nämlich eine der eigenartigsten Physiognomien von Paris. Der Bildhauer Préault blieb von seinem ersten Auftreten bis fast an sein Lebensende leidenschaftlich in Frage gestellt; allein seine gesellschaftliche Bedeutung

erkannten Feinde und Freunde mit gleicher Bereitwilligkeit an.

Préault war ein hoher Sechziger, als ich ihm unter den Arkaden des Odeon begegnete, und stand in seinem siebenzigsten Lebensjahr, als der Tod das bittere, ironische Lächeln auslöschte, das seit einem Jahrzehnt auf den Lippen des Künstlers stereotypirt war. Im Gegensatze zu den meisten anderen Berühmtheiten von Paris war er ein wirklicher Pariser und daher ein lebendiger Versuch der Widerlegung jener vielverbreiteten und in der Regel richtigen Annahme, daß Paris selbst keine bedeutenden Männer hervorbringe, sondern all seinen geistigen Glanz den eingewanderten Provinzialen und Ausländern verdanke. Er war der Sohn armer Leute und ursprünglich für ein Kunsthandwerk, die Ornamentschnitzerei, bestimmt. Allein der Steinmetz, der sein erster Meister war, erkannte in dem Lehrling höheres Talent und verschaffte ihm Aufnahme im Atelier von David aus Angers, der damals als der größte Bildhauer Frankreichs angesehen war.

Die Julirevolution fand Préault als einundzwanzigjährigen Jüngling. Man weiß, was das Jahr 1830 nicht blos in der politischen, sondern auch in der Sittengeschichte Frankreichs bedeutet. Der Kampf zwischen Romantik und Klassizismus hatte den Gipfel der Erbitterung erreicht. Die Schlacht vom „Hernani"-Abend des Théâtre Français stand noch lebendig in der Erinnerung Aller. Victor Hugo stritt der Phalanx Jung-Frankreichs in der dröhnenden Rüstung seines Schlachtnamens „Hierro" (Eisen) voran. Alexander

Dumas ſchwang das flatternde Panier und Théophile Gautier blies die ſchmetternde Trompete, welche zum Würgen und Stürmen anfeuerte. In der Kampflinie der Romantiker waren aber nicht blos Roman, Drama und lyriſche Poeſie, ſondern auch die Muſik und die bildenden Künſte vertreten. Es gab da junge Tonſetzer, Maler und Bildhauer genug, die ſich in himmelſtürmendem Trotze gegen den herkömmlichen Schulkanon empörten und die kühle, eingelernte akademiſche Norm vom Parnaß ſchleudern wollten, um an ihre Stelle die ungeregelte Leidenſchaft, den zwangloſen Individualismus, die eigenmächtige Phantaſie zu ſetzen. Die großen Worte, für welche ſich dieſe Gruppe fanatiſirte, waren: „Eigenart, Wahrheit und Großartigkeit“. Sie ſuchte die Schönheit im Neuen, Ueberraſchenden, Fürchterlichen; ſie nannte wilde Aufregung künſtleriſches Leben; ſie beachtete in einem Werke blos die Abſicht und gar nicht die Ausführung: ſie ſchwelgte in Ungeheuerlichkeiten und machte ſtatt der entthronten Venus die Gorgone zu ihrem Schönheitsideal. Préault war einer der eifrigſten Jünger dieſer Schule. Am Hernani-Abend ſtand er aufrecht im Parterre des Théâtre Français, langmähnig, in eine Tracht von phantaſtiſcher Form und Farbe gekleidet, fauſtballend und augenrollend. Die Iliade dieſes einzigen Abends iſt von Frau Victor Hugo in ihrem „Leben Victor Hugos, von einem Zeugen erzählt“, von Gautier in ſeiner „Geſchichte der Romantik“ und von Dumas in ſeinen „Denkwürdigkeiten“ geſungen worden. Welche Begeiſterung! Welche Leidenſchaft! Man war zur Vorſtellung wie zu einem Barrikadenkampfe gekommen, todesmuthig, unerſchrocken, bereit zu

ſiegen oder zu ſterben. Alle Häupter der Romantik: Schriftſteller, Künſtler, Studenten, Bohèmes, waren da; das Parterre glich dem Opernparket an einem Maskenball-Abend; denn die Romantiker gefielen ſich in den unerhörteſten Aufzügen: ſie empörten ſich gegen die Tyrannei der Schneider ebenſo verzweifelt wie gegen die der Akademiker; jede Tracht war ihnen recht, wenn ſie nur gegen die banale Regel verſtieß; Pradier, der Bildhauer, trug ein Mäntelchen aus der Renaiſſancezeit, Felix Pyat ſtolzirte im gelben, breitklappigen Frack des Convents herum, Duſeigneur verblüffte durch ein mittelalterliches Wams, Théophile Gautier trug ſeine unſterblich gewordene ſcharlachrothe Seidenweſte. Der Eine ließ merovingiſche Haare bewundern, die bis an die Hüften niederhingen, der Andere hatte raphaeliſche Locken und ein Sammtbarett, der Dritte einen kurzgeſchorenen Rundkopf und Cromwellhut. Wenn ihre beſchränkten Mittel ihrer Phantaſie keine Zügel angelegt hätten, ſo würden dieſe jungen Leute keinen Augenblick gezögert haben, in Eiſenrüſtungen oder Panzerhemden, mit Streitkolben und Morgenſternen bewaffnet, zu erſcheinen; mindeſtens aber machten ſie mit Hilfe ihres Haares und Bartes lebende Kopien alter Meiſter aus ſich, was ſie keinen Sou koſtete und ihre Ueberſchwenglichkeit doch einigermaßen befriedigte.

Der abenteuerlichen Truppe der Romantiker ſtanden die Klaſſiker gegenüber, würdige kahlköpfige und glattraſirte Gewürzkrämer, dekorirte Räthe und Profeſſoren, korrekt behandſchuhte und geſchniegelte Modeherrchen, ſchmachtlockige Damen mit Betbuch und Arbeitsbeutel. Die Romantiker triumphirten

durch ihren üppigen Haarwuchs, die Klaſſiker durch reine Wäſche. Die Schlacht zwiſchen den beiden Lagern begann ſchon vor dem Aufgehen des Vorhanges mit zahlreichen Scharmützeln. Die Romantiker maßen ihre klaſſiſchen Nachbarn im Parterre mit glühenden und diaboliſchen Blicken. Glühende und diaboliſche Blicke waren nämlich ebenſo eine Beſonderheit der Romantiker wie wirre Haare und vernachläſſigte Wäſche. Als die Vorſtellung begann, wurde das Handgemenge allgemein. Die Klaſſiker höhnten, lachten und pfiffen bei jedem freien und kräftigen Verſe, der gegen die farbloſe, moderduftige, ſchulgerecht geſchnörkelte Ausdrucksweiſe ihrer Meiſter abſtach, die Romantiker erſtickten dieſe Kundgebungen mit weltuntergangsmäßigem Händeklatſchen. Und dabei blieb es nicht. Die Romantiker riefen ihren Gegnern zuerſt „Mumien!“ zu, man antwortete ihnen mit dem Gegenrufe „Banditen!“ Dann kam es zu Fauſtſchütteln, Augenrollen, Stirnrunzeln, zuletzt zu Rippenſtößen und Fauſtſchlägen. Man ſchlug ſich mit Stöcken, Hausſchlüſſeln, Fußſchemeln; Bücher wurden zu Angriffs- und Vertheidigungswaffen. Einzelne Romantiker verübten Wunder der Tapferkeit und unter dieſen Vorſtreitern im Gewühl iſt zu allererſt Préault zu nennen. Im Bereiche ſeiner Arme war jede Kundgebung des Mißfallens unterdrückt und gegen die Feinde, die zu fern waren, als daß er ſie faſſen und braun und blau ſchlagen konnte, wüthete er mit Blick und Stimme. Zwei Kahlköpfen, die in einer Loge des erſten Ranges ziſchten und pfiffen, ſchleuderte er das berühmt gewordene: „A la porte les genoux“ (Hinaus mit den Knieſcheiben!) zu, welches ein ſo homeriſches Gelächter hervorrief,

daß es vielleicht für den Sieg Victor Hugos den Ausschlag gab. Das Wort Préaults war mehr als eine Gaminerie, mehr als eine Dutzendbeleidigung an die Adresse von Schwachbehaarten; es war der übermüthige Trotzruf der langbemähnten, mit allen Attributen der Kraft und Gesundheit ausgerüsteten Jugend gegen den altersschwachen, auch in seinem Aeußern abgenutzten und greisenhaften Klassizismus.

Unserer Zeit scheinen die geschilderten Ausschweifungen im höchsten Grade komisch. Heute bringt es jeder Ladenschwengel zuwege, sich über die Scharlachweste Gautiers und den Turban Dumas' vor Lachen auszuschütten. Wir sind klüger und nüchterner geworden. Unsere Gefühle sind nicht mehr eruptiv. Wir ereifern uns nur noch für Aktien. Wir machen Queue und schlagen uns mit Fäusten und Stöcken, aber nicht wenn es sich um ein Theaterstück, sondern nur wenn es sich um eine finanzielle Zeichnung handelt. In dem Maße, in welchem das Jahrhundert altert, kühlt unser Herz aus und selbstlose Begeisterung wird ein schwerverständliches Ding der Vergangenheit wie Menschenopfer und Hexenprozesse. Und doch waren die tollen, drolligen Jünglinge, die am 26. Februar 1830 bei der Hernani-Première im Théâtre Français jubelten, brüllten, wie besessen um sich schlugen, ein edles und reichbegabtes Geschlecht und es wäre uns wol, wenn wir in unserem positiven Börsenzeitalter etwas von der Wärme besäßen, welche in den Köpfen dieser uns heute so lächerlich scheinenden Romantiker glühte, deren einer Préault war!

Im Jahre 1833 beschickte Préault zum erstenmale den

„Salon“ mit zwei Basreliefs, die mit Leib und Seele, in der Wahl des Stoffs und in der Ausführung, der Romantik angehörten. Sie ſtellten den „ſterbenden Gilbert“ und „die Hungersnoth“ dar. Auf dem einen ſah man einen im Todeskampfe ſich windenden Jüngling, auf dem andern ein altes, abgemagertes Weib von hölliſcher Häßlichkeit, das ſich die Hände benagt. Der Clan der Romantiker brach in einen Schrei der Bewunderung aus, die Klaſſiker ſchlugen entſetzt die Hände zuſammen. Gautier beſang Préault als den Phidias der neuen Zeit, die akademiſche Kritik betheuerte, er wolle die Kunſt auf den indiſchen und mexikaniſchen Standpunkt zurückführen. Als er ein Jahr darauf ein anderes unvollendetes Basrelief von gewaltigen Verhältniſſen, „das Gemetzel“ betitelt, ausſtellte, erneuerten ſich die wüthenden Zänkereien über ſein Talent und den Werth ſeines Werkes. Die „tuerie“ war noch gewaltthätiger als ihre Vorgängerinen; auf der großen Marmorfläche wälzten und wanden ſich zerhackte Leiber in den unmöglichſten Krampfzuckungen; Männer zerfleiſchten einander mit Nägeln und Zähnen und Schwertern; aus aufgeriſſenen Körpern quollen Eingeweide und an dem ſcheußlichen Morden nahmen ſelbſt die ſtampfenden und beißenden Pferde theil. Das war die richtige Bildhauerei, welche einem „Han d'Islande“, einem „Bug-Jargal“ oder einem Quaſimodo als Illuſtration dienen konnte. Heute, wo wir dieſen Werken kühl und unparteiiſch gegenüberſtehen und das Kampfgeſchrei der einander bekriegenden Schulen längſt in der Vergangenheit verhallt iſt, müſſen wir erkennen, daß damals ſowol die Tadler als auch die Lober Recht hatten. Ruhige, harmo-

nische Schönheit dürfen wir in diesen Jugendwerken Préaults nicht suchen. Auch in der Mache sind sie auffallend fehlerhaft. Die Einzelheiten sind vernachlässigt, die Zeichnung ist unrichtig, das Ganze scheint mehr mit der Zimmermannsaxt als mit dem Bildhauermeißel gemacht. Allein andererseits ist es unmöglich zu verkennen, daß in all diesen ungeheuerlichen Figuren eine gewaltige Bewegung, ein packendes Pathos ist und daß die großen Linien, die allgemeinen Umrisse von einer wunderbaren Kraft und Lebendigkeit sind, die den Beschauer aufregen und hinreißen. Phidias wäre jedenfalls der letzte Name, auf den ich bei der Betrachtung dieser Werke verfiele; wol aber spürt man in ihnen einen Funken von der Flamme, die aus den Schöpfungen des alten Michel Angelo und des modernen Géricault hervorlodert.

Die späteren Werke Préaults, die weit geringeres Aufsehen erregten und weit weniger umstritten wurden, waren trotzdem unvergleichlich reifer und bedeutender als diese drei Basreliefs. Ich erinnere nur an den „Christus am Kreuz," der gegenwärtig in einer Seitenkapelle der St. Gervais-Kirche über dem Altar steht. Es ist ein wundervolles Stück Bildhauerei. Der Menschensohn ist vollkommen menschlich aufgefaßt. Es ist in seinem Gesicht, in seiner Haltung nichts von der göttlichen Milde und Ergebung zu sehen, welche die theologische Ueberlieferung dem Gekreuzigten zuschreibt. Seine Miene drückt vielmehr Zorn über die beschränkten Menschen aus, welche den Erlöser so wenig begreifen, daß sie ihn an den Marterbaum nageln, und sein von den üblichen Préault'schen Verzerrungen durchkrampfter Leib klammert sich mit allen Glied-

maßen an das Leben. An diesen Christus knüpft sich eine interessante Anekdote. Die Kirchenverwaltung von St. Gervais, die das Kruzifix bei Préault bestellt hatte, erschrak höchlich, als ihr der Künstler diesen eigenartigen, von allem Gewohnten völlig verschiedenen Heiland ablieferte, der so aussah, als machte er verzweifelte Anstrengungen, um sich vom Kreuze loszureißen und mit nervigen Fäusten seine Peiniger zu erwürgen, und sie weigerten sich, das Werk anzunehmen. Préault wurde zornig und rief den Bestellern zu: „Ihr klagt die Juden an, daß sie euern Heiland gekreuzigt haben. Und ihr weist ihn jetzt schnöde zum Tempel hinaus!" Die Verwaltung fügte sich schließlich, allein das Kruzifix, das für den Hauptaltar bestimmt war, wurde in eine Seitenkapelle gewiesen, wo man es nur entdeckt, wenn man es direkt aufsucht.

Ein Werk aber hat Préault geschaffen, das ihn am längsten überleben wird und das wol jeder Besucher von Paris, auch der flüchtigste, gesehen hat: ich meine den „Gallier mit dem Pferd" auf der Jenabrücke. Es ist bekannt, daß diese Brücke, welche den Trocadero mit dem Marsfelde verbindet, an beiden Uferpfeilern mit je zwei Gruppen geschmückt ist, welche einen Pferdebändiger und sein Roß darstellen, und zwar einen griechischen, römischen, gallischen und arabischen. Die Statuen sind die kolossalsten, die in der Gegenwart aus Stein geschaffen worden sind. Um im Alterthum ihres Gleichen zu finden, muß man bis zu den gewaltigen Pferdebändigern zurückgehen, die den Monte-Cavallo-Platz in Rom schmücken. Die großartigste dieser vier Statuen nun ist diejenige des Galliers von Préault, dessen kühne, freie und leichte Haltung,

deſſen ſchönes und kräftiges Ebenmaß und deſſen ohne alle Uebertreibung dennoch ſehr energiſche Bewegung ihn zu einem Meiſterwerk erſten Ranges machen. In einer Schöpfung von ſo außergewöhnlich großen Verhältniſſen offenbart ſich ein wahres Bildhauer-Temperament. Wenn es ſich darum handelt, eine dreißig Fuß große Statue zu ſchaffen, die beſtimmt iſt, auf einer ziemlichen Höhe unter freiem Himmel bei voller Tagesbeleuchtung von allen Seiten frei zu ſtehen, ſo gelten die kleinen Atelierkünſteleien nichts, die den Laien ſo ſehr entzücken: die Glätte des Meißels, die Geſchicklichkeit der Stoffnachahmung, die Süßigkeit des Geſichts, die billige Anmuth des Genre-Vorwurfs; man muß da einen ſtärkern Athem haben, man muß größere und ernſtere Eigenſchaften beſitzen, wenn das Werk nicht an ſeinen Größenverhältniſſen zu Grunde gehen ſoll. Eine Koloſſalſtatue iſt die gefährlichſte Probe des Bildhauers. Préaults Talent hat dieſe Probe herrlich beſtanden.

Ich muß mich auf dieſe flüchtige Kennzeichnung des Künſtlers beſchränken, denn wollte ich Weſen und Bedeutung Préaults eingehend erörtern, ich hätte die höchſten und ſchwierigſten Fragen der Aeſthetik: die Unterſchiede von Plaſtiſch und Maleriſch, das Schöne in der Bildhauerei und die Grenzen und Aufgaben dieſer Kunſt, in den Kreis meiner Betrachtung zu ziehen, was hier nicht meine Abſicht iſt. Es bleibt nur noch übrig, mich mit einer andern Seite der Erſcheinung Préaults zu beſchäftigen, mit dem geiſtreichen Geſellſchaftsmenſchen nämlich, der überall, wo er erſchien, einen

natürlichen Mittelpunkt bildete und an deſſen Lippen in einem Salon ſtets alle Anweſenden mit Spannung hingen.

Préault war einer der letzten Vertreter einer Gattung, die leider gänzlich im Ausſterben begriffen zu ſein ſcheint, der Gattung des Cauſeurs nämlich. Seine Vorbilder auf dieſem Gebiete waren die großen Plauderer des achtzehnten Jahrhunderts; in der Cauſerie war er kein Naturaliſt, ſondern ein mit der Theorie des Gegenſtandes wol vertrauter Schulkünſtler. Der Stegreif-Erfindung blieb natürlich ein weiter Spielraum, allein die Hauptſchlager: die Witze, die Mots, die Pikanterien, die Paradoxe, die Definitionen, waren ſorgfältig vorbereitet und wenn er Abends in Geſellſchaft ging, ſo glich er einem pulvergefüllten Feuerwerkskörper, der nur angezündet werden muß, um ſofort praſſelnd loszugehen und ſich in eine ſprühende Feuergarbe zu verwandeln, welche unter Ziſchen und Knattern Funken und Sterne mit blendender Verſchwendung umherſtreut.

Préault hatte nichts gemein mit jenen keuſchen Künſtlernaturen, die ſich weltſcheu in die Einſamkeit ihres Ateliers flüchten und ſich hier fern vom profanen Marktlärm den Inſpirationen ihrer Muſe hingeben. Er liebte es vielmehr, in die Welt zu gehen, im Salon zu glänzen, dem Erfolg und der Berühmtheit gleichſam entgegenzueilen. Er nahm jede Einladung an. Er hatte einen Platz an jedem Kamin und jedem Tiſche. Man ſah ihn überall: im Foyer der Theater, in den Kunſtausſtellungen, in Modecafés, in den Zeitungsredaktionen, unter den Arkaden des Odeon. Er bildete ein weſentliches Beſtandtheil des „tout Paris“. Und daß er ſich

so freigebig in der Gesellschaft verbreitete, das geschah nicht aus gemeiner Eitelkeit, sondern entsprang aus dem höhern Bedürfnisse, Propaganda zu machen. Préault war eine durch und durch polemische Natur; seine eigenste Rolle war die eines Kämpfers und Debatters; er stritt für seine ästhetischen Gedanken nicht blos mit dem Meißel, sondern auch — und vielleicht noch mehr — mit dem Worte. So lange die leidenschaftliche Parteinahme für und wider die romantische Bewegung dauerte, gedieh er denn auch und war außerordentlich en vogue. Als andere Interessen die Welt in Anspruch zu nehmen begannen, erblich sein Ruhm, sein Zuhörerkreis zog sich enger und enger zusammen und zuletzt gerieth er fast gänzlich in Vergessenheit. Vor dreißig, vor zwanzig Jahren noch wurde jedes seiner Mots in ganz Paris umhergetragen, von den Zeitungen mitgetheilt, von aller Welt nachgesprochen, belacht, bewundert. Vor seinem Tode fand der alte Causeur kaum mehr einen Freund oder Bekannten, wenn er niedergeschlagen den gewohnten Nachmittags-Spaziergang vom Café de la Paix bis zur Rue Drouot machte, und wollte er die Mots, die er zu ersinnen fortfuhr, anbringen, so konnte es in der Regel nicht mehr am Kamin geschehen, sondern er mußte sie im Quartier latin an einen Unbekannten vergeuden oder in irgend eine Zeitungsredaktion tragen.

Bei seinem Tode führten die Pariser Blätter eine Reihe dieser Mots an, deren ich hier einige wiedergebe, um die Eigenthümlichkeit seines kecken und schneidigen Geistes ersichtlich zu machen:

„Die Schriften, von denen man lebt, bleiben nicht leben."

„Die Malerei iſt ein Kind des Lichts und der Liebe.“

„Die Kunſt, getödtet von der Geometrie, das iſt die zeitgenöſſiſche Baukunſt.“

„Ein Vater ſprach zu ſeinem Sohne: Kannſt du deine bibliſche Geſchichte ſchon gut? — Ja, Papa. — Alſo wer war Adam? — Oh, Papa, ſo weit bin ich noch nicht.“

„Es gibt Geiſter der Ausleſe, welche die großen Dinge als Adler ohne mit den Wimpern zu zucken betrachten; andere können ſie nur blinzelnd anſehen.“

„Man diskutirt mit den Leuten ſeiner Meinung und mit dieſen nur über Nuancen.“

„Wenn das Glück einem ein Kleid bringt, ſo ſoll es nur nicht zu weit ſein.“

„Es iſt nicht ſchwer, ein Auge zu zeichnen, wol aber, einen Blick zu malen.“

„Eine Ueberſetzung iſt eine Ausſtopfung.“

„Die Mittelmäßigkeit verletzt ſich immer, wenn ſie ſich am Genie reibt.“

„Eine Mittelmäßigkeit erſten Ranges — das iſt es, was die Menge braucht.“

„Man hat Unrecht, bei einem zweiten Schiffbruche Neptun anzuklagen.“

„Ich bedaure einen Menſchen, der aller Welt gefallen kann.“

Ich beſchränke meine Anführungen auf dieſe Ausſprüche, die hinreichen, um zu zeigen, daß Préault auch als Mann von Geiſt nicht unbedeutend war, obwol er dem Verhängniſſe der meiſten Geſellſchaftsmenſchen, dem Veralten und Ver-

geſſenwerden, nicht entgehen konnte. Was lag übrigens daran, daß der Cauſeur verſcholl? Der Bildhauer nahm und nimmt einen großen und unvergänglichen Platz in der Geſchichte der neuern franzöſiſchen Kunſt ein und wenn ſeine Werke in den letzten Jahren ſeines Lebens auch minder beliebt und gekauft waren als die netten Kleinigkeiten gewiſſer Modebildhauer, ſo bleibt er doch dieſen an geiſtiger Größe ebenſo überlegen, wie ſein galliſcher Roſſebändiger etwa einer Terracotta-Frauenbüſte von Carrier-Belleuſe an ſtofflicher Ausdehnung überlegen iſt.

Die Bouquiniſten.

Ich habe ſchon im vorigen Kapitel von den zahlreichen Buchhändlern geſprochen, die unter den Arkaden des Odeon ganz nach orientaliſcher Art in offenen Mauerniſchen und zwiſchen den Pfeilern der Bogengänge Bazar halten. Dieſe Geſchäftsleute haben nichts mit den übrigen Sortimentern von Paris gemein. Sie bilden eine Spezialität im Buchhandel. Wie die Menſchen, die zwiſchen ihnen auf und nieder gehen, ſo ſind alle Bücher, die wir hier finden, entweder am Anfang oder am Ende ihrer Laufbahn. Die Buchhändler des Odeon halten nur Neuigkeiten oder abgeſetzte Werke, die, nachdem ſie eine längere oder kürzere Weile Ladenhüter geweſen ſind, von den ungeduldigen Verlegern um weniger als den Papierwerth verſchleudert werden. Auf der einen Seite der Arkade ſtehen, in regelmäßige Reihen geordnet, die Erſcheinungen von geſtern und heute, auf der andern, in wüſten Haufen übereinander geworfen, die vom Publikum vernachläſſigten Werke, die darum nicht alt ſein müſſen. Ein wahres und ſchwermüthiges Bild des Lebens! Sie ſcheinen einander

über den Weg zu beäugen und zu verhöhnen. Hier brüſten ſich die Charpentier- und Hachette-Ausgaben in ihren funkelnagelneuen koketten gelben Umſchlägen, die noch kein Makelchen befleckt, dort ſcheinen ſich die ſchmutzigen und beſtaubten Bände ſcheu unter einander verſtecken und dem Blicke der Vorübergehenden entziehen zu wollen. Die neuen Bücher rufen mit Stolz zu ihren unglücklichen Genoſſen jenſeit des Korridors hinüber: „Uns gehört die Zukunft! Wir ſind das Ereigniß des Tages! Wir ſind eine dauernde Bereicherung des menſchlichen Gedankens! Wir bedeuten die Unſterblichkeit unſeres Verfaſſers!“ Die alten antworten mit bitterem Hohne: „Wir kennen die Leier! Das haben wir auch geglaubt! Mit ſolchen Hoffnungen ſind auch wir einſt ins Leben getreten! Allein wir waren ſchon am Tag unſerer Geburt vergeſſen und heute ſind wir Makulatur und ſo wird es auch euch allen, allen gehen!“ Und die Menſchen, die unter den Arkaden luſtwandeln, verſtehen dieſe ſtumme Sprache der Bücher nicht und ſehen in ihnen nicht das Gleichniß ihres eigenen Lebens! Die jungen Leute ſchreiten mit Eroberſchritten einher; ihren Buſen ſchwellen Selbſtvertrauen, Zuverſicht, große Erwartungen; das Leben liegt offen vor ihnen und ſie ſetzen ſich vor, in dasſelbe als Triumphatoren einzutreten; keiner von ihnen zweifelt, daß ihm Macht, Ruhm, Reichthum, Unſterblichkeit ſicher ſeien; dieſer angehende Arzt ſieht ſich bereits im Lehrſtuhle der erſten Klinik Frankreichs, zu ſeinen Füßen fünfhundert junge Leute aus allen Ländern der Welt, die andächtig ſeinen Worten lauſchen; dieſer Rechtshörer träumt ſich als Nachfolger Berryers, als Präſidenten des Kaſſations-

hofs, als Juſtizminiſter; dieſer Student, der ſich in den Verſammlungen des lateiniſchen Viertels durch geläufige Rede bemerkbar macht, zweifelt nicht, daß er beſtimmt ſei, die Laufbahn Gambettas zu wandeln; dieſer junge Schriftſteller, der bisher blos daheim im ſtillen Stübchen Handſchriften hervorgebracht hat, ohne vor die Öffentlichkeit getreten zu ſein, hört ſchon den begeiſterten Applaus, mit dem das Publikum ſein Drama aufnehmen wird, und ſieht ſchon das ſtürmende Gedränge der Käufer, die ſich binnen Kurzem hier, unter dieſen ſelben Arkaden, ſein Buch aus den Händen reißen werden. Und keiner dieſer hochgetragenen Köpfe wendet ſich nach den grämlichen und verkümmerten Alten um, die wie unheimliche Schatten zwiſchen ihnen umherwandeln, keines dieſer glänzenden, fröhlichen Augen blickt auf die Verſchollenen und Vergeſſenen, die vom Kampf ums Daſein nichts heimgebracht haben als die Erinnerung an ein ſchönes Streben, die mit bitterſüßen Empfindungen immer wieder dieſen Ort aufſuchen, der einſt der Schauplatz ihrer Träume und Selbſttäuſchungen geweſen, und die ſich unter die ſorgloſe Jugend des lateiniſchen Viertels mengen, um das Bild ihrer eigenen Anfänge wieder leibhaftig vor Augen zu ſehen!

Freilich — nur ein beſchauliches Auge findet dieſen tiefern Sinn in den alten und neuen Büchern, die einander gegenüber aufgeſchichtet ſind, und in den alten und jungen Leuten, die zu allen Stunden des Tages unter den Bogengängen des Odeon durcheinanderwimmeln. Der banale Vorübergehende ſieht hier blos eine bunte Menge von Müßiggängern, die vor den Büchern oft ſtundenlang ſtehen und ſich

einer ebenſo gewiſſenhaften wie unentgeltlichen Lektüre hingeben. Denn das iſt eine der liebenswürdigen Eigenheiten der Odeonbuchhändler: ſie ſind keine Pedanten; ſie mißgönnen ihrem Publikum keinen geiſtigen Umſonſt-Genuß; bei ihnen herrſchen nicht die kalten Handels-Gepflogenheiten der Boulevard-Läden, in die man, ſofern man nicht etwa ein Vertrauter des Hauſes iſt, blos mit dem Geldſtück in der Hand tritt, um ſie mit der gekauften Waare gleich wieder zu verlaſſen; hier liegen die Bücherſchätze offen und frei zu Markte; ihr Vorübergehenden, kommt und greift zu! Kauft ihr, ſo iſt es gut; kauft ihr nicht, ſo macht das auch nichts. Der Buchhändler ſitzt in einer Niſche nebenan und kümmert ſich um ſeine Auslage nicht weiter; er ſagt nichts, wenn man vor der letztern ſtille hält, ein Buch nach dem andern zur Hand nimmt, hier blättert, dort lieſt, die Bilder beguckt, ſogar Stellen in ſein Notizbuch abſchreibt, einzelne Bände mindeſtens an den Seiten aufſchneidet und zuletzt ohne Gruß und Dank von dannen geht; ja er treibt ſeine Freundlichkeit ſo weit, daß er älteren Leſern, die ſtehend ihren Theil neuer oder alter Literatur bei ihm einnehmen wollen, einen Stuhl anbietet, damit ſie in aller Bequemlichkeit ihr Buch genießen können; er erwartet für dieſe Liebenswürdigkeit nicht, daß der platoniſche Literaturfreund ſich in einen Käufer verwandle, und dieſer fühlt ſich durch ſie nicht verpflichtet, ſich auch nur eines einzigen Silberſtückleins zu berauben. Der nachſichtige und uneigennützige Geſchäftsmann verliert bei dieſen ſcheinbar ſo wenig einträglichen Gewohnheiten dennoch nichts, denn ein großer Theil des bücherkaufenden Publikums von Paris be-

bezieht nichts deſtoweniger ſeinen Bedarf an alter und neuer Literatur von den Odeonbuchhändlern, weil dieſe die Neuheiten ſchon am Tag ihres Erſcheinens zwanzig, ja fünfundzwanzig Prozent unter dem Ladenpreis und die „Krebſe“ um wenige Sous zu verkaufen pflegen.

Für die zur Preisermäßigung verurtheilten Bücher iſt das Odeon nicht die letzte Leidensſtation. Sind ſie lange genug zwiſchen den Pfeilern des Bogenganges ausgelegt geweſen, ohne daß ihr niedriger Preis ſelbſt eines Käſehändlers Herz erweicht hätte, ſo wandern ſie zu den Geſchäftsfreunden der Odeonbuchhändler, zu den „Bouquiniſten“ des Quais.

Die Bouquiniſten gehören zu den wenigen eigenartigen Figuren, die ſich Paris noch aus ſeiner Rococozeit bewahrt hat. Ihr Name iſt eine gutmüthige Verſpottung. „Bouquin“ iſt der geringſchätzige Ausdruck für „Buch“ und kann etwa mit dem deutſchen „Schmöker“ wiedergegeben werden. Das Wort „Bouquin“ erweckt im Geiſte des Franzoſen zunächſt die Vorſtellung einer wurmſtichigen, ſtockfleckigen Scharteke, in Folio und womöglich in Schweinsleder gebunden, mit Schmeer und Kleckſen bedeckt, von Randgloſſen und Eſelsohren verunſtaltet, ein übelriechender alter Spittelbruder unter den Büchern. In übertragenem Sinne nennt freilich der leichtfertige Studentenmund jedes nur einigermaßen ernſtere Buch, Alles, was nicht Roman der allerleichteſten Gattung iſt, „bouquin“. Der Bouquiniſte nun iſt der Hüter der ſchmierigen Bücherſchätze, der Mann, bei dem die armen alten Bücher zum letztenmal auf ihrem Lebensweg ausruhen, um, wenn ſie nach Jahr und Tag keinen Käufer finden, dem Pappenfabrikanten zur Vernichtung überliefert zu werden.

Der Bouquiniſte iſt nicht zu verwechſeln mit dem Antiquar, der eine viel vornehmere Zunft bildet. Dieſer hat einen Laden und ein Schaufenſter, er hat „Giebel nach der Straße“, wie man im Mittelalter vom erbgeſeſſenen Vollbürger ſagte; ſeine Waare ſind jene alten und ſeltenen Ausgaben, welche das Entzücken der fanatiſchen Bücherwürmer ausmachen; bei ihm findet man Codices mit dem Bibliothekſtempel Mazarins, Einbände „Grollieri et amicorum“, älteſte Drucke und editiones principes, Bücher, für die der Händler mit ruhigem Stolz und ohne Augenzwinkern ſeine tauſend oder zweitauſend Silberlinge verlangt, ganz ſo als ob es ſich um einen gemeinen Solitär aus einem Laden der Rue de la Paix handeln würde. Beim Bouquiniſten ſuchen wir vergebens ſolche Schätze; zu ihm verirren ſich faſt niemals Bücher, welche die Preiſe von Edelſteinen oder ſelbſt nur von böhmiſchen Granaten beanſpruchen; in Ausnahmsfällen hat er wol Bände, für die er den fabelhaften Preis von zwei Franken fordert, allein dieſe Fälle ſind ſelten; die Regel iſt, daß ſeine theuerſten Bücher einen oder anderthalb Franken koſten, während die billigſten gerade um einen Sou feil ſind. Ich weiß wol, daß allerlei geheimnißvolle Sagen umgehen von werthvollen und ſeltenen Büchern, die ein Liebhaber bei einem Bouquiniſten mitten unter ſeinem herkömmlichen Schund entdeckt und um einige Centimes erſtanden habe, allein ich glaube nicht an die Wahrhaftigkeit dieſer Anekdoten. Die alterthümliche Geſtalt des Bouquiniſten regt den Volksgeiſt naturgemäß zur Sagenbildung an. Solche Fabeln werden auch nicht glaubwürdiger, wenn uns einmal ein Büchernarr

in ſeine Bibliothek führt, uns irgend ein ſeltenes Buch zeigt und mit triumphirendem Gekicher flüſtert: „Ein ſchönes Stück! Nicht wahr? Seine vierhundert, fünfhundert Franken werth, nicht wahr? Habs um zehn Sous gekauft, um zehn Sous, Herr, beim erſten Bouquiniſten rechts vom Pont des Arts!“ Das iſt eine bekannte und abgenutzte Finte der Sammelbolde. Sie geben vor, die werthvollſten Dinge an irgend einer unmöglichen Stelle entdeckt und dem unwiſſenden Beſitzer um einen hölzernen Pfennig abgeſchwatzt zu haben, obwol ſie dieſe angeblichen Funde in Wirklichkeit von einem patentirten Händler um etwas mehr als das zehnfache ihres ehrlichen Werths erhandelt haben dürften. Ich für meinen Theil muß der Wahrheit gemäß feſtſtellen, daß mir kein einziges wirklich erwieſenes Beiſpiel erfolgreicher Schatzgräberei bei einem Bouquiniſten bekannt worden iſt. Der ſenſationellſte Kauf, von dem ich je gehört habe, war der eines Littré'ſchen Wörterbuchs der franzöſiſchen Sprache um zehn Franken. Man ſprach davon im ganzen Quartier latin. Allein bei näherer Unterſuchung ſtellte es ſich heraus, daß vom zweiten Band ungefähr die Hälfte fehlte und durch eingelegte Bogen des Wörterbuchs von Napoleon Landais erſetzt war, was dem Exemplar einiges von ſeinem Werthe nahm.

Der ausſchließliche Standort des klaſſiſchen Bouquiniſten iſt der Quai des linken Seineufers von der einen Grenze des lateiniſchen Viertels bis zur andern, alſo vom Pont neuf bis zum Pont des Saints Pères. Früh morgens erſcheint er mit einem Handwägelchen, auf dem mehrere ziemlich große viereckige flache Holzkiſten aufgehäuft ſind; dieſe ſtellt er neben-

einander auf den breiten Grat der ſteinernen Bruſtwehr, welche den Fluß einfaſſt, hebt die blechbeſchlagenen Deckel von ihnen ab und ſetzt damit die in den Kiſten bereits geordneten Bücher dem Wind und Wetter und den Blicken der Vorübergehenden aus. Er ſelbſt zieht ſich von ſeiner Auslage zurück, im Sommer unter einen fabelhaften Sonnenſchirm, den er neben irgend einem Gaskandelaber aufpflanzt, im Winter vielleicht in eine benachbarte Weinſtube, von der aus er ſeine Bücherſchätze im Auge behalten kann; wenn es zu regnen beginnt, was in Paris gewöhnlich drei bis viermal täglich geſchieht, ſtürzt er herbei und ſchlägt die Deckel über die Kiſten; iſt der Schauer vorübergegangen, nimmt er wieder die Enthüllung der Kiſten vor; dem leſenden und gewöhnlich nicht kaufenden Publikum gegenüber legt er dieſelbe Gemüthlichkeit an den Tag wie ſein um eine Abſtufung vornehmerer Genoſſe unter den Arkaden des Odeon; er ſtört Niemand in ſeiner Lektüre; er kommt nur, wenn man ihn eigens herbeiruft; Unmuth zeigt er nur in ſeltenen Fällen, wenn irgend ein Barbar mit ſeinen Büchern ſo rauh umſpringt wie die Schaufel des Auvergnaten mit den Kohlen.

Das Verhältniß des Pariſer Publikums zum Bouquiniſten iſt denn auch das des Vertrauens und der Sympathie. „Bouquiniren“ gehört zu den beliebteſten Zerſtreuungen des Pariſers. Dieſes bezeichnende Zeitwort der Pariſer Ortſprache erklärt ſich ſelbſt. Es bedeutet, vor den Kiſten des Bouquiniſten Aufenthalt nehmen und in den Büchern wühlen. Wühlen, nicht kaufen, das ſei nochmals ausdrücklich bemerkt. Der Bouquiniſt hat vielleicht gar nicht den Ehrgeiz, ſeine

Bücher abzuſetzen; wenigſtens iſt es Thatſache, daß unter dieſen die größte Stetigkeit herrſcht. Ich verließ im Frühling 1875 Paris auf längere Zeit. Als ich im Sommer 1876 wiederkehrte, galt einer meiner erſten Wege dem Quai der Bouquiniſten. Mit Rührung begrüßte ich alle meine alten Bekannten: Norvins „Geſchichte Napoleons", Brantômes „Leben der galanten Damen", die veralteten Auflagen des großen Wörterbuchs der Akademie, Bücher, die ich vor Jahren hier zu ſehen gewohnt war und die ich treu und vollzählig beiſammen fand. Plötzlich entdeckte ich jedoch eine Lücke — eine „Geographie von Malte-Brun" um 1 Fr. 50 fehlte! Eine gewiſſe Aufregung bemächtigte ſich meiner, die ſich wol in meiner Miene ausdrücken mochte, denn der Bouquiniſte trat an mich heran und ſagte im Tone der Begütigung: „Sie vermiſſen den alten Malte-Brun! Ja ſehen Sie, —" und hier ſtockte er ein wenig — „ich habe ihn vor einigen Monaten verkaufen müſſen." Das „müſſen" verſöhnte mich und ich war vollends beruhigt, als der Bouquiniſte entſchuldigend hinzufügte: „Es war ein Familienvater, der das Buch für ſeine Kinder anſchaffte — Sie begreifen . . ."

Wer immer ein Stündlein zu verträumen hat und gerade den Quai entlang ſchlendert, verſäumt es nicht, dieſes Stündlein dem Bouquiniren zu widmen. Man ſieht da Herrn Durand und ſeine Berufsgenoſſen, die ſich hauptſächlich aufs Blättern in illuſtrirten Werken und aufs Prüfen der Einbände beſchränken; alte, dekorirte Herren, Akademiker und Profeſſoren, die mit geheimer Angſt ihre eigenen Werke ſuchen und im Innern aufjauchzen, wenn ſie die ihrer guten Freunde

und Kollegen finden; dienſtfreie Soldaten, welche die Anſtändigkeit ſo weit treiben, daß ſie nach mehrſtündigem Bouquiniren eine alte Nummer der Rochefort'ſchen „Laterne“ um klingende fünf Centimes kaufen. Der Lehrjunge, der an dieſer magnetiſchen Stelle vorübergeht, bleibt ſtehen und genießt raſch etwas geſchmuggelte Bildung, während der Kunde, dem er ein paar Schuhe heimtragen ſoll, mittlerweile vielleicht durch Gotteslästerungen ſich um ſein Seelenheil bringt. Das Ladenmädchen läßt es ſich nicht nehmen, in freien Minuten die Feuilletonromane zu beginnen, welche ſparſame Arbeiterinen aus ihrem „Petit Journal“ herausſchneiden, ſammeln, ſäuberlich heften und nach erreichter Vollſtändigkeit um etliche Sous dem Bouquiniſten verkaufen, deſſen dankbarſte Waare ſie bilden; denn das Mädchen, das an einem ſolchen Roman im Vorüberlaufen zu naſchen begonnen, ruht nicht, bis es ihn zu Eigen erworben hat. Trotzdem die Ueberwachung der Schätze durch ihren Eigenthümer eine ſehr oberflächliche iſt, hat er ſich doch kaum je über Unzartheiten des Publikums zu beklagen. Entwendungen kommen überhaupt nicht vor. Eher noch kleine unredliche Manöver, die dazu beſtimmt ſind, den ohnehin niemals Schrecken einflößenden Preis der Bücher bis zu einer unvernünftigen Tiefe hinabzudrücken. Ein unbedenklicher Kaufluſtiger zaubert manchmal einen Band aus einer Kiſte in die benachbarte; da an jeder Kiſte der einheitliche Preis eines jeden der darin enthaltenen Bücher angeſchrieben iſt und jede folgende Kiſte eine niedrigere Zahl trägt, ſo bedeutet ein ſolches Hinüberſchmuggeln eine unrechtmäßige Preisverminderung, gegen die der Bouquiniſte ſich nicht auf-

lehnt, weil er die Vertauſchung gewöhnlich nicht merkt. Eine andere Art, dieſen ehrlichen Mann zu betrügen, iſt noch tückiſcher und unſittlicher. Ein gewiſſenloſer Liebhaber thut, als blätterte er in einem Buch, und verlegt mittlerweile geſchickt einige loſe Bogen an unrechte Stellen; dann tritt er zum Bouquiniſten und ſagt mit geheucheltem Bedauern: „Ich würde dieſen Band kaufen, aber es fehlen leider einige Bogen.“ Der Bouquiniſte überzeugt ſich flüchtig von dieſer bedauerlichen Thatſache und ſchüttelt betrübt den Kopf, worauf der andere nachläſſig die Bemerkung hinwirft: „Ich nehme das Buch trotzdem, wenn Sie es billiger geben.“ Dieſe Bereitwilligkeit, einen verſtümmelten Band zu kaufen, verräth wol in der Regel den Betrüger, denn ſie erweckt den Argwohn des Bouquiniſten, veranlaßt ihn, beſſer zu ſuchen, und führt zur Auffindung der verlegten Bogen. Iſt dies aber nicht der Fall, ſo läßt er ſich natürlich zu einem ſtarken Preisnachlaſſe herbei und der Ränkeſchmied hat ſeinen ſchnöden Zweck erreicht. Ein Bouquiniſte, der mir dieſe ſchmerzlichen Erfahrungen mittheilte, fügte mit Bitterkeit hinzu: „Und die Leute hätten ja dieſe Tücken gar nicht nöthig! Sie müſſen nur den Mund aufthun! Sie müſſen nur ſagen: Herr, dieſes Buch iſt mir um fünf Sous unerſchwinglich, laſſen Sie es mir um zwei Sous! Man läßt doch mit ſich reden, man iſt kein Tyrann!“

Nein, das iſt der Bouquiniſte wirklich nicht; man thäte ihm ſchweres Unrecht, wenn man ihn für einen Tyrannen halten würde. Er iſt ſogar die Zuvorkommenheit, Billigkeit und Einſicht in Perſon. Ich könnte zahlreiche Züge anführen,

die dies unwiderleglich beweiſen. Monſelet, glaube ich, war es, der die Geſchichte jenes Bohème erzählte, welcher die Gewohnheit hatte, täglich zu einem Bouquiniſten zu kommen, ein Buch zur Hand zu nehmen, ganze Nachmittage darin zu leſen, dann, ehe er wegging, ein Eſelsohr zu machen, damit er am nächſten Tage die Stelle finde, an der er ſeine Lektüre unterbrochen hatte. Aber Monſelet hat die Geſchichte nicht auserzählt. Sie hat eine Fortſetzung und ein Ende. Eines Tages kam ein Fremder und kaufte den Band, den unſer Bohème gerade im Leſen hatte. Dieſer erſchien zur gewohnten Stunde und ſuchte ſein Buch — es war verſchwunden! Er rief den Bouquiniſten herbei und fragte ſtreng, was mit dem Bande geſchehen ſei? Der Bouquiniſte gerieth in Beſtürzung und ſtammelte, er habe ihn verkauft. „Wie?“ donnerte der Bohème, „verkauft? Und Sie wußten, daß ich ihn eben las?“ „Ich wußte es nicht“, betheuerte der unglückliche Bouquiniſte, „ſonſt hätte ich mir nie erlaubt, den Band wegzugeben, ich ſchwöre es Ihnen.“ Es war Alles umſonſt! Der Bohème unterbrach ihn. „Was Sie gethan haben“, ſagte er kalt, „war ſehr ſchlecht. Ich ſehe mich gezwungen, Ihnen in Folge deſſen — meine Kundſchaft zu entziehen!“ Und damit ging er majeſtätiſch von dannen und obwol ihn der Bouquiniſte täglich, ſo oft er ihn vorübergehen ſah, beſchwor, zu ſeiner alten Gewohnheit zurückzukehren, weigerte er ſich dennoch beharrlich, je wieder bei ihm zu bouquiniren. Der Friede wurde auch nicht eher hergeſtellt, als bis der Bouquiniſte einen großen Entſchluß faßte. Er kaufte eines Tages das Buch, deſſen er ſich leichtfertig

entäußert hatte, und ſtellte es dem Bohème zur Verfügung. Das verſöhnte dieſen und er begönnerte ihn wieder wie ehedem.

Nur einmal habe ich einen Bouquiniſten die Geduld verlieren ſehen. Das wäre aber auch dem ſeligen Hiob unter gleichen Umſtänden widerfahren. Ein Mann wirthſchaftete ſtundenlang ganz greulich in den Bücherkiſten, ſchleuderte die Bände umher, warf ſie ins unrechte Fach, zerriß Blätter im rohen Umwenden, frug jeden Augenblick nach dem Preis eines Buches, obwol derſelbe an jeder Kiſte groß und deutlich angeſchrieben ſtand, hinderte andere Leute, an die Auslage heranzutreten, und machte bei alledem nicht die geringſte Miene, dem Bouquiniſten etwas abzukaufen. Da rief dieſer endlich mit lauter Stimme ſeinem Nachbar zu: „Wiſſen Sie ſchon die Neuigkeit, Gevatter? Geſtern ſtand ein Herr den ganzen Nachmittag bei meinen Büchern, ſtöberte herum und blätterte und las, kaufte aber nichts. Plötzlich brach er zuſammen. Er hatte den Sonnenſtich bekommen.“ Der Nachbar lachte und der Mann, dem die Fabel galt, erröthete und ging eilig ſeiner Wege. Der Bouquiniſte aber hatte nachträglich Gewiſſensbiſſe, weil er einen „client“ beleidigt habe, und war einige Tage ganz tiefſinnig vor Reue.

Ich habe bereits angedeutet, welche Gattung von Büchern die Stapelartikel der Bouquiniſten bilden. Alte, in Vergeſſenheit gerathende Geſchichtswerke nehmen die erſte und theuerſte Kiſte ein. Eine ganze Reihe von Kiſten ſind den Schriften vergangener und gegenwärtiger Akademiker gewidmet. Die Literatur der Akademiker wird durch eine Art Verhängniß

ſtets auf den Quai der Bouquiniſten geworfen! Bei keinem der letzteren fehlen auch die Kataloge verfloſſener Ausſtellungen und „Salons“, wehmutherweckende Erinnerungen an eine Zeit, wo man mindeſtens um ein Jahr, wenn nicht um mehrere, jünger war, alte illuſtrirte Blätter, Gelegenheitsbroſchüren, die flüchtige Literatur des Augenblicks, die „neiges d'antan“, der „Schnee des Vorjahres“, nach deſſen Verbleib Villon in ſeinem ſchwermüthigen Gedichte fragt. Eine beſondere Klaſſe bilden die Widmungsexemplare, welche Verfaſſer ihren Freunden ſchenken und welche dieſe ſich beeilen, zum Bouquiniſten zu tragen. Ich ſelbſt habe ſo ein Exemplar der Louis Blanc'ſchen Geſchichte der franzöſiſchen Revolution gekauft, das der Verfaſſer ſeinem Freunde, dem Schriftſteller Theodor Anne gewidmet hat. Ein andermal fand ich einen Band der „Lutetia“ mit einer eigenhändigen Widmung Heinrich Heines. Ich habe dieſes koſtbare Buch ſeither einer leidenſchaftlichen Verehrerin des Dichters zum Geſchenke gemacht und hoffe, daß es nun nicht mehr wie von ſeinem frühern Beſitzer den Weg zum Bouquiniſten finden wird.

Mein Freund, der Musiker.

Der arme Hans Maier! Er war einer der unglücklichsten Menschen, die je meinen Lebensweg gekreuzt haben. Ich lernte ihn auf eine eigene Art kennen. Eines Vormittags saß ich wie gewöhnlich gegen einen Pfeiler der Odeonarkaden gelehnt auf einem Strohsessel und las meine Zeitungen, ein Genuß, den man, wie ich schon in einem frühern Kapitel bemerkt habe, um den bescheidenen Zoll von zwei Sous erkauft. Von Zeit zu Zeit sah ich aus meinem Blatt auf, um einen Blick auf die Menge zu werfen, die unter den Bogengängen lustwandelte. Mitten unter den Gesichtern, die mir seit Monaten mehr oder minder geläufig waren, bemerkte ich diesmal eine Gestalt, die ganz aus der Art des Arkadenpublikums schlug. Es war ein hagerer junger Mann von auffallend hohem Wuchse, mit blassem, fast bartlosem Gesichte, langem hellblondem Haar und großen, sanften blauen Augen, die gutmüthig und träumerisch hinter dicken Brillengläsern hervorblickten. Der Candidatus theologiae, wie er im Buche steht! Ich zweifelte keine Sekunde lang, daß der blonde Jüng-

ling ein an die Ufer der Seine verschlagener Deutscher war, und der Zufall lieferte mir bald den Beweis, daß ich recht gesehen hatte. Ein Herr, der rasch seines Weges daherkam, streifte an einem hübschen Mädchen vorbei, das die entgegengesetzte Richtung verfolgte, und er wendete den Kopf nach ihr um, ohne darum seinen Schritt zu mäßigen. Vorwärts stiefelnd und rückwärts guckend stieß er mit ziemlicher Gewalt an den Blonden, der von dem Anprall fast über den Haufen gerannt wurde. Das war nun eine Lage, in der sich nationale Charaktertypen offenbaren. Der Franzose fuhr behend zwei Schritte zurück, bewegte sich dann wieder wie in einer Quadrillenfigur rhythmisch vorwärts, lüftete mit graziöser Handbewegung den Hut und lispelte mit süß einschmeichelndem Lächeln: „pardon, Monsieur, pardon.“ Der Deutsche hatte dagegen im Augenblicke des Zusammenstoßes ein lautes: „Donnerwetter!“ gerufen und stand nun mit finsterer Miene und geballten Fäusten da, als ob er im Begriffe wäre, den unabsichtlichen Stoß mit Absicht und Zweckbewußtheit zurückzugeben. Ohne Ueberlegen griff ich in die Lage ein. „Es war ja unwillkürlich!“ rief ich dem erbosten Blonden zu. „Zum Teufel! Man hat doch Augen im Kopfe!“ gab er grollend zurück, während der Franzose lächelnd ihn und mich grüßte und aufgeräumt weiterging. Jetzt erst kam uns zum Bewußtsein, daß wir einander nicht kannten und doch so natürlich und selbstverständlich deutsch mit einander sprachen, als hätten wir uns in einer Straße von Berlin begegnet, und wir beeilten uns, in aller Form Bekanntschaft zu machen. Ich erfuhr, daß er Hans Maier heiße, Baier von

Geburt und Musiker von Beruf sei. Wie dies unter ähnlichen Verhältnissen zu geschehen pflegt, fragte ich ihn, ob er schon lang in Paris sei und ob es ihm hier gefalle.

Es schien, als wäre diese Frage eine Art „Sesam öffne dich", worauf sein übervolles Herz gewartet hatte, um sich zu erschließen, mit einer solchen Raschheit und Fülle entströmten ihm die bittersten Jeremiaden.

„Paris ist eine schöne Stadt, aber was man von Neapel sagt, daß es nämlich das Paradies der Menschen und die Hölle der Pferde sei, das kann man mit einer kleinen Aenderung auch von Paris sagen. Es ist das Paradies der Millionäre und die Hölle der Musiker. Da ich nun leider kein Millionär, sondern ein Musiker bin, so können Sie sich vorstellen, was ich leide."

Ich gestand offen, daß ich mir das nicht vorstellen könne.

„Freilich", erwiderte er, „wer nicht vom Handwerk ist, macht sich schwer einen Begriff von der bodenlosen musikalischen Barbarei dieser guten Pariser. In diesem Punkte sind sie Wilde, Verehrtester, Wilde aus der Steinzeit, menschenfressende Rothhäute! Selbst ‚Ohrengeschinder', wie es der Meister nennt", — er wurde gesammelt und feierlich, als er das Wort „Meister" aussprach — „selbst ‚Ohrengeschinder' ist kein genug kräftiger Ausdruck, um den Unglimpf zu bezeichnen, den das musikalische Paris mir täglich und stündlich anthut. Ich gehe auf der Straße friedlich meinen Weg — man pfeift rings um mich mit höllisch hartnäckiger Falschheit den Verschwörerchor aus der Tochter der Madame Angot. Ich eile heim — meine Nachbarin singt

mit gräßlicher Rührung eine schluchzende Romanze, die selbst eine angewachsene Schnecke aus ihrem Hause jagen würde. Ich suche in den öffentlichen Gärten Erholung und Ruhe — eine Militärkapelle kratzt und schnaubt mit Streichern und Bläsern einen fabelhaft blödsinnigen Hopser, während das aufmerksam lauschende Publikum bei jedem Bum der großen Trommel verklärt lächelt. Und ist es nicht eine Militärkapelle, so ist es ein Orpheon, Gott steh mir bei, ein Orpheon!! Das gibt unter allgemeinem Beifall so unschickliche Laute von sich, daß man es in jedem gesitteten Lande mit Sack und Pack per Eilschub auf die Galeren schicken würde. In den Operettentheatern hört man nichts als ein ewiges Dideldumdei, von dem man nach fünf Minuten einen Kopf so dick wie ein Stückfaß bekommt. In der Oper spielen sie jämmerlichen Schund, neue Opern, in deren Partituren man nicht einmal Käse einwickeln dürfte, weil er sonst ungenießbar würde, und alle Sänger, besonders aber alle Sängerinen gehen bei jedem Tone so sicher daneben wie der Schuß eines Blinden. In den Konzerten werden Toiletten und Grimassen, Bouquets und Schminke ausgestellt, während die Musik glücklicherweise die Nebensache ist. Und nun gar die Soiréen in den sogenannten guten Häusern! Was man da von musikalischen Damen zu hören bekommt! Dieses Gegacker Dieses Gemecker! Mir stehen die Haare zu Berge, wenn ich mich nur daran erinnere. Ich wiederhole Ihnen, Verehrtester, Paris ist die Hölle der Musiker."

Ganz betäubt von dieser mit schwindeliger Geläufigkeit vorgetragenen Kapuzinerrede wagte ich die Frage, weshalb er

nach dieser Hölle gekommen sei, und noch mehr, weshalb er in ihr bleibe? Mein neuer Freund nahm eine prophetische Miene an und antwortete mit dumpfer, getragener Stimme, während er die Augen begeistert verdrehte: „Weshalb ich in dieser Hölle bleibe? Weil ich sie evangelisiren will!“ Und als ich ihn erstaunt ansah, fuhr er mit Begeisterung fort: „Oh, es gibt auch in unserer Zeit noch Glaubensboten und Blutzeugen und in mir sehen Sie einen von ihnen. Ich bin hierhergekommen, wie Missionäre unter wilde Südseeinsulaner gehen. Ich will diese musikalischen Heiden bekehren, ich will sie in den alleinseligmachenden Schoß der wahren Musik führen, ich will es, und sollte ich darüber zu Grunde gehen.“

„Es wird hoffentlich nicht so schlimm kommen,“ begütigte ich; „aber wie stellen Sie es an, um Ihr schönes Apostolat auszuüben?“

„Ich bin als Primgeiger in Lamoureux' Orchester eingetreten und predige meinen Kollegen. Ich gebe Violin- und Klavier- und Generalbaß-Unterricht und suche meine Schüler zu bekehren. Man muß eben klein anfangen. Später hoffe ich mit größeren Mitteln wirken zu können.“ In diesem Augenblicke wies der Zeiger am Uhrpavillon des Luxembourg auf elf. Hans Maier ergriff meine Hand, die er mit Wärme drückte, und sprach: „Ich gebe um elf eine Stunde in der Rue de l'Odeon. Ich muß nun gehen. Aber es hat mir wolgethan, mein Herz vor Ihnen auszuschütten, und ich freue mich sehr auf ein Wiedersehen.“

Dieses fand bald und in der Folge regelmäßig statt.

Jeden Dinstag und Freitag kam Hans Maier ins Quartier latin hinüber. Von neun bis zehn unterrichtete er in der Rue Racine die einzige Tochter eines von den Geschäften zurückgezogenen Essigfabrikanten im Klavierspiele, von elf bis zwölf gab er in der Rue de l'Odeon einem Opernsänger Lektionen in der Kompositionslehre und zwischen diesen beiden Stunden erholte er sich unter den Arkaden des Odeon von seinen musikalischen Leiden. Je länger unsere Bekanntschaft dauerte, umso schmerzlicher fand ich ihn. Eines Freitags war er in besonders gedrückter Stimmung. Sein Haupt war gesenkt, sein Auge düster und verschleiert und seine blonden Haarsträhne hingen verwirrt unter seinem breitrandigen weichen Filzhute hervor, als er zu mir trat. „Was mir nun heute wieder passirt ist", murmelte er tonlos, ohne zu warten, bis ich ihn nach seinem Befinden gefragt haben würde; „da ackere ich mich nun mit dieser Kröte monatelang herum, es schien mir auch in ihrem Schädel schon etwas licht werden zu wollen, ich war nicht unzufrieden mit ihr; heute lasse ich sie eine Kleinigkeit von Bach spielen, streng, aber edel und bildend im höchsten Grade — plötzlich unterbricht sie sich und sagt mir mit einer Frechheit, von der ich noch starr bin: Herr Maier, Dank Ihrem Unterricht bin ich nun weit genug, daß ich endlich etwas Ordentliches einstudiren kann. Lassen wir dieses fade Zeug und spielen wir einmal Musik. Und im Augenblick hat sie Bach weggeschleudert und auf den Notenhalter ein anderes Musikstück gelegt. Wissen Sie, was das war?" Hier brach er fast in Thränen aus: „Es war: der Rosenwalzer von Métra!!!"

Ich zeigte mich von dieser tragischen Mittheilung so tief erschüttert, wie er es erwartete, und suchte ihn zu trösten. Er aber wollte nichts hören. „Nein, nein", sagte er, „ich weiß es nun; an diesem Volk ist Hopfen und Malz verloren. Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als ein Franzose musikalisch wird. Das war heute nicht eine kindische Grille von diesem Mädchen, das liegt tiefer, viel tiefer. Ich habe lang über die Sache nachgedacht und bin nun zu einer unerschütterlichen Ueberzeugung gelangt. Den Franzosen fehlt der Sinn für Musik vollständig und er muß ihnen in Folge ihrer übrigen Eigenschaften nothwendig fehlen. Sie haben mir schon oft auseinandergesetzt, daß die schönste Eigenthümlichkeit des französischen Geistes die Klarheit sei, daß der Franzose nüchtern und mathematisch denke. Die Musik ist aber nicht mathematisch und nüchtern und klar. Sie ist verschwommen und unbestimmt. Sie ist eine Lösung und kein Kristall. Sie läßt sich nur ahnen und fühlen, nicht definiren und formuliren. Sie ist Stimmung, Empfindung, Träumerei, nicht Anschauung und Logik. Weil nun der französische Geist nur fest umgrenzte, deutliche Begriffe aufzunehmen vermag, bleibt ihm die schwimmende Tonwelt unfaßbar."

Ich beglückwünschte ihn zu dieser treffenden völkerpsychologischen Theorie, machte aber leise Zweifel gegen ihre unbedingte Richtigkeit geltend. „Für ein Volk, dem in Folge seines Gehirnbaues der musikalische Sinn fehlt, thun die Franzosen eigentlich doch erstaunlich viel für die Musik. Sie geben der Oper eine größere Unterstützung als irgend ein anderes Land. Sie haben ein nationales Konservatorium ge-

gründet und widmen von Staatswegen den beſten Schülern jährlich einen prix de Rome. Sie dekoriren ihre Tonſetzer. Sie bereichern die ausübenden Künſtler. Sie haben Talente wie Méhul, Boieldieu, Auber, Halévy, Bizet, Thomas, St. Saens, Gounod hervorgebracht . . .“

Weiter ließ mich mein verbitterter Freund nicht reden. Er hatte mir ſchon nach jedem einzelnen Punkte meiner Aufzählung ins Wort fallen wollen und brach nun los: „Von Ihnen hätte ich mich wahrhaftig einer ſolchen Oberflächlichkeit nicht verſehen. Wie kann man ſich doch nur von dieſen äußerlichen Dingen täuſchen und irreführen laſſen? Wenn die Franzoſen Manches für die Muſik thun, ſo geſchieht dies nur der Mode zuliebe. Die Muſik macht nun einmal einen Theil der modernen Bildung aus und die gute Sitte fordert, daß ein Volk, welches für geſittet gelten will, ſie wie jede andere Kunſt und Wiſſenſchaft pflege. Noblesse oblige. Wenn man von ſich behauptet, daß man an der Spitze der Geſittung einherſchreite, ſo kann man die Muſik nicht vernachläſſigen, ohne daß man ſich der Gefahr ausſetzt, ſich von den Nachbarn ſagen zu laſſen: ‚Das will an der Spitze der Geſittung einherſchreiten und iſt doch ſo böotiſch, ſo barbariſch, daß es für die Muſik keinen Sinn und keine Stätte hat.‘ Eitelkeit, Verehrteſter, nichts als nationale Eitelkeit. Sehen Sie doch auch, wie widerſinnig hier zu Lande das viele Geld für die Muſik vergeudet wird. Mit all ihrer rieſigen Unterſtützung iſt die große Oper die ſchlechteſte von Europa. Das Repertoir iſt lächerlich klein und lächerlich geſchmacklos. Die Sänger ſind nicht einen Schuß Pulver werth.

Die Hunderttausende gehen hauptsächlich für Dekorationen auf. Der prix de Rome! Das ist nun wieder was Rechtes! Was sollen denn die unglücklichen jungen Musiker eigentlich in Rom machen? Etwa Madame Angot in italienischem Text singen hören? Wenn die französische Regierung es mit der Musik ehrlich meinte, so würde sie den talentirten Schülern des Konservatoriums statt eines prix de Rome einen — prix de Baireuth geben."

„Aha!" dachte ich, sagte aber nichts.

„Und auch mit den französischen Tonsetzern lassen Sie mich zufrieden. Méhul, ja, den lasse ich gelten; der war ein braver Kerl; aus dem hätte was Rechtes werden können. Halévy dürfen Sie mir nicht anführen. Er war der Sohn eines deutschen Juden. Der gehört ins Kapitel des Judenthums in der Musik. Aber die übrigen — nein, es kann nicht Ihr Ernst sein, daß Sie mir dieses kleine Gezücht aufbrocken. Die Franzosen selbst wissen von ihren großen Musikern nichts zu sagen, als daß sie ‚geistreich' seien. Geistreiche Musik! Hat man schon einen solchen Unsinn gehört! Das ist gerade, als würde man sagen: witzige Architektur oder humoristische Gartenkunst oder melodienreiche Bildhauerei. Die Musik ist nicht geistreich. Sie macht keine Witze. Bei ihr kommen die Franzosen mit ihrem berühmten Esprit nicht weit. Geistreiche Musik — es ist wirklich zu toll!"

Er unterbrach sich einen Moment, um in ein höhnisches Gelächter auszubrechen, ließ mir aber nicht Zeit, auch nur ein einziges Wörtlein einzuschalten, sondern fuhr fort: „Uebrigens — was würden auch alle Unterstützungen und

Preise, was würden selbst einzelne wahre Talente beweisen? Einerseits das löbliche Bestreben der französischen Regierung, eine beschämende Lücke in der Erziehung ihres Volkes auszufüllen, andererseits die Richtigkeit des banalen Satzes, daß keine Regel ohne Ausnahme sei. Es bleibt darum doch wahr, daß die Masse der Pariser keine Spur von musikalischem Sinne besitzt."

„Ihr Fanatismus macht Sie blind gegen Thatsachen, verehrter Hans", wandte ich diesmal ein. „Können Sie leugnen, daß die Volks-Konzerte von Lamoureux und Colonne überfüllt seien?"

Wieder lachte er mit der Bitterkeit eines Bösewichts in einem Melodrama. „Pasdeloup hat seine harte Noth gehabt, das Publikum und die Künstler anzuziehen. Er hat jahrelang seinem Orchester nichts bezahlen können und ist schließlich bankbrüchig und im Elende gestorben. Seine Nachfolger haben es ja besser. Heute ist es Mode, die winterlichen Sonntagsnachmittage im Konzerte zu verbringen. Das kostet so wenig und gehört zum guten Ton. Aber sehen Sie doch auch, welche Zugeständnisse man der unmusikalischen Menge machen muß, um sie festzuhalten! Wagt man es denn, etwas Ordentliches zu spielen?" (Ich merkte hier, daß Hans Maier nicht seinen ganzen Gedanken aussprach.) „Wenn man schon einmal einen Beethoven gibt, so bittet man mit einem Massenet vorn und Massé hinten um Verzeihung dafür. Wie können Sie ernstlich den musikalischen Sinn einer Stadt vertheidigen, die nicht einmal ein ständiges Quartett besitzt?"

„Halt!" rief ich da triumphirend, „sehen Sie, wie un-

gerecht Sie Ihr Vorurtheil macht! Haben Sie denn nie etwas von der ‚trompette' gehört?"

„Die Trompette? Was ist das?" frug Hans Maier erstaunt.

Ich gab ihm die gewünschte Auskunft, die ich auch dem Leser nicht vorenthalten will. In Paris lebt ein Mann namens Emile Lemoine, der eine der interessantesten und liebenswürdigsten Figuren der großen Stadt ist. Glänzender Schüler der Ecole polytechnique, nahm er beim Austritt aus der Anstalt das ihm gebührende Lieutenantspatent nicht an, weil er als glühender Republikaner nicht dem damals noch bestehenden Empire dienen wollte, und zog es vor, Zivilingenieur und Professor der Mathematik an freien Schulen zu werden, was er noch heute ist. Hochgebildet ohne Pedanterie, geistreich wie alle Teufel, voll drolliger Absonderlichkeiten (er zähmte einst ein Ferkel und ließ es wie einen Hund mitlaufen, wenn er über den Boulevard oder ins Kaffeehaus ging!), ist er überdies musikalisch wie äußerst wenige seiner Landsleute. Er empfand den Mangel eines Quartetts, das klassische Musik spielen würde, und beschloß eines Tages, diesem Mangel abzuhelfen. Er miethete einen Saal bei einem Klavierfabrikanten, brachte einige Künstler von gutem Willen zusammen, lud einige gleichgestimmte Freunde ein und veranstaltete den Winter über einmal in der Woche einen Quartettabend, an welchem blos deutsche klassische Musik gespielt wurde. Diese Konzerte zeichneten sich durch einen Zug liebenswürdigster Ungezwungenheit aus. Man kam in den Straßenkleidern, drückte beim Eintreten in den Saal Lemoine die Hand, tauschte

einige heitere Worte aus, setzte sich wie und wo man wollte und hörte zu. Die Künstler plauderten zwischen den einzelnen Nummern mit dem Publikum und nach dem Konzerte ging alle Welt, Lemoine und die Spieler und die Hörer, Arm in Arm ins nächste Kaffeehaus, um bei lustigem Geplauder und etlichen Gläsern Bier noch ein Stündlein beisammenzubleiben. Das waren die Anfänge des Quartett-Vereins, dem Lemoine später den Namen „trompette“ gab. Bald drang die Kunde von diesen reizenden Abenden ins große Publikum und alle Welt wollte eingeladen sein. Allein Lemoine war ein strenger Hausherr. Er ließ keine störenden Elemente zu. Um in die Trompette aufgenommen zu werden, mußte man zunächst tadellos anständig und ehrenhaft sein, ferner den Beweis liefern, daß man ein Haydn'sches Quartett mit Liebe und Andacht anzuhören vermöge, endlich hoch und heilig versprechen, daß man den Saal, wo Lemoine im Jaquet die Honneurs macht, nie durch einen Frack und eine weiße Halsbinde entehren werde. Heute zählt die „trompette“ Hunderte von Mitgliedern oder Gästen, Lemoine ist in der Lage, die ausübenden Künstler zu entlohnen, Anfänger drängen sich an ihn, um von ihm an seinen Abenden der Auslese des musikalischen Paris vorgestellt zu werden, und die Trompette ist, ohne etwas von ihrem urgemüthlichen Charakter verloren zu haben, die ansehnlichste Pflegestätte strengklassischer Musik in Paris geworden.

Hans Maier hörte meiner Erzählung anfangs zweifelnd, dann mit wachsender Spannung zu und verlangte schließlich dringend, mit Lemoine bekannt gemacht zu werden. Wir ver-

abredeten ein Stelldichein und drei Tage später war der gute Hans ausübendes Mitglied der Trompette. Es schien nun, als hätte ein neuer Abschnitt im Leben meines Freundes begonnen. Sein Murrsinn schwand. Er wurde fast heiter. Er sagte mir bei unseren Zusammenkünften unter den Arkaden des Odeon wiederholt, es lasse sich in Paris denn doch leben, er habe vielleicht doch Unrecht gehabt, allen Franzosen den musikalischen Sinn abzusprechen, und die Trompette sei jedenfalls eine schöne Gegend. Das währte so einige Wochen lang und ich nahm mir bereits heraus, ihn damit zu necken, daß nicht der Apostel das Heidenvolk, sondern dieses den Apostel bekehrt habe, als er plötzlich eines Freitags wieder so finster und grimmig erschien wie in seinen bösesten Tagen.

„Was ist Ihnen schon wieder über die Leber gekrochen?" frug ich erstaunt.

„Es bleibt dabei", antwortete er jäh und ohne Einleitung, „meine erste Ueberzeugung war die richtige. Den Franzosen fehlt absolut der musikalische Sinn."

„Und die Trompette?"

„Hat sich was mit Ihrer Trompette! Ich gehe nicht mehr hin. Ein Musiker, der sich achtet, kann dorthin keinen Fuß setzen."

„Aber was ist denn geschehen?"

„Was geschehen ist? Ich habe den Leutchen ein Programm für einen Abend vorgeschlagen — vier Nummern von Wagner, eine von Liszt und zwei von Max Bruch. Und wissen Sie, was sie dazu gesagt haben? Ins Gesicht haben sie mir gelacht!" Er ballte die Faust, während er sich dieser

Unbill erinnerte. „Das war die entscheidende Probe. Der Franzose kann durch Willesanstrengung und Studien dahin gelangen, sich selbst weiszumachen, daß er Mozart und Beethoven liebe, aber bis zu Wagner erhebt sich keiner. Natürlich. Jene haben doch noch Melodie und Melodie ist das Klare und Geformte in der Musik. Das erfaßt der französische Geist noch. Allein sowie dieses letzte Ueberbleibsel von geschlossener Form durchbrochen wird, sowie der Franzose der Grenzenlosigkeit der unendlichen Melodie gegenübersteht, fällt ihm das Herz in die Hose und er kneift aus."

Wieder versetzte mich der Zufall in die Lage, seinem Fanatismus eine widerlegende Thatsache entgegenhalten zu können. Ich hatte eben eine Zeitung in der Hand, die ich ihm vor die kurzsichtigen Augen steckte. „Da, lesen Sie, voreiliger Hans, lesen Sie und bessern Sie sich." In dem Blatte war das Programm des nächsten Lamoureux'schen Konzertes mitgetheilt und als Hauptnummer desselben figurirte die Ouverture der „Walküren" von Richard Wagner. Hans starrte auf das Blatt, las, schüttelte den Kopf, las wieder und stand da wie ein begossener Pudel. „Wär's möglich!" murmelte er ein- über das anderemal, „die Walküren! In Paris! Und ich bin vor Wuth aus dem Lamoureux'schen Orchester ausgetreten! Da muß ich mitthun und wenn ich Jemand ermorden müßte!" Sprachs und rannte sporusteichs davon, ohne sich auch nur zu einem Abschiedsgruße Zeit zu nehmen.

Am Sonntag darauf war ich einer der ersten im Zirkus der elysäischen Felder, wo die Lamoureux'schen Konzerte

stattfinden. Der ungeheure Saal war bis zu den obersten Sitzreihen gesteckt voll. Selbst die billigsten Plätze zeigten keine einzige Lücke. Kurz vor zwei Uhr erschien das Orchester. In der ersten Reihe der Geiger entdeckte ich meinen Freund Hans. Seine blonden Strähne waren wirrer als je, sein Antlitz strahlte vor heller Freude. Er überblickte die riesige Menge des Publikums und schien ihr im Stillen Abbitte zu thun für das Unrecht, das er an ihr begangen. Die erste Nummer des Programms, eine Beethoven'sche Symphonie, wurde mit Bravour zu Ende gespielt und rief donnernden Applaus und nicht enden wollenden Jubel hervor. Eine Pause von fünf Minuten und die Gestalt Lamoureux' tauchte wieder am Dirigentenpult auf. Er erhob den Taktstock — die Geiger fuhren in einem einzigen gleichmäßigen Schwunge mit dem Bogen die Saiten herab — da erhob sich im Publikum plötzlich ein Geheul und Gebrüll und Gestampf, man pfiff und pochte und zischte und polterte, man rief unverständliche Worte und versuchte Gassenhauer zu singen — es war ein unbeschreiblicher, grauenhafter Tumult, der das Orchester übertönte und Lamoureux, welcher das Publikum ansprechen wollte, nicht zu Worte kommen ließ. Das ging so einige Minuten, dann schien die Katzenmusik ein wenig schwächer zu werden. Lamoureux wollte die Pause benutzen, um eine Rede zu halten; allein kaum machte er Miene, den Mund aufzuthun, als der Höllenspektakel von Neuem mit unerhörter Heftigkeit losbrach und auch nicht eher aufhörte, als bis das ganze Orchester sammt Lamoureux den Saal verließ. Nach einiger Zeit erschien es wieder und begann die

dritte Nummer des Konzerts zu spielen, die das Publikum mit demonstrativem Beifall aufnahm. Ich suchte meinen Freund unter den Geigern — er war verschwunden.

Am nächsten Morgen brachte mir die Post eine Karte mit folgendem lakonischem Inhalte: „Lieber Freund! Ich habe genug. Das Gesindel hat Wagner ausgepfiffen — jetzt gebe ich es auf. Heute Abend verlasse ich dieses Nest. Ich bedaure Sie, daß Sie hier bleiben. In der Ferne wird Sie bemitleiden Ihr ergebener Hans Maier."

Ich habe seither von meinem Freunde nichts mehr gehört. Allein wenn die Mächte der Unterwelt einen neuen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland heraufbeschwören sollten, was ein ungeheures Unglück für die Menschheit und die Gesittung wäre, ich bin überzeugt, mit solcher Wuth und Begeisterung würde kein deutscher Soldat gegen die Franzosen kämpfen wie der Musiker Hans Maier, obwol sich doch die Pariser in den letzten Jahren gebessert haben und Wagner'sche Musik ohne Aufregung hören können, wenn es nicht gerade — Lohengrin ist.

Zwei Revolutionäre.

Das, was ich den Mechanismus der Emeute nennen möchte, habe ich lange Zeit nicht begreifen können. Ich hatte keine rechte Vorstellung davon, wie Revolutionen entstehen, woher man Straßenkämpfer nimmt, wer die Leute sind, die sich in einem gegebenen Augenblicke ganz von selbst an der Spitze eines Aufruhrs finden. Ich verstehe die Einzelheiten der neuern Geschichte Frankreichs erst, seit ich jenen sonderbaren Typus kennen gelernt habe, den ich dem Leser unter dem Namen Papa Gregoire vorstellen will.

Papa Gregoire ist heute ein siebenzigjähriger Greis, jedoch so frisch und grün, daß man ihm kaum mehr als fünfzig Jahre geben würde. Seine Erscheinung ist eine so auffallende, daß ihn Jung und Alt im Quartier latin kennt wo er in einer der entlegensten Gassen, ein gut Stück hinter der Sternwarte, eine einsame Junggesellenstube bewohnt. Er ist eine untersetzte Gestalt, eher klein als groß, breitschulterig, hochbrüstig und von strammer Haltung. Sein wetterhartes braunes Gesicht umrahmt ein dichter Bart, der ebenso wie

das lange und volle Haupthaar noch ziemlich dunkel ist. Die Augen sind klein, blitzend und unter buschigen Brauen halbversteckt. In seiner Tracht ist er unabhängig von Jahreszeit und Mode. Man sieht ihn immer in denselben Kleidern. Er trägt ein Beinkleid und eine Art weiter Joppe aus rothbraunem Wollsammt, darüber einen spanischen Radmantel aus Tuch, der, wenn sein Rand nicht übergeschlagen ist, bis zum Knöchel reicht, und auf dem Kopf einen schwarzlackirten Kutscherhut. Die Polizei, unter deren Ueberwachung er fast seit seiner Kindheit steht, muß ihm für seinen sonderbaren und unveränderlichen Anzug wol Dank wissen, denn er hat ihr sicherlich die Aufgabe, den Papa Gregoire stets im Auge zu behalten, wesentlich erleichtert.

Papa Gregoire ist der Sprößling einer Familie, die zur stolzesten und ältesten Revolutions-Aristokratie gehört und seit 1789 ihr Blut in jedem Straßenkampfe von Paris vergossen hat. Er spricht von seinen Ahnen ganz in demselben Tone wie etwa ein englischer Howard oder Percy von den seinigen und sein Stammbaum ist sichtlich seine Eitelkeit. Wenn er die Großthaten seiner Vorfahren erzählt, dann leuchten seine Augen, sein gewöhnlich starres und finsteres Gesicht wird beweglich und hellt sich auf und seine etwas heisere Stimme nimmt die Intonationen an, mit denen im Théâtre français Don Ruis Gomez de Silva dem Kaiser Karl V. (in Victor Hugos „Hernani") seine Ahnenbilder erklärt. Es können sich aber auch wenige Menschen einer solchen Familiengeschichte rühmen wie Papa Gregoire. Sein Großvater war im Jahre 1789 Schreiber im Châtelet, beinahe Richter; er

nahm am Sturme wider die Bastille theil und wurde von einem herabfallenden Mauerstein am Fuße verletzt; er gehörte somit zu den sehr wenigen Verwundeten jenes großen Tages, mit dem die Umwälzung beginnt; das Volk von Paris feierte ihn als einen Helden, Mirabeau und Lafayette, Robespierre, Danton, Marat und Desmoulins, ein wenig auch Santerre, wurden seine Freunde. Die beiden erstgenannten vernachläßigten ihn wol bald, mit den anderen aber blieb er vertraut bis an ihr oder sein Lebensende. Robespierre wurde Diktator, Danton Parteiführer, Santerre General, der Großvater unseres Papa Gregoire wollte nicht einmal Abgeordneter werden; er begnügte sich damit, als Mitglied des Jakobinerklubs ein finsterer, leidenschaftlicher, uneigennütziger Revolutionär zu sein; allein wenn er die Macht und Ehren seiner Parteigenossen nicht getheilt hatte, so ließ ihn ihr Untergang darum keineswegs unberührt: der weiße Schrecken schickte ihn nach dem 9. Thermidor aufs Schaffot, ganz als ob er während des rothen Schreckens geherrscht und genossen hätte. Der Sohn war des Vaters würdig. Jurist wie dieser, stellte er sich während der Restauration ein wenig blos und wurde vom Barreau ausgeschlossen. Die Julirevolution fand ihn als einundfünfzigjährigen Mann. Gregoire war damals noch nicht Papa Gregoire, sondern ein zwanzigjähriger, grünschnäbeliger Rechtshörer. Sein Vater nahm ihn mit sich auf die Straße und zusammen fochten sie an den drei blutigen Tagen für die Illusionen der Freiheit. Seite an Seite kämpfend vollbrachten Vater und Sohn Wunder der Tapferkeit. Sie wurden in Paris sprichwörtlich. Man

erzählte sich in allen Stadtvierteln Legenden von ihrem Muthe, Louis Philipp ließ sie sich vorstellen und drückte ihnen mit überfließender Rührung die Hand. Die Zeugen dieser schönen Szene riefen begeistert: „Vive le roi!“ Der Alte und der Junge riefen: „Vive la République!“ machten Kehrt und marschirten steif wie Wegweiserpfähle ab. Die Nachbarn der Beiden in den Straßenkämpfen erhielten alle das dreistrahlige „Juli-Kreuz“, die meisten verlangten und bekamen ein Amt, ein Ruhegehalt, irgend einen Vortheil, der Sohn und der Enkel des Bastillenstürmers erhielten weder das Kreuz noch sonst etwas; es ist wahr, sie forderten nichts; aber es ist ebenso wahr, daß die Regierung mit der größten Zuvorkommenheit ihre Uneigennützigkeit vor Versuchungen bewahrte. Einen Vortheil hatten sie doch von ihren Anstrengungen während der Julitage. Sie standen von nun an als gefährliche Menschen unter polizeilicher Aufsicht.

Gregoire setzte seine Studien fort und hatte sie im Jahre 1832 fast beendet. Da kam die Emeute vom 5. Juni, anläßlich des Leichenbegängnisses des Generals Lamarque. Wir finden ihn und seinen Vater wieder in der Straße. Sie vertheidigen eine Barrikade in der Rue St. Denis. Der Alte wird durch die Brust geschossen, der Junge am Arme verwundet. Jener wird gefangen, dieser kann entfliehen. Der Alte stirbt im Hospital, ehe man Zeit hat, ihm neben dem durch den Zufall verursachten Loch in der Brust kraft gesetzlichen Richterspruchs ein zweites Loch zu machen, und Gregoire, nun zweiundzwanzig Jahre alt, ist Oberhaupt seines berühmten Hauses. Er verbirgt sich eine Zeitlang bei Arbeitern

des Faubourg Marceau, bis seine Wunde geheilt ist und er sich wieder mit einiger Sicherheit zeigen kann. Die Polizei macht eine Grimasse, als sie ihn das erstemal nach den Junitagen wiedererblickt, aber sie läßt ihn seiner Wege ziehen.

Gregoire findet nun, daß er das Gesetz genügend kenne, um zu wissen, daß es nichts tauge, und er vertauscht das Studium des Rechts mit einer nützlichern Beschäftigung. Er wird nämlich Chemiker und besonders Feuerwerker. Zu seiner Besonderheit macht er die Erzeugung von Schießpulver. Er betreibt dieses Geschäft oder diese Liebhaberei mit solchem Eifer, daß die Polizei wiederholt Haussuchungen bei ihm vornimmt, seine Geräthe und chemischen Stoffe beschlagnahmt und ihn selbst jedesmal auf einige Wochen ins Gefängniß schickt. Es stand in den Sternen geschrieben, daß dieser unabhängige Bürger nicht sterben sollte, ohne aus der Hand des Staates Wolthaten empfangen zu haben. Das Gefängniß machte ihn nicht zahmer, im Gegentheil. Im April 1834 treffen wir ihn schon wieder auf einer Barrikade, die er, wie es scheint, nach einem ganz neuen System gebaut hat. Seine Verbesserungen werden von Kennern gerühmt und sind von allen Berufsrevolutionären von Paris seither angenommen worden. Bei jener Gelegenheit halfen sie ihm aber nicht viel, denn seine Barrikade wurde erstürmt und er selbst gefangen genommen, nachdem er sich wie ein Löwe geschlagen hatte. Er sollte erschossen werden, wurde aber blos zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt und nach zwölf Jahren begnadigt. Der Freiheit wiedergegeben, blieb er nicht lange müßig. Im Februar 1848 stürmte er die Tuilerien und setzte sich einen

Augenblick auf den Thron Louis Philippes, den er mit aufrichten geholfen. Er war jetzt wieder Mitglied der Regierungspartei, speiste mit Ledru-Rollin, wurde auf der Straße gegrüßt und von jungen Leuten um seinen Schutz angegangen. Der Minister des Innern bot ihm eine Präfektur an, er schlug sie aus; sein Arrondissement wählte ihn zum Maire, er lehnte ab; sein Bataillon der Nationalgarde ernannte ihn zum Major, er nahm an und wurde der thätigste Offizier von Paris, so thätig, daß die Polizei, vielleicht noch aus alter Gewohnheit, ihn durchdringender als je beobachtete. Ihr Mißtrauen war nicht ganz unbegründet; denn im Juni war sein Bataillon das erste, das tapferste und jedenfalls bestkommandirte, das an den Straßenkämpfen theilnahm. Wieder verwundet, wieder besiegt, war er im Stand, in einer Entkleidung aus Paris zu entkommen. Cavaignac war monatelang unmuthig darüber, daß er Gregoire nicht habe todtschießen lassen können.

Zwei Jahre später wagte er es wieder, im Quartier latin aufzutauchen. Die Polizei begrüßte sein Erscheinen mit großer Befriedigung. Es war ihr schwer geworden, ihn zu entbehren. Am 4. Dezember 1851 baute er natürlich wieder eine Barrikade, und zwar im Faubourg St. Antoine. Er gab der Truppe ziemlich viel zu schaffen, aber schließlich wurde seine Barrikade mit großen Opfern erstürmt. Die Sieger fanden nur drei Verwundete hinter derselben. Alle übrigen Vertheidiger waren verschwunden und Gregoire mit ihnen. Wäre er mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, so hätte man ihn natürlich sofort niedergemetzelt. Die Polizei fand ihn jedoch

erst einige Wochen später und begnügte sich damit, ihn nach mehrmonatlicher Untersuchungshaft und zahlreichen Mißhandlungen mit einem Ehrengeleite von Gendarmen über die Grenze zu schicken.

Irgend eine Begnadigung öffnete ihm das Vaterland wieder und er erschien aufs Neue im Quartier latin. Jetzt war er bereits der Papa Gregoire. Wenn er in seinem sonderbaren Aufzuge durch die Straßen ging, zeigte man sich ihn mit dem Finger und sagte: „Das ist der große Gregoire! Das ist ‚unser' Gregoire!" Man vergötterte ihn im Viertel. Man wollte ihn zum Abgeordneten wählen. Er verbat sich jede Ehre. Doch hatte er nichts dagegen, daß sich die ganze ehrgeizige, republikanische, zukunftreiche Jugend an ihn drängte. Die zuverlässigen Besucher, die er in seine Wohnung einließ, bewunderten bei ihm eine Sammlung von Modellen, welche die Entwickelung der Barrikade von ihren Anfängen bis zur Gegenwart versinnlichten. Er arbeitete unausgesetzt an deren Verbesserung und Vervollkommnung. Er gab Kurse und Privatunterricht im Barrikaden-Bau, die ihm mäßig bezahlt wurden. Es scheint, daß er davon und von zeitweiligen chemischen Arbeiten lebte. Er war die Seele aller Verschwörungen, welche während der letzten Jahre des Kaiserreichs Paris unterwühlten. Alle Männer des Wortes und der That, die seither zu Macht und Stellung gelangt sind, waren damals seine vertrauten Freunde.

Eine neue Emeute, welche ihm Gelegenheit bieten sollte, sein letztes Barrikadenmodell zu erproben, war in Vorbe-

reitung, als der Krieg ausbrach. Die Ereignisse drängten einander mit schwindeliger Hast und im Nu war der 4. September da. Zum erstenmale seit 1848 befand sich Papa Gregoire wieder auf der Seite der Regierung, deren sämmtliche Mitglieder seine Verschwörungsgenossen und nahen Freunde waren. Wieder bot man ihm Präfekturen und Bureauchefs-Stellen an, er aber hatte für alle derartigen Anträge blos ein Achselzucken und ein ironisches Lächeln. Dagegen ließ er sich herbei, in die Barrikadenkommission einzutreten, deren Präsident bekanntlich Rochefort war. Glücklich, ihn in einer amtlichen Stellung zu sehen, wollte ihn die Regierung veranlassen, den Titel eines Generalinspektors der Barrikaden und etliche goldene Aermelstreifen anzunehmen, der hartnäckige Alte wollte aber auch davon nichts hören und blieb bei seinem „Papa Gregoire" und bei seinem runden Mantel und Kutscherhut. Und das war gut, denn er hätte sich Goldstreifen und Titel doch bald abgewöhnen müssen, da er schon im Oktober glücklich wieder auf die Oppositionsseite, wo allein er sich behaglich fühlen konnte, hinübergelangte und am 31. Oktober einer der Führer des Handstreichs gegen das Hôtel de Ville war. Man weiß, daß dieser Putsch, der Vorläufer der Commune, unterdrückt wurde. Papa Gregoire kam zur Abwechselung wieder in den Kerker, hatte jedoch diesmal die Genugthuung, sich von seinen Freunden eingesperrt zu wissen. Zu seinem offenbaren Glücke wurde er in ein Provinzgefängniß gebracht, wo er über die ganze Zeit der Commune blieb. Wäre er in Paris eingesperrt gewesen, so hätte ihn die Commune befreit und er wäre sicher einer ihrer Ver-

theidiger geworden, um in der Stunde der Vergeltung das Schicksal der Rigault, Rossel u. s. w. zu theilen.

Im Spätherbste 1872 hatte er seine Strafe abgebüßt und kam nach Paris zurück. Was er in den nächsten Jahren trieb, weiß ich nicht. Ich lernte ihn im Sommer 1876 kennen. Er pflegte zweimal täglich zum Odeon zu kommen, um unter den Arkaden die Morgen- und Abendblätter zu lesen. Er begann immer zuerst mit den radikalsten Zeitungen, die er aufmerksam durchlas, und schloß mit den klerikalen, bonapartistischen und royalistischen Organen, die er durchflog. Fast immer sah ich in seiner Gesellschaft einen etwa dreißigjährigen Mann, in welchem man schon auf Kilometerentfernung den Bohème erkennen mußte. Er war klein, mager, dunkel, beweglich. Haar und Bart trug er wie Papa Gregoire und die Nachahmung war so vollkommen, als es seine natürlichen Mittel gestatteten. Seine Kleidung war fadenscheinig und vernachlässigt, seine Wäsche verbarg in der Regel ein um den Hals geschlungener Foulard, dessen Zipfel vorn zwischen die Rockklappen hinabhing. Ich erfuhr unschwer, daß dieser Bohème Marius Cancre heiße, aus dem Süden sei und bereits eine reiche politische Vergangenheit habe. Er war ein ehemaliger Student, der Ende der Sechziger Jahre mit Papa Gregoire und zahlreichen anderen republikanischen Berühmtheiten in Verschwörungen gearbeitet hatte. Am 4. September war er unter denen, die in den gesetzgebenden Körper einbrachen und die neue Regierung ins Stadthaus begleiteten. Für seinen Eifer empfing er eine erste Abschlagszahlung, indem ihn ein Präfekt der Nationalvertheidigungs-Regierung

als Sekretär in die Provinz mitnahm. Im März 1871 wurde sein Präfekt wieder abgesetzt und er mit ihm. Während der Commune war er verschwunden und man hat nie erfahren, wo er sich damals aufgehalten hat. Als die Ordnung in Paris wiederhergestellt war, wurde er plötzlich aufs Neue sichtbar und begann für die radikalen Blätter zu schreiben. Doch nahm diese Thätigkeit offenbar nicht viel von seiner Zeit in Anspruch. Denn man konnte ihn fast den ganzen Tag unter den Arkaden des Odeon sehen, wo er in den Büchern stöberte, die Zeitungen verschlang und endloser eifriger Gespräche mit allen möglichen Leuten pflog. Er war ebenso schwatzhaft, wie Papa Gregoire schweigsam war. Sein Mund stand nie still und er hatte die Gewohnheit, sehr laut zu sprechen und seine Worte mit heftigen Gesten zu begleiten. Im Quartier galt er für eine Art Factotum des Papa Gregoire, denn er begleitete ihn stets vom Odeon nach Haus und kam auch oft mit ihm zusammen an. Hatte Papa Gregoire sich unter den Arkaden niedergesetzt, so nahm Marius neben ihm Platz, trug ihm die Zeitungen zu, machte ihn auf Stellen aufmerksam und besprach die Artikel. Papa Gregoire antwortete in der Regel nicht, hörte aber zu. Marius führte stets sehr heftige Reden und schien fortwährend in leidenschaftlicher Erregung. „Ein Feuerkopf!“ murmelten die Leute, die ihm eine Weile zugehört hatten. „Wenn wir viele solcher Republikaner hätten wie diesen, so sähe es in Frankreich anders aus“, war die allgemeine Stimme des freisinnigen Quartier-latin-Publikums.

Unter solchen Umständen kam der 16. Mai (1877) her-

an. Im Quartier herrschte die größte Aufregung. Um das Odeon standen dichte Gruppen, die mit finsterer Miene und faustballend die Zeitungen lasen oder mit Heftigkeit die Vorfälle des Tages besprachen. Marius schien vor Wuth außer sich zu sein. Er schrie: „Eine solche Schmach darf Paris nicht erdulden! Fände ich fünfhundert Menschen, auf die ich mich verlassen könnte, ich würde auf der Stelle nach dem Elysée marschiren und Ordnung machen.“ Papa Gregoire war dagegen ruhiger als je und lächelte nur vielsagend.

Die Arkaden des Odeon waren während der ganzen Periode des 16. Mai ein Herd der Agitation und standen unter besonderer geheimpolizeilicher Ueberwachung. Das merkte das Publikum bald und obwol es sich zahlreicher als in ruhigen Zeitläuften einfand, befleißigte es sich doch einer vorsichtigen Zurückhaltung und flüsterte statt zu sprechen. Nur Marius hörte nicht auf zu peroriren. Es wurde gefährlich, in seiner Nähe zu verweilen, und Papa Gregoire ermahnte ihn oft, sich ein wenig zu mäßigen. „Wenn die Zeit da ist, muß man sich schlagen. Ist sie aber nicht da, so ist es zwecklos zu schwatzen“, pflegte er in seiner gleichmüthigen Weise zu sagen, wenn der feurige Südländer gar zu heftig wurde.

Der Sommer, der an Aufregungen so reich war, ging zur Neige; Paris erlebte das großartige Leichenbegängniß Thiers' und den noch großartigern 14. Oktober, den Tag der allgemeinen Wahlen, die dem Ministerium Broglie-Fourtou das Genick brachen und der Nagel zum Sarge des Mac Mahonnats wurden; es wurde November, Dezember, das reaktionäre Ministerium machte aber noch immer keine Miene,

sich vor dem Willen des Landes zu beugen, der sich am 14. Oktober in der Wahl einer republikanischen Mehrheit ausgedrückt hatte. In der Stadt begannen die unheimlichsten Gerüchte umzulaufen. Man sprach von einem Staatsstreiche, den man vorbereite und gegen den sich die ganze Nation wie ein Mann erheben werde. Viele gute Republikaner waffneten sich und bereiteten sich in aller Stille zur Vertheidigung gegen den geplanten reaktionären Anschlag vor. Es hieß oft in den Hörsälen und um das Odeon: „Gebt Acht! Morgen geht die Geschichte los!“ und dabei sah man sich vielsagend an und drückte sich die Hände. Besonders an einem Dezembertage lag es wirklich wie Aufstand und Straßenkampf in der Luft. Papa Gregoire war Vormittags gegen seine Gewohnheit vom Odeon weggeblieben und kam erst spät Abends, um rasch die Blätter durchzusehen. Er sah erregt aus, war aber noch schweigsamer als gewöhnlich. Marius dagegen, der natürlich nicht fehlte, hatte ein noch loseres Maul als sonst. Er erging sich in den heftigsten Schmähungen gegen den Marschall Mac Mahon und die Minister, so daß die Nahestehenden erschrocken weggingen und Papa Gregoire ihm ruhig sagte: „Marius, man wird Sie einsperren.“

„Sie sollen es wagen, die Schergen des Elysée, sie sollen herankommen, ich werde sie zu empfangen wissen!“ schrie Marius und schwang drohend ein Spazierstöckchen, das er in der Hand hielt.

„Marius, ein eingesperrter Mann kann keine Barrikade vertheidigen“, erwiderte Papa Gregoire, erhob sich und ging gelassen weg. Marius aber brüllte ihm aus voller Kehle

nach: „Haben Sie doch vor diesem Gesindel keine Furcht! Die Lakaien des Elysée werden es nicht wagen, einen Bürger mit ihrer Berührung zu besudeln.“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als ein Sergent de Ville, den ein Spitzel in Zivilkleidern herbeigeholt hatte, auf Marius zutrat und ihn kurz anfuhr: „Kommen Sie, und ohne Aufsehen. Wenn Sie sich widersetzen, binde ich Sie.“

Ich wohnte nun einem erstaunlichen Dekorationswechsel bei. Marius, eben noch so laut und erregt, wurde plötzlich sanft und still wie ein Lamm. Er machte durchaus keine Miene, Widerstand zu leisten, sondern sagte mit ausgesuchter Höflichkeit: „Es ist gut, mein Herr, es ist gut, ich folge Ihnen.“ Er trat zum Zeitungshändler, gab das Blatt zurück, das er eben in der Hand hatte, grüßte und entfernte sich leichtblütig, begleitet vom Sergent de Ville und dem Spitzel. Das Publikum sah der Gruppe verblüfft nach und steckte eifrig die Köpfe zusammen. . . . .

Wenige Tage darauf war das Ministerium Dufaure gebildet, der Marschall hatte sich unterworfen, die Krise ihr Ende erreicht. Marius wurde aus der Haft entlassen und erschien wieder unter den Arkaden des Odeon. Er war neu gekleidet, trug reine Wäsche und begnügte sich damit, den Papa Gregoire zu grüßen, jedoch ohne sich neben ihn zu setzen. Das währte so eine Woche oder zwei, dann blieb er aus und man sah ihn nicht mehr in der Umgebung des Odeon. Man fragte Papa Gregoire: „Was ist mit Marius geschehen?“ „Ich weiß es nicht“, antwortete der alte Revo-

lutionär lächelnd, „wir haben gesiegt und er ist vielleicht mit der Verfolgung des Feindes beschäftigt.“ Bald erfuhr man, daß Marius nicht mehr im lateinischen Viertel wohne; es hieß, er habe ein Appartement in der Nähe des Boulevards gemiethet. Seine Geschicke hatten offenbar eine unvermuthet günstige Wendung genommen.

Eines Morgens, bald nach Neujahr, kam Papa Gregoire wie gewöhnlich zum Zeitungshändler und sagte leichthin, während er die „Lanterne“ nahm: „Sie haben mich jüngst nach Marius gefragt, nun, es scheint, daß Marius — pardon, daß Monsieur Cancre auf dem Weg ist, eine Persönlichkeit zu werden. Ich bin ihm gestern in der Rue Vivienne begegnet, allein er ist mir ausgewichen und hat mich nicht gegrüßt.“

In der That, Monsieur Cancre hatte angefangen, Carrière zu machen. Er war ja während der Periode des 16. Mai eingesperrt worden und dieses Martyrium gab ihm ein Anrecht auf Belohnung. Man ernannte ihn um Neujahr zum Polizeiadjunkten und die erste Verfügung, die er traf, war die, Papa Gregoire schärfer als je überwachen zu lassen.

Wenige Jahre später war Monsieur Cancre Bureauchef und Ritter der Ehrenlegion. Papa Gregoire aber liest nach wie vor seine Zeitungen unter den Arkaden des Odeon, arbeitet an der Verbesserung des Barrikaden-Baues und erzählt der Jugend des Quartier latin, die ihm mit Ehrfurcht zuhört, die Geschichte seiner heldenmüthigen Vorfahren.

Aus dem Tagebuch eines Künstlers.

Als ich eines Tages unter den Arkaden des Odeon in Gedanken versunken auf- und abging, bemerkte ich plötzlich zu meinen Füßen ein kleines Schreibbuch, das ich neugierig aufhob. Es war in Leder gebunden, stark abgenutzt und an den Ecken und Rändern ganz ausgeschartet. Hatte sein Besitzer es weggeworfen? Hatte er es verloren? Ich weiß es nicht. Es waren gerade nur sehr wenige Spaziergänger unter den Arkaden und ich kannte die meisten. Die Erkundigung, die ich der Reihe nach bei ihnen einzog, ergab, daß das Büchlein keinem von ihnen gehörte. Ich entschloß mich, vorwitzig zu sein und es zu öffnen. Es enthielt nur einige Blätter, während viele andere herausgerissen waren. Um möglicherweise den Namen des rechtmäßigen Eigenthümers ausfindig zu machen, las ich die Aufzeichnungen, welche die losen Blätter bedeckten. Den Namen fand ich nicht, wol aber wunderliche Bruchstücke aus dem Tagebuch eines Malers, die ich hier ohne Bemerkung, nur etwas gekürzt, wiedergebe.

26. Februar. Das war heute wieder ein greulicher Tag.

Kalt, regnicht, hungerleiderisch. Ich zähneklapperte wie im Taglohn und lief acht bis zehn Kilometer auf den Boulevards ab, um mich zu wärmen. Vor der Passage de l'Opera sprach mich ein Frauenzimmer an. Das nenne ich schön ankommen! Ich hatte acht Sous in der Tasche! Ich schlug ihr vor, ihr Gesicht mit guten Oelfarben dauerhaft und schön zu bemalen, sie lehnte mit Entrüstung ab. Nicht einmal die will von meiner Malerei etwas wissen!

28. Februar. Eine halbe Stunde lang an meinem „Sturm der Bastille" gearbeitet, dann fiel mir der Pinsel aus der starren Hand. Welch ein Elend! Den Nachmittag wieder als Rennthier auf dem Boulevard verbummelt. Die Bilder in den Schaufenstern der Händler betrachtet. Eine Schwarte von dem Rindvieh Legros — 10,000 Franken! Ein Mist von dem Pech- und Schwefel-Reiber Petit, so lieblich, wie wenn ihn ein Stiefelputzer mit Wichse und Bürste hingestrichen hätte — 15,000 Franken! Es ist zum Tollwerden. Nein. Mit diesem Quark kann ich nicht wetteifern. Einem Publikum, das Legros und Petit kauft, werde ich nie gefallen und ich bin stolz darauf. Das beste wäre vielleicht, ich gäbe die Kunst auf und ließe mich als Bierwirth nieder. Ich fürchte nur, daß ich dann mein bester Kunde wäre.

3. März. Und es gibt Leute, die die Todesstrafe abschaffen möchten! Was, ich soll nicht mindestens an die Möglichkeit denken dürfen, daß man diesen Schurken von Farbenhändler eines Tages zu der Guillotine schleppt, die noch zu gut ist für ein solches Aas? Er will mir keine Farben mehr liefern und ich bin ihm doch erst 120 Franken

schuldig! 120 Franken! Wenn ich bedenke, daß ein einziges Bild von mir zwei- bis hunderttausend Franken werth ist! Der Galgenstrick ist mein Mörder. Die Mère Susanne wollte mir drei Monate lang für das Bildniß ihres neugeborenen Enkelchens zu essen geben. Und ich habe nun keine Farbe, um das Bildniß zu malen! Mein „Sturm der Bastille" würde im Salon das riesigste Aufsehen erregen, mich mit einem Schlage zu einem weltberühmten und reichen Manne machen, und keine Farbe, das Bild zu vollenden. Gräßlich! Gräßlich!

5. März. Ich habe versucht, der Mère Susanne eine Kohlenzeichnung statt eines Oelgemäldes anzuhängen, aber sie besteht auf Oel. Sie fragte mich, ob ich einen Kalbskopf mit Essig und Oel annehmen würde, wenn er mit Kohle statt mit Oel bereitet wäre. Das Argument ist nicht ohne.

9. März. Ein Sonnenstrahl! Das Glück lächelt mir! Der Farbenhändler ließ mich heute früh rufen und fragte mich, ob ich die Ausschmückung des Speisesaals in einem Hotel übernehmen wolle, das sich ein Herr Pichon oder Fichon beim Park Monceau bauen lasse. Ich fiel dem Farbenhändler um den Hals. Ich habe dem braven Manne schweres Unrecht gethan. Auch war der Tag heute schön warm. Man spürt den Frühling kommen. Das Leben ist schließlich doch nicht so arg, wie die Philosophen uns weismachen wollen.

10. März. Pichon heißt er. Ich war bei ihm. Du lieber Gott, wie reich ist deine Menagerie! Er ist ein Käseimporteur, der sich vom Geschäfte zurückgezogen hat und nun den Feinen spielt. Versteht von Kunst so viel wie eine Kuh

von Aſtronomie. Ich ſchlug ihm als Sujet für ſeinen Speiſeſaal eine große Allegorie vor, „die neun Muſen, von der ſtudirenden Jugend Frankreichs zum Tanz aufgefordert“. Ich hätte dieſe ſchöne Allegorie mit meinem Herzblute gemalt. Das Vieh beſtand aber darauf, nur Lebensmittel an den Wänden ſeines Speiſezimmers zu haben. Wieder eine Unſterblichkeit beim Teufel!

13. März. Jedes Ding hat doch ſeine gute Seite. Ich erklärte meinem Mäcen, daß ich für die Wandgemälde Modelle brauche. Ich verlangte Schinken, Auſtern, Faſanen, Schweinsköpfe, Obſt, Paſteten, Wein. Ich ſetzte dem trefflichen Pichon mit blendender Beredſamkeit auseinander, daß der Werth der Bilder von der Güte der Modelle abhänge. Wenn er appetitliche und erfreuliche Stillleben haben wolle, müſſe er mir das Beſte und Schmackhafteſte ſchicken, was zu haben ſei. Er ſchien das einzuſehen und verſprach Alles. Hurrah!

14. März. Ein Verräther! Schickt mir rohes Wildpret und ſehr viel Käſe, unter dem Vorwande, daß ihn die Porträts der Käſeſorten an die ſchönſten Jahre ſeines Lebens erinnern werden. Beſtehe auf Schinken, Auſtern und Wein. Den rohen Faſan bekommt Mère Suſanne.

(Hier fehlen einige Blätter.)

27. März. Wenn ich nicht fertig würde, es wäre ſchrecklich! Am 31. wird die Annahme der Bilder für den Salon geſchloſſen und meinem „Sturm der Baſtille“ fehlt noch ſo viel! Ich zünde Pichon ſein verfluchtes Hotel an, wenn ich wegen ſeiner Käſeporträts vom Salon ausgeſperrt werde.

31. März. Das Bild iſt im Induſtriepalaſte. Nun hat

alles Elend bald ein Ende. Wenn ich nicht den großen Preis des „Salon“ bekomme, so gibt es keine Gerechtigkeit auf Erden. Die Nesthocker von der École des beaux arts murmelten, als ich meine Leinwand stolz die Treppe hinauftrug. Sie waren grün und gelb vor Neid. Ich hoffe, sie werden bald bersten.

10. Mai. Alles ist verloren. Ein Dämon oder ein unbekannter Feind verfolgt mich. Heute ist vernissage. Ich bin einer der ersten im Salon. Mein Herz droht vor Aufregung zu zerspringen. Ich stürze in die Säle, suche mein Bild, vergebens. Ich finde es nicht. Ich blicke verzweifelt gen Himmel, da — mich trifft fast der Schlag — da entdecke ich es ganz oben, ganz oben, thurmhoch, unsichtbar, mausetodtgeschlagen, unmittelbar unter der Decke! Ich kann es nicht einmal firnissen, denn keine Leiter ist hoch genug, um dort hinauf zu reichen. Um es an seinen Platz zu hängen, müssen sie in einem Ballon aufgestiegen sein. Ich schrie, ich beschwerte mich, vergebens. Sie wollen von einem Umhängen nichts wissen. Ich hätte mich gleich selbst neben mein unglückliches Bild gehängt, wenn ich nur hinaufgekonnt hätte.

12. Mai. Was hilft alles Jammern? Man muß es tragen, so gut es geht. Ich mache verzweifelte Anstrengungen, um die Aufmerksamkeit auf das Bild zu lenken. Heute stand ich davor und blickte eifrig hinauf und rief halblaut, wie für mich: „Wunderbar! Großartig! Ein Meisterwerk!“ Ein dicker Mann hörte mir eine Weile zu. Als er weiter ging, hörte ich ihn deutlich murmeln: „Crétin.“ Das ist nicht ermuthigend.

13. Mai. Wie, wenn ich den Astronomen der Place de la Concorde einladen würde, tagüber sein Fernrohr vor meinem Bild aufzustellen?

18. Mai. Dem „Rappel" einen ebenso anonymen wie begeisterten Artikel über den „Sturm der Bastille" geschickt. Wenn selbst dieses Blatt den Aufsatz nicht druckt, so male ich für den nächsten Salon einen „Einzug Philipps VII. in Paris".

22. Mai. Der „Rappel" ist ein Verräther. Die Hängekommission besteht aus Verräthern. Ich bin das Opfer eines reaktionären Komplotes. Ich weiß, was ich thue. Ich ziehe mein Bild aus dem Salon zurück und stelle es im Schaufenster der Mère Susanne aus. So wird man es wenigstens sehen.

25. Mai. Ich segne meinen Einfall. Seit drei Tagen erregt das Bild Aufsehen und veranlaßt Aufläufe. Heute ist ein Kunsthändler zu mir gekommen und hat zu mir gesagt: „Junger Mensch, Sie haben Talent." Ich antwortete ihm: „Herr Trichier, Sie sind der erste Kunsthändler von Geist, den ich kennen lerne." Er lächelte und sagte: „Ihnen fehlt nichts als ein bischen lancirt zu werden. Wenn Sie vernünftig sind, will ich etwas aus Ihnen machen." Ich habe mich ihm mit Haut und Haaren überliefert. Die Bedingungen sind hart. Ich darf fünf Jahre lang nur für ihn malen und muß Alles thun, was er im Interesse meiner Lancirung für nothwendig hält. Und nun glückauf!

(Hier findet sich wieder eine starke Lücke.)

1. Oktober. Mein neues Atelier macht mir doch keine

rechte Freude. Die alten Möbel, die Gobelins, die Waffen, die Porzellansachen sind ja recht schön, allein ich komme mir mitten zwischen diesen Herrlichkeiten doch vor wie ein gefangener Vogel in einem vergoldeten Käfig. Und wie theuer muß ich diesem Trichier die erborgte Pracht bezahlen! Er gestattet mir nicht mehr, etwas anderes zu malen als Boulevard-Ansichten mit Blumenmädchen, Cafés, Cocotten und Sergents de Ville. Wenn ich etwas ernstes machen will, muß ich mich vor ihm verstecken.

14. Oktober. Heute brachte mir Trichier ein amerikanisches Ehepaar ins Atelier. Die beiden bewunderten heftig alle Möbel und warfen zuletzt auch einen zerstreuten Blick auf die Staffelei. Ich hätte sie gern erwürgt. Ich durfte aber nicht, denn sie wollen Trichier um etliche hunderttausend Franken Bilder abkaufen.

15. Oktober. Trichier ist wirklich ein Genie. Heute veranstaltete er im Hotel Drouot eine Schwindelversteigerung und trieb zusammen mit seinem Kommis ein Bild von mir auf 35,000 Franken. Man mußte sehen, mit welchem Ernst der Kommis mein Bild erstand und mit welcher Andacht die gehirnerweichten Liebhaber die Leinwand anstarrten! Es war zum Kranklachen. Nicht als ob das Bild nicht so viel werth wäre, aber das ganze war ja doch blos eine Komödie!

16. Oktober. Alle Blätter sprechen von meinem Bilde, das um 35,000 Fr. versteigert worden ist. Der „Flaneur" weiß zu erzählen, es sei für ein englisches Museum angekauft worden. Der „Boulevardier" bringt sogar meine Lebens-

geſchichte, von der freilich keine einzige Angabe richtig iſt. Reizend!

17. Oktober. Heute ſtand die Thüre meines Ateliers nicht ſtill. Auch die Redakteure des „Flaneur“ und des „Boulevardier“ kamen und beglückwünſchten mich. Sie ſagten, daß eine Bildergalerie, in der ich fehle, heute nicht mehr vollſtändig ſei. Sie fügten beiläufig hinzu, daß ſie Galerien haben. Trichier ſchickte ihnen gleich nach ihrem Weggehen zwei meiner ſchönſten Bilder.

19. Oktober. Der „Flaneur“ erzählt, ich ſei für die Ehrenlegion vorgeſchlagen. Hm! Ich weiß nichts davon. Wenn es aber doch wahr wäre?

20. Oktober. Der „Boulevardier“ theilt mit, ein amerikaniſcher Petroleumkönig habe mir 50,000 Fr. für ein Bild geboten, ich habe aber das Angebot nicht annehmen können, weil ich auf drei Jahre hinaus mit Beſtellungen überhäuft ſei. So erfahre ich täglich etwas Neues und Intereſſantes.

(Hier fehlen einige Blätter.)

13. Januar. Dieſer Trichier iſt nie zufrieden! Kommt er mir heute und ſagt: „Lieber Freund, Sie ſind noch immer nicht auf dem rechten Wege. Sie arbeiten zu viel. Ein Künſtler, der in Paris zu etwas gelangen will, muß leben. Man darf kein Philiſter ſein. Man verlangt von euch Genialität, Ueberſchwang, Tollheit. Amuſiren Sie ſich! Machen Sie Dummheiten! Es iſt das Klügſte, was Sie thun können.“ Ich bin ſchon ſeekrank von den Boulevard-Anſichten, von denen ich heute gerade die fünfzigſte fertig gemacht habe.

Nun soll ich mich auch amusiren! Welch ein bitteres Brod ist doch das des Künstlers!

15. Januar. Ich habe mich köpflings in den Strudel gestürzt. Es geht. Gestern habe ich im Baccarat dreihundert Louis verloren. Trichier lächelte und zahlte. Ein tiefer Geist!

11. Februar. Seit ich das Bildniß der kleinen Sylvia gemalt habe, wollen alle Operettensängerinen von mir gemalt sein. Sie machen mich arm mit Blumensträußen, Bonbonnièren und Champagner.

12. Februar. Auf dem Maskenballe des Gymnase comique erschien ich in Schwimmhosen und mit einem sechseckigen Barett auf dem Kopf, an dessen Ecken Ballons angebracht waren. Alle Leute riefen: „Er ist doch ein genialer Kerl!“ Legros soll, wie man mir heute wiedererzählt, zu einem Journalisten gesagt haben, ich sei ein Intrigant. Ich wußte wol, daß die Schwimmhose sie bersten machen wird! Uebrigens habe ich mich auf dem Ball arg erkältet.

20. Februar. Ein Glück, daß ich acht Tage lang das Bett hüten mußte. Ich habe mich wenigstens ausruhen können. War das ein Leben! Jeden Abend bis Mitternacht hinter den Couliſſen, dann bis zum Morgen im Cabaret, dann im Cercle, auf dem Fechtboden, in den Redaktionen, immer den Kopf von Wein und Cognac und Schläfrigkeit schwer — wann werde ich endlich arbeiten dürfen und mich nicht mehr amusiren müssen?

(Neue Lücke.)

1. Mai. Meine beiden Bilder sind auf der cimaise. Ich habe seit vorigem Jahr ein hübsch Stück Weg gemacht!

3. Mai. Alle Zeitungen haben lange Artikel über meine Bilder. Trichier beginnt meine Photographie zu verkaufen. Er verſichert, daß ſie gut geht. Ich lade für heute Abend die Salonkritiker zum Diner. Wenn ich morgen früh um acht ins Bett komme, kann ich von Glück ſagen.

6. Mai. Der heutige Tag iſt der ſchönſte meines Lebens. Pichon, mein Käſeimporteur Pichon, der gehört hat, ich ſei ein berühmter Mann geworden, iſt zu mir gekommen und hat verlangt, ich ſolle die Bilder in ſeinem Speiſeſaal unterzeichnen. Fünfhundert Franken hat mir der Kümmelſpalter damals für die Arbeit bezahlt und davon habe ich 250 dem Farbenhändler geben müſſen! Und als Modell hat er mir Käſe geſchickt! Ich verlangte ohne zu überlegen zwanzigtauſend Franken für die nachträgliche Unterſchrift. Nach einigem Druckſen und Muckſen hat Pichon zehntauſend gegeben. Welch eine Genugthuung! Welch eine Rache! —

Hier brechen die Aufzeichnungen ab. Ich habe leider nicht erfahren können, von wem ſie ſtammen.

Max Nordau's Schriften:

Paris. Studien und Bilder aus dem wahren Milliardenlande. Zweite vermehrte Auflage. 2 Bände. Preis eleg. geh. 10 Mk.; geb. 12 Mk. 60 Pf. (Leipzig 1882, Duncker u. Humblot.)

Ausgewählte Pariser Briefe. Kulturbilder. Zweite, vollständig umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage. (Leipzig, 1887, Ed. Wartig.)

Vom Kreml zur Alhambra. Kulturstudien. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. Preis brosch. 12 Mk.; geb. 15 Mk. (Leipzig, B. Elischer Nachf.)

Seifenblasen. Geschichten und Skizzen. (Leipzig, Ph. Reclam's Universalbibliothek.)

Der Krieg der Millionen. Schauspiel in fünf Aufzügen. Preis brosch. 3 Mk. 60 Pf. (Leipzig, B. Elischer Nachf.)

Paradoxe. Vierte Aufl. Preis brosch. 6 Mk.; geb. 7 Mk. 50 Pf. (Leipzig, B. Elischer Nachf.)

Die conventionellen Lügen der Kulturmenschheit. 14. rechtmäßige Auflage. Preis brosch. 6 Mk.; geb. 7 Mk. 50 Pf. (Leipzig, B. Elischer Nachf.)

Die Krankheit des Jahrhunderts. Roman. 2 Bände. Erste rechtmäßige Auflage. Preis eleg. geh. 10 Mk.; geb. 12 Mk. 80 M. (Leipzig, B. Elischer Nachf.)

Max Nordau's Porträt. Auf chines. Kupferdruckpapier, Folio. Preis 2 Mk. (Leipzig, B. Elischer Nachf.)

Im gleichen Verlage erschien ferner:

Bärwinkel, Fritz, Lieder ohne Retouche für Sopran und Alt. Brosch. in ff. Umschlag 1 M. 50 Pf.

Bayer, J., Aus Italien. Kultur- und kunstgeschichtliche Bilder und Studien. gr. 8°. 6 M. — Pf., geb. 7 M. 50 Pf.

Brückner, Alexand., Beiträge zur Kulturgeschichte Rußlands im XVII. Jahrhundert. 8°. Eleg. brosch. 8 M. — Pf., geb. 10 M. — Pf.

Christensen, Jens L., Der moderne Bildungsschwindel in Schule und Familie, sowie im täglichen Verkehr. 3. Auflage. gr. 8°. 3 M. — Pf.

— —, Die moderne Volkserziehung vor Gericht. Aktenmäßige Darstellung des gegen Autor und Verleger der Schrift: „Der moderne Bildungsschwindel" vor dem Landgericht zu Leipzig, Strafkammer II, geführten Criminalprozesses, nebst der Entscheidung des Reichsgerichts. 8°. 1 M. — Pf.

Dodel-Port, Prof. Arnold, Konrad Deubler. Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen. 2 Bände. 2. Aufl. gr. 8°. Mit Deublers Porträt. 8 M. — Pf., geb. 11 M. — Pf.

Engel, Eduard, Geschichte der englischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Mit einem Anhange: Die amerikanische Litteratur. Zweite vermehrte Auflage. Lex.-8°. 12 M. — Pf., geb. 13 M. 50 Pf. in Halbfranzband geb. 15 M. — Pf.

— —, Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Lex.-8°. 12 M. — Pf., geb. 13 M. 50 Pf., in Halbfranzband geb. 15 M. — Pf.

Gopčević, Spiridion, Bulgarien und Ostrumelien. Mit besonderer Berücksichtigung des Zeitraumes von 1878—1886 nebst militärischer Würdigung des serbo-bulgarischen Krieges. Mit 6 chromolithographischen Schlachtplänen. Lex. 8°. In feinster Ausstattung. Brosch. 8 M. — Pf., geb. 11 M. — Pf.

— —, Serbien und die Serben. Erster Band: Das Land. Mit 12 Tafeln, 2 Doppelbildern, 35 Holzschnitten im Text und einer Karte. gr. 4°. In feinster Ausstattung. Eleg. brosch. 24 M. — Pf.

— —, Beiträge zur neueren Kriegsgeschichte der Balkan-Halbinsel. Mit 2 Uebersichtskarten und 11 Schlachtplänen. 8°. Brosch. 4 M. 50 Pf.

— —, Studien über außereuropäische Kriege jüngster Zeit. Mit 5 Karten und Plänen. gr. 8°. Brosch. 7 M. 50 Pf.

Groß, Ferd., Zum Nachtisch. Erzählungen und Skizzen. 8°. Brosch. 4 M. — Pf., geb. 5 M. — Pf.

— —, Oberammergauer Passionsbriefe. Neue Auflage. 8°. Brosch. M. 1 — Pf.

Ibsen, Henrik, Peer Gynt. Ein dramatisches Gedicht. Uebersetzt von L. Passarge. 8°.
Brosch. 4 M. 80 Pf., eleg. geb. 6 M. — Pf.

Jensen, Wilh., Am Ausgang des Reiches. Ein Roman. 2 Bände. 8°.
Brosch. 12 M. — Pf., eleg. geb. 15 M. — Pf.

— —, Aus schwerer Vergangenheit. Ein Geschichten-Cyklus. 8°.
Brosch. 6 M. — Pf, eleg. geb. 7 M. 50 Pf.

— —, Die Heiligen von Amoltern. Novelle. 8°.
Brosch. 5 M. — Pf., geb. 6 M. — Pf.

— —, Die Pfeifer vom Dusenbach. Eine Geschichte aus dem Elsaß. Zweite Auflage. 2 Bände. 8°.
Brosch. 8 M. — Pf., geb. 10 M. — Pf.

— —, In der Fremde. Roman in zwei Büchern. Dritte, durchgesehene Auflage.
Brosch. 6 M. — Pf., geb. 7 M. — Pf.

— —, Runensteine. Roman. Dritte, durchgesehene Auflage. Brosch. 6 M. — Pf., eleg. geb. 7 M. — Pf.

— —, Vier Weihnachtserzählungen. Brosch. 3 M.
In Original-Prachtband mit Goldschnitt und einem Titelbild von Emil Lugo. 5 M. — Pf.

— —, Jahreszeiten. Roman. 2 Bände.
Brosch. 10 M. — Pf., eleg. geb. 13 M. — Pf.

— —, Im Vorherbst. Gedichte.
Brosch. 3 M. — Pf., eleg. geb. 5 M. — Pf.

— —, Die Kinder vom Oedacker. Roman. 2 Bände. Brosch. 10 M. — Pf., eleg. geb. 13 M. — Pf.

Jensen, Wilh., Der Herr Senator. Novelle. Miniaturausgabe. (Unter der Presse.)

— —, Ueber die Wolken. Roman. Dritte, neudurchgesehene Auflage. (Unter der Presse.)

Kaden, Waldemar, Neue Welschlandbilder und Historien. 8°. 6 Mk. — Pf.

Kapff-Essenther, F. v., Allerlei Liebe. Sechs Novellen. 8°. Brosch. 5 M. — Pf., geb. 6 M. — Pf.

— —, Mein Wien. Wiener Sittenbilder. (Neue Folge.) 8°. Brosch 5 M. — Pf., geb. 6 M. — Pf.

Klein, Hugo, Zauberkünste. Novellen. Brosch. 4 M. 50 Pf., eleg. geb. 5 M. 50 Pf.

Lotheißen, Ferd., Zur Sittengeschichte Frankreichs. Bilder und Historien. 8°. 5 M. — Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

Mantegazza, P., Physiognomik und Mimik. 2 Bände. Mit über hundert Abbildungen. Autorisirte Uebersetzung. Originalzeichnungen von H. u. E. Ximenes. Brosch. 10 M. — Pf., geb. 13 M. — Pf.

Mars im Flügelkleide. Lose Bilder aus den Flitterwochen des Lieutnantslebens. Mit 66 Orig.-Illustrat. gr. 8°. Neue Ausgabe. Brosch. 1 M. 20 Pf.

Parlow, Dr. Hans, Kultur und Gesellschaft im heutigen Spanien. 8°. Brosch. 5 M. — Pf., eleg. geb. 6 M. — Pf.

— —, Bilder und Träume aus Spanien. 8°. Brosch. 6 M. — Pf., eleg. geb. 7 M. — Pf.

Passarge, L., Henrik Ibsen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der norwegischen National-Litteratur. Mit dem Porträt und Facsim. Ibsens in Stahlstich. gr. 8°.
Eleg. geh. 6 M. — Pf.

— —, Sommerfahrten in Norwegen. Reiseerinnerungen, Natur- und Kulturstudien. Zweite, umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. 8°.
Brosch. 10 M. — Pf., geb. 12 M. 80 Pf.

— —, Aus dem heutigen Spanien und Portugal. Reisebriefe. 2 Bände. 8°.
Brosch. 10 M. — Pf., geb. 12 M. 80 Pf.

Pohl, Richard, Gesammelte Schriften über Musik und Musiker. Sr. Majestät Ludwig II., König von Bayern, gewidmet. 4 Bände.

I. Band: Richard Wagner. Studien und Kritiken. 8°. Mit Wagner's Porträt in Stahlstich.
Brosch. 7 M. 50 Pf., geb. 9 M. — Pf.

II. Band: Franz Liszt. Studien und Erinnerungen. 8°. Mit Liszt's Porträt in Stahlstich.
Brosch. 7 M. 50 Pf., geb. 9 M. — Pf.

III. Band: Hektor Berlioz. Studien und Erinnerungen. 8°. Mit Berlioz' Porträt in Stahlstich.
Brosch. 6 M. — Pf., geb. 7 M. 50 Pf.

IV. Band: Die Höhenzüge der musikalischen Entwickelung. In 6 Vorlesungen dargestellt. 8°.
Brosch. 6 M. — Pf., geb. 7 M. — Pf.

Raabe, Wilhelm, Das Odfeld. Eine Erzählung. 8°. Brosch. 5. M. — Pf., eleg. geb. 6 M. — Pf.

Ring, Max, Berliner Leben. Kulturstudien und Sittenbilder. 8°. Brosch. 6 M. — Pf., geb. 7 M. 50 Pf.

Rethel, Alfred, Auch ein Todtentanz. Mit erklärendem Text von R. Reinick. Ausgeführt im akademischen Atelier für Holzschneidekunst zu Dresden, unter Leitung von Prof. H. Bürkner. 11. Auflage, mit einem Vorwort von Joh. Proelß. 8 Blatt qu. Folio. In hocheleganter Mappe. 4 M. 50 Pf.

Schanz, Frida, Um Leben und Liebe. Novellen und Bilder. Brosch. 4 M. — Pf., eleg. geb. 5 M. 50 Pf.

Seidel, Heinrich, Naturfänger. Mit 110 Originalzeichnungen von H. Giacomelli. 4°. Auf feinstem Kupferdruckpapier. In drei Ausgaben.

Ausgabe A. eleg. brosch.	9 M. — Pf.
Ausgabe B. fein cart. in Halbl. u. Goldpressung	10 „ — „
Ausgabe C. hochf. geb. in Ganzl. u. 17 farb. Druck.	12 „ — „
Die hocheleganten Einbanddecke apart für	2 „ — „

Sermage, Graf R. v., Die Verlassenen. Roman. Brosch. 4 M. — Pf.

Stern, Adolf, Dürer in Venedig. Novelle. 8°. 2 M. — Pf., geb. m. Goldschn. 3 M. — Pf.

— —, Drei venezianische Novellen. 8°. Brosch. 4. M — Pf., geb. 5 M. 50 Pf.

— —, Aus dunklen Tagen. Ein Novellenbuch. 8°. Eleg. brosch. 5 M. — Pf.

— —, Zur Litteratur der Gegenwart. Bilder und Studien. gr. 8°. Eleg. brosch. 6 M. — Pf.

Wagner, Richard, als Schöpfer des Musikdramas. Von Oscar Benson. Aus dem Schwedischen übersetzt von Fr. P. Sievers. Brosch. 2 M. — Pf.

Weigand, Wilhelm, Die Frankenthaler. Roman. 8°. Brosch. 6 M. — Pf., fein geb. 7 M. 50 Pf.

— —, Im Exil. Novellen. 8°. Brosch. 6 M. — Pf.

— —, Gedichte. 8°. Brosch. 3 M. — Pf.

Illustrirte Jagdzeitung, Leipzig, gegr. 1873.

Jedem wahren Freunde von Wald, Wild und Natur empfehlen wir ein Abonnement auf unsere bestrenommirte

„Illustrirte Jagdzeitung (Leipzig)."

Wöchentlich 12 Seiten stark, auf gutem Papier, in Groß-Quartformat, reichhaltigst mit werthvollen Illustrationen der gediegensten, allerersten Meister geschmückt und zum billigsten Preise von 1 M. 50 Pf. quartaliter. Bereits erschienene Nummern des begonnenen Jahrganges können nachgeliefert werden. Probenummern gratis. Postzeitungsliste Nr. 2844.

Nolde-Berlin, Baron Ferd. von, Leitfaden zur Erlernung der Treffsicherheit im Schießen. 2. Aufl. 1 M. 20 Pf.

Peter, Johann, Buchengrün. Neue Gestalten und Geschichten aus dem deutschen Böhmerwald. In eleg. Umschlag. (374 S.) Geh. 5 M — Pf., eleg. geb. 6 M. 50 Pf.

Schulenburg, K. A. von, Haidekraut. Waidmanns-Humoresken. 140 Seiten auf feinem Papier, in Umschlag geheftet. 2. Aufl. 2 M. — Pf.